This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

GS
117 6

Memoirenbibliothek

Henri Rochefort

Abenteuer meines Lebens

II.

Abenteuer meines Lebens

Von

Henri Rochefort

o. c.
Rochefort-Luçay, Henri, de, 1831-1913

Autorisierte deutsche Bearbeitung

von

Heinrich Conrad

o. c.

In zwei Bänden — Band II

Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1900.

AN

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
130818A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1924 L

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhaltsübersicht des zweiten Bandes.

Achtzehntes Kapitel. Seite

Ein preußischer General als Rettungsengel. — Ueberführung nach Versailles. — Herr Gallifet und mein Tausendfrankenschein. — Der Mann mit dem roten Regenschirm. — Das Gefangenenhaus in Versailles. — Die Schrecknisse der Einsamkeit. — Verfolgung meiner Kinder. — Mein Verteidiger Albert Joly. — Kirchenräuber in perlgrauen Hosen! — Mein Untersuchungsrichter. — Trochu als Zeuge. — Verurteilt 11

Neunzehntes Kapitel.

Die Geographen der Regierung. — Der Zellenwaggon. — Fort Boyard. — Fluchtpläne. — Der erste Gefangenentransport nach Neukaledonien. — Amilcare Cipriani. — Fort Oleron. — Unser Bärenzwinger. — Die Ratten und die Flöhe. — Die Araberhäuptlinge. — Mein Roman ‚Die Verderbten'. — Die Bilder meiner ‚moukères' . . 48

Zwanzigstes Kapitel.

Die Insel Ré. — Ein angenehmer Besuch. — Neuer Fluchtplan. — Reise nach Versailles. — Eine Trauung auf dem Totenbett. — Hinterlistige Priester. — Die Wahl Barodets. — Die Parlamentsrevolution vom 24. Mai. — Krokodilsthränen. — Ein Brief von Victor Hugo. — Die ‚Virginie'. — ‚Nach Nouméa!' 70

Einundzwanzigstes Kapitel. Seite

Seekrankheit. — Der Frauenkäfig und seine Bewohnerinnen. — Kapitän Launay. — Wie man Meerschaum gewinnt. — Das Passieren der Linie. — Unser Aufenthalt an der brasilianischen Küste. — Die Seekarte und mein Fluchtplan. — Neukaledonien in Sicht. — Mißlungene Galanterie des Gouverneurs 87

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Empfang auf Ducos. — Unsere neue Zwangsheimat. — Disziplinarstrafe. — Der Gouverneur. — Unsere Kette. — Neukaledonische Erzeugnisse. — Die Mücken. — Die Haifische. — Sklaverei. — Liebelei. — Der neckische Seehund. — Die Prügelbank. — Die Elite von Nouméa. — Fluchtpläne. — Mein Retter Bastien Grandthille. — Der letzte Tag auf der Halbinsel 105

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Flucht. — Das Rettungsriff. — Allerlei Gefahren. — Die P-C-E und ihr Kapitän Law. — Windstille. — Endlich auf See. — Neue Auflage der Seekrankheit. — Newcastle in Australien. — Eine kleine Weinrechnung. — Sidney. — Freuden und Leiden des Ruhms. — Ein frommes Mädchen. — Mein Känguruh. — Pariser Märchen. — Die Vorgänge auf Ducos nach unserer Entweichung. — Abreise von Sidney. — Fidji. — Honolulu 135

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Amerika. — Reporterfindigkeit. — Unser Leibjournalist und seine Depeschen. — Miß Cora. — Der Niagarafall. — Ein Satz von acht Spalten Länge. — Mein Vortrag in der Academy of Music. — Plötzliche Europasehnsucht. — Empfang in Irland. — Der Glückwunsch des ‚Punch'. — Ich werde notgedrungen Karlist. — Mein Bild in der Schreckenskammer. — Die neue Lanterne. — Genf. — Allerlei Abrechnungen 168

Fünfundzwanzigstes Kapitel.*)

Courbet und seine Bilder. — Wera Sassulitsch. — Ausflug nach Luxemburg. — Nobilings Attentat. — Geldverlegenheiten. — Ein böser Vikar von Savoyen. — Meine Doppelgänger. — Die Opportunisten. — Neukaledonische Sommerfrische. — Mac Mahon und seine Wunde. — Seine Rache für meine Witze 192

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Olivier Pain in Plewna. — Seine Gefangenschaft und Befreiung. — Reaktionäre Dummheiten. — Die staatsgefährliche Preisverteilung. — ‚Salvum fac Mac Mahonem'. — Heimweh. — Grévys Wahl. — Gambettas Diktatur. — Die Amnestie 214

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Rückkehr nach Frankreich. — Riesenkundgebung für mich. — Gambettas Eitelkeit. — Mein Auftreten gegen den Diktator. — Die Verwerfung des Listenskrutiniums. — Olivier Pain bei der Enthüllung des Thiersdenkmals. — Meine Begegnung mit Mac Mahon. — Die Mailänder Denkfeier für die Schlacht bei Mentana. — Blanquis Leichenbegängnis. — Die kleine Louise 228

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Preßprozesse. — General de Cissey und seine Geliebte. — Die Ermordung des Zaren Alexanders II. — Die Khrumirs. — Höhere Falschmünzerei. — Das tunesische Abenteuer. — Der Prozeß Roustan. — Der große Bankkrach. — Gambettas Ermordung. — Seine wahren Mörder. — Gambettas Andenken 245

---

*) Auf Seite 192 steht irrtümlich Siebenundzwanzigstes statt Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Studentenkrieg. — Die Zuhälter und ihre Kollegen vor der Polizei. — Ein logischer Gerichtshof. — Der Ehrentotschläger. — Ein geiziger Millionär. — Hexenmeister Ferry. — Fräulein Cavailhas Wünschelrute. — Die Entdeckung Tonkins. — Der Ulanenkönig und sein Empfang. — ‚Nach Bac-Ninh!‘ — Ferry, der Tonkinese. — Der Raubmörder Campi 268

Dreißigstes Kapitel.

Die Ehescheidung. — Mein Freund, der Scheik Djemal-ed-Din. — Olivier Pain beim Mahdi. — Sein Schicksal. — Victor Hugos Tod. — Sein Begräbnis. — Meine Wahl zum Abgeordneten. — Die Tonkin-Kommission. — Eine Fälschung. — Mein Amnestieantrag. — Parlamentarische Schachergeschäfte. — Meine Rücktrittserklärung . . . 295

Einunddreißigstes Kapitel.

Ein republikanischer General. — Boulangers Auftreten in der Kammer. — Liebenswürdigkeit der belgischen Regierung gegen mich. — Boulanger wird populär. — Die Briefe an den Herzog von Aumale. — Briefe eines späteren Königs der Franzosen. — Herr Limburg. — Paul Berts Tod. — ‚Gegen die Cholera giebts kein Mittel‘. — Die Revue am 14. Juli. — Der Fall Schnäbele . . 313

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Boulangers Sturz. — Boulangismus. — Ein knickeriger Präsident. — Die Kundgebung am Lyoner Bahnhof. — Der Saint-Arnaud des Tingeltangels. — Der mutige Grévy. — Dame Limousin. — Wilson und seine Lieferanten. — Der Herr Schwiegersohn. — Frau Vicomtesse de Trédern und ihre Doppelgängerin 336

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Grévys Abdankung. — Die ‚historische Nacht‘. — Ein Feldzugsplan. — Präsident Carnot. — Boulanger wird Privat-

mann. — Seine dreifache Wahl. — Sein Duell mit Floquet. — Der große Wahlsieg in Paris. — Numa Gilly und sein Prozeß. — Der Boulangistentöter Constans. — Meine Flucht. — Die Katzentöter. — Zuviel Viehzeug und zu wenig Dokumente. — Warum Boulanger floh. 360

Vierunddreißigstes Kapitel.

London. — Unsere Verurteilung. — Bilderjagd. — Landseers Erstlingswerk. — Boulanger auf Jersey. — Die ‚Kulissen des Boulangismus'. — Ein kleiner Orléans. — Tod der Frau de Bonnemains und Boulangers Selbstmord. — Vergeltung an Constans. — Cornelius Herz und sein Tunnel. — Eine Galavorstellung. — Casimir Périers Wahl und Sturz. — Felix Faure. — Amnestie. — „Hoch die ehrlichen Leute!" 384

Achtzehntes Kapitel.

Ein preußischer General als Rettungsengel. — Ueberführung nach Versailles. — Herr Gallifet und mein Tausendfrankenschein. — Der Mann mit dem roten Regenschirm. — Das Gefangenenhaus in Versailles. — Die Schrecknisse der Einsamkeit. — Verfolgung meiner Kinder. — Mein Verteidiger Albert Joly. — Kirchenräuber in perlgrauen Hosen! — Mein Untersuchungsrichter. — Trochu als Zeuge. — Verurteilt.

Der Polizeibeamte in Meaux zeigte sich sehr höflich. Ich ahnte wohl, warum. Die Kommune hatte ihr letztes Wort noch nicht gesprochen.

Er brachte uns nach dem Stadtgefängnisse, wo der Direktor uns einen Raum anwies, der nicht eine gewöhnliche Zelle war, sondern ein ganz nett eingerichtetes Zimmer mit Ausgang nach einem Garten, in dem wir nach Belieben herumgehen konnten. Der Direktor telegraphierte nach Versailles und empfing umgehend die für uns recht bedrohliche Antwort:

„Lassen Sie die beiden Gefangenen nicht aus den Augen!"

Nach dem Wortlaut dieses Befehls hat man in seinem Zimmer einen oder zwei Polizisten, die einen weder tags noch nachts verlassen, mit am selben Tische essen, sogar nach den geheimsten Oertlichkeiten mitgehen und niemals die Augen von ihrem Gefangenen abwenden. Es giebt kaum eine Strafe, die dieser gleich kommt. Indessen glaubte

unser Kerkermeister trotz dem erhaltenen formellen Befehl, den er mir zeigte, die Wachsamkeit nicht so weit treiben zu müssen und wir erfreuten uns bis zum andern Morgen früh einer verhältnismäßig ziemlich weitgehenden Freiheit.

Dieser Morgen brachte uns einen eigentümlichen Zwischenfall. Die Ortschaft Meaux stand unter dem militärischen Befehl der Deutschen, die auch die Polizei ausübten und der General, der dort kommandierte, war sehr aufgebracht, daß man mich, ohne seine Ermächtigung oder wenigstens seine nachträgliche Genehmigung einzuholen, gefangen gesetzt hätte. Er ließ sich vom Polizeikommissar nach dem Gefängnis führen und verlangte, daß man ihm meine Zimmerthür aufschlösse.

Ich war höchst überrascht, als ich plötzlich einen Offizier in großer Uniform eintreten sah, der in barschem Ton sich an den zitternden und bebenden Kommissar wandte und in einem etwas eigentümlichen Französisch ihn fragte:

„Das sind wohl die beiden Gefangenen?"

„Jawohl, Herr General."

Der preußische Kommandierende in Meaux war fast schon ein alter Herr mit weißem Schnurrbart, der mich an den König Wilhelm erinnerte, welchen ich mehreremale in Baden-Baden gesehen hatte.

Sein polterndes Auftreten, sein harter Blick brachten mich zuerst auf den etwas abgeschmackten Gedanken, daß er an mir wegen der kriegerischen Politik, die ich während der Belagerung vertreten hatte und wegen meiner Mandatsniederlegung im Augenblick des Friedensabschlusses Rache nehmen wollte und ich sagte bei mir selbst: „Er wird mich vielleicht erschießen lassen."

Ich hätte mich nicht gründlicher täuschen können, als

mit dieser Annahme. Plötzlich veränderte sich sein Gesichtsausdruck, er kam mit einem liebenswürdigen Lächeln auf mich zu und fragte:

„Sie sind Herr Henri Rochefort, der ‚berühmte' Verfasser der Lanterne?"

Ich bejahte durch ein Kopfnicken, und er fuhr fort:

„Sie sind gestern verhaftet worden, ohne daß man mir davon Nachricht gegeben hat. Aber ich allein habe hier zu befehlen. Ich bin der General . . . (ich habe den Namen vergessen, der sich übrigens leicht feststellen ließe). Mein Vater hat während der Emigrantenzeit in Koblenz mit Ihrem Großvater verkehrt. Bitte, nehmen Sie meinen Arm. Ich selbst werde Sie aus dem Gefängnis herausführen."

Das Anerbieten war unleugbar ziemlich verführerisch, denn meine Lage war beinahe verzweifelt. Wäre die Landesregierung zum Schluß doch noch von der Kommune geschlagen worden, so hätte sie ohne Zweifel für ihre Niederlage furchtbare Rache an mir genommen; blieb sie dagegen Sieger, so war ich ganz bestimmt ihr erstes Opfer.

Ich dachte eine Minute nach, aber obgleich ich die Hülfe, die mir der preußische General brachte, nicht selbst erbeten hatte, und deshalb später hätte behaupten können, daß ich nur der Gewalt nachgegeben, so schien es mir doch unerträglich, meine Freiheit einem von jenen Leuten zu verdanken zu haben, die mein Vaterland zerstückelt hatten und ich antwortete daher meinem Retter:

„Ich danke Ihnen, mein Herr. Leider darf ich von der Hülfe, die Sie mir vorschlagen, keinen Gebrauch machen. Sie werden sicherlich begreifen, warum nicht."

Ich machte ihm eine Verbeugung und ging in den Garten zurück, um meinen Spaziergang fortzusetzen.

Kurze Zeit darauf kam ein Kollege meines Polizeikommissars, der von Thiers abgesandt war, um meinen Mitgefangenen und mich nach Versailles zu bringen. Dieser neue Kommissar, Namens Gutzwiller oder Gulwiller, schien die allerstrengsten Befehle mitgebracht zu haben. Er teilte uns mit großer Ruhe mit, er würde nebst seinen Polizisten uns an unseren Bestimmungsort geleiten und uns bei dem geringsten Versuche, Widerstand zu leisten oder die Flucht zu ergreifen, unbarmherzig eine Kugel durch den Schädel jagen. Ich erwiderte ihm einfach, wenn ich hätte die Flucht ergreifen wollen, so wäre mir nichts leichter gewesen als dieses, denn wie er wohl wüßte, hätte ich vor wenigen Augenblicken einem preußischen General gegenüber das Geschenk meiner Freiheit ausgeschlagen, die er mir angeboten hätte.

Aber dieser Akt von Hochherzigkeit rührte nicht im geringsten diesen Spitzel, der nur seinen Auftrag kannte und nichts sehnlicher zu wünschen schien, als ihn bis zum letzten Buchstaben durchzuführen. An der Gefängnisthür wurden wir von sechs Polizisten in Empfang genommen, die uns nach der Eisenbahn brachten, nachdem sie uns starke Handschellen angelegt hatten.

Die Reise fing also so unangenehm an wie nur möglich. Angesichts dieser übertriebenen Vorsichtsmaßregeln kam ich sofort auf den naheliegenden Gedanken, daß die Versailler Regierung absichtlich auch nach außen hin unserer Gefangennahme eine ganz besondere Bedeutung geben wollte und ich hatte ein leises Vorgefühl, daß man uns, ‚um ein Exempel zu statuieren', erschießen lassen würde.

Nach ungefähr einer halben Stunde hielt der Eisenbahnzug an irgend einer Station, wir stiegen aus und wurden sofort in zwei Omnibusse verpackt. Jeder von

uns hatte seinen Wagen, in den eine ganze Schar von Polizisten hineinstieg. Es war ein richtiger Hinrichtungszug. Außerdem sah ich zu meiner größten Ueberraschung unsere beiden Wagen plötzlich von einer ganzen Schwadron preußischer Ulanen umgeben, die zur Rechten und zur Linken galoppierten und uns in den Dörfern einen Aufsehen erregenden Einzug verschafften.

In vierzig oder fünfundvierzig Minuten kam unsere Kavalkade nach Saint-Germain. Die Wagen hielten, wir stiegen wieder aus und ich sah den befehligenden preußischen Offizier an einen Franzosen in Generalsuniform heranreiten, in welchem ich sofort den Obersten de Gallifet erkannte, der bekanntlich auf dem Schlachtfeld sich selbst befördert hatte, was im Grunde gewiß die bequemste und sicherste Art ist, vorwärts zu kommen.

Gallifet übernahm uns aus den Händen des Ulanen und in dieser Auslieferung lag der unleugbare Beweis für das Einverständnis, das hinsichtlich der Niederwerfung der Kommune zwischen Thiers und Bismarck herrschte. Die Preußen ritten wieder ab, nachdem sie mit ihren französischen Kameraden viele Höflichkeiten und herzliche Grüße ausgetauscht hatten, und wir blieben in der Hand der französischen Soldateska und Polizei.

Da ich mir nicht erklären konnte, warum man uns hatte aussteigen lassen, zweifelte ich nicht, daß mein Stündlein geschlagen hätte. Die Haltung der Neugierigen, die sich um uns herum drängten, wurde zudem sehr bedrohlich. In diesem Augenblick kam es mir in den Sinn, daß ich zwei Jahre vorher in Spa einer sehr nahen Verwandten Gallifets tausend Franken geliehen hatte. Natürlich hatte sie sie mir niemals wieder gegeben, denn wenn man Geld entlehnt, thut man es selten, um es wieder zurückzuzahlen.

Ich glaubte, daß mein Ende unmittelbar bevorstände und hatte keine Rücksichten mehr zu nehmen. Ich erzählte deshalb meinem Mitgefangenen ganz laut die Geschichte dieses Tausendfrankenpumps und fuhr noch lauter fort:

„Er wird uns erschießen lassen. Das ist ein sehr sinnreiches Mittel, die Schulden seiner Familie zu bezahlen.“

Gallifet hörte jedes Wort und wurde sehr rot.

In diesem Augenblick sah ich einen andern Wagen heranfahren; der Kommissar Gutzwiller winkte uns einzusteigen, und wir fuhren weiter, diesmal von französischen Reitern eskortiert, ich glaube Husaren oder Jägern, denn von Uniformen verstehe ich nichts.

Die Kundgebungen, die uns auf dem ganzen Wege von Saint-Germain bis Versailles begleiteten, waren sehr bezeichnend für die Denkungsart der verbohrten Katholiken, aber an den Thoren der Stadt des Großen Königs zeigte diese sich erst in ihrem vollen Glanze.

Eine von rasender Wut beseelte Menge stürzte sich auf unsern Omnibus los, der kaum noch vorwärtskommen konnte. Weiber hielten uns ihre geballten Fäuste vor die Gesichter und schrieen:

„Schlagt sie tot! schlagt sie tot! schlagt sie auf der Stelle tot!“

Wir waren in Ketten und konnten bei diesem Hagelwetter nichts thun als schweigen. Was hätten wir übrigens auch sagen sollen? Mit der grausamen Lust von Folterknechten fuhren die Versailler Henker uns länger als eine Stunde in der Stadt herum, anstatt uns sofort in das Gefängnis zu bringen, wo unsere Zellen schon auf uns warteten. Die ganze Bevölkerung sollte sich eben an unserem Anblick weiden. Einen unverlöschlichen Eindruck

machte mir der Anblick eines ganz rasenden alten Herrn in zimtfarbenem Gehrock, der mit einem blutroten Regenschirm in der Luft herumfuchtelte und aus vollem Halse schrie:

„Rochefort! Rochefort! Diesmal muß man ihn lebendig schinden!"

Seine Sprünge und Stöße mit dem roten Regenschirm, womit er uns bedrohte, waren bei aller Wut so unendlich komisch, daß ich das Lachen nicht verhalten konnte. Es war der echte Typus des rasend gewordenen Biedermeiers.

Der Zug, den wir Beteiligten wohl einen Trauerzug nennen durften, hielt endlich vor dem Gefangenenhause, in das wir, ganz ermüdet von dieser nicht gerade sentimentalen Reise und ganz schweißtriefend von der sengenden Hitze, unsern Einzug hielten. Zum erstenmal empfand ich eine Art von Erleichterung, als ich mich — endlich allein! — zwischen den vier Wänden eines Zellengefängnisses befand. Der Direktor dieser Bußanstalt war ein kleiner, dürrer Mensch, ein richtiger verknöcherter Beamter, der uns sofort alles abnehmen ließ, was wir auf dem Leibe trugen, einschließlich unseres Geldes. Ich hatte sieben- oder achttausend Franken in Gold zu mir gesteckt und als er mich die Rollen auf den Zellentisch niederlegen sah, hob er die Augen zum Himmel auf, als wollte er diesen zum Zeugen anrufen für die Räuberthaten, die ich vollbracht haben mußte, um eine solche verhältnismäßig bedeutende Summe zusammenzuraffen.

Um die öffentliche Meinung noch mehr gegen mich aufzuhetzen, ließ Thiers in allen großen Städten Plakate anschlagen, die mit folgendem Satze schlossen:

„Die Häuptlinge der Kommune ergreifen die Flucht: Henri Rochefort ist soeben in Meaux verhaftet worden."

Freilich war ich kein ‚Häuptling' der Kommune und war es nie gewesen; ich hatte im Gegenteil niemals die geringsten Beziehungen zu ihr gehabt. Ich hatte mich darauf beschränkt, von meinen Rechten als Journalist Gebrauch zu machen, und zwar mit einer solchen Unabhängigkeit, daß Raoul Rigault nicht nur die Unterdrückung meines Blattes, sondern auch meine Verhaftung verfügt hatte. Wenn ich Paris verlassen hatte, so war es nur geschehen, um mich diesem letzteren Lose zu entziehen.

Thiers wußte dies sehr wohl und seine gegenteilige Behauptung war nur ein neuer Beweis für seine Doppelzüngigkeit. Aber er wußte auch, daß die breiten Schichten des Volkes und besonders des kleinen Bürgerstandes sich gern an bekannte Namen halten, und daß die Hinrichtung von mir allein für ihn eben so vorteilhaft sein würde wie die von einer ganzen Anzahl anderer Gefangener.

An den Aufmerksamkeiten, die das Gefängnispersonal mir erwies, sah ich klar und deutlich, daß mein Todeslos besiegelt war. Ich wurde schon im voraus wie der zum Tode Verurteilte behandelt, dem man für die paar Stunden, die er noch zu leben hat, keine Bitte mehr abschlägt. Ich erfuhr in der That später, daß man während der ersten acht Tage die Absicht hatte, ein Kriegsgericht einzusetzen, das mich natürlich kaum angehört und ohne weiteres vor das Peloton gestellt hätte. Dieser Plan ging vom alten Barthélemy Saint-Hilaire aus, dem Vertrauten von Frau Thiers, die, wie es scheint, nach meinem Blute dürstete.

Ich dachte daher ernstlich an die Haltung, in der ich in den Tod gehen wollte. Ich erinnerte mich, daß Victor Hugos Pate, der General Lahorie, der in der Ebene von Grenelle mit dem General Malet zusammen erschossen wurde, an den Offizier, der das Feuer kommandieren sollte, her-

antrat, ihm ins Gesicht spie und sagte: „Da! Für dich und deinen Kaiser!"

So hätte ich's auch gemacht. Ich hätte dem Offizier mitten ins Gesicht gespieen und ihm gesagt:

„Da! erbärmlicher Kapitulierer!"

Ich gestehe es mit einiger Beschämung: ich habe in meiner Zelle zu dieser letzten Szene Proben gemacht, um nicht auf meinem letzten Gange ein Zögern zu verraten, das man vielleicht als Schwachheit ausgelegt haben würde.

Das Zellenleben, wozu ich verdammt war, verschlimmerte meine Lage ganz unendlich. Da ich niemand hatte, dem ich Fragen stellen konnte, so mußte ich sie mir selbst beantworten. Meine Zelle war zu eng, um darin hin und her gehen zu können und so konnte ich mir nicht einmal durch Bewegung einige Zerstreuung machen. Ich blieb also auf dem Bett liegen, das man im Gefängnis zu Versailles auch tagsüber benützen durfte, oder ich saß auf einem in der Erde befestigten Schemel.

Ueber alle Vorgänge in der Außenwelt in Unkenntnis gehalten, langweilte ich mich dermaßen, daß ich nur wünschte, alles wäre vorbei. Von Zeit zu Zeit, besonders nachts, hörte man aus irgend einem Teil des Gefängnisgebäudes ein rasendes Geschrei; es kam von irgend einem Häftling, dem das Zellensystem das Gehirn verdreht hatte und der wahnsinnig geworden war. Das Essen war scheußlich oder vielmehr gleich Null und der Heißhunger rief bei den armen Menschen, die nicht ein paar Sous bei der Gefängnisverwaltung zu gute hatten, um ihre Kost verbessern zu können, entsetzliche Fieberträume hervor.

Da ich selbst mir meine Mahlzeiten von draußen besorgen ließ, so trat ich regelmäßig meine vorschriftsmäßige ‚erste Form' samt dem Brot irgend einem armen Kerl ab,

den mein Wächter mir bezeichnete. Mit diesem letzteren hatte ich mich nämlich sofort auf besten Fuß zu stellen gewußt. Obwohl es ihm verboten war, das Wort an mich zu richten, sprach er trotzdem fortwährend mit mir und zum Dank für die Auskünfte, die ich durch ihn erhielt, überließ ich ihm von den vier Gerichten meines Frühstücks und meiner Hauptmahlzeit jedesmal drei. Er war verheiratet, Vater von vier Kindern und meine Schüsseln waren für ihn ein reiner Glücksfund. Er behandelte mich denn auch so zart wie seinen eigenen Augapfel und hätte mir um nichts auf der Welt etwas zuleide thun mögen.

So kommt man, wenn man nur eine etwas offene Hand hat, überall auf der Welt zu Verbindungen, sogar in einem Gefangenenhause. Von meinem Aufseher erfuhr ich auch, daß in Versailles das Gerücht ginge, meine Kinder seien auf dem Bahnhof von Bordeaux während ihrer Reise von Arcachon nach Paris verhaftet worden. Ich hatte ihnen wirklich geschrieben, sie sollten zu mir kommen. Nichts war also wahrscheinlicher als diese Nachricht.

Der Schlag war für mich so furchtbar, daß ich mit dem Kopf hätte gegen die Wand rennen mögen. Einen Augenblick verlor ich allen Mut. Ich sah meine Kleinen im Gefängnis und Mangel leiden — sie, denen bis dahin niemals das geringste gemangelt hatte! Zwei Stunden lang weinte ich wie ein Narr.

Dann erinnerte ich mich eines Briefes von Jules Favres Bruder aus der Zeit, wo der Fall Lalurié spielte und mein alter Kollege von der Nationalverteidigung unter der Anklage von Urkundenfälschung und Erbschleicherei halb und halb schon seine Schuld gestanden hatte. Ich hatte versucht,

ihn beſſer zu verteidigen, als er es ſelbſt gethan, und in einer Aufwallung ſtürmiſcher Dankbarkeit hatte Favres Bruder mir ein gerührtes Dankſchreiben geſandt, worin er mir verſicherte, daß er und ſeine Familie mir niemals die koſtbare Hilfe vergeſſen würden, die ich ihnen in einer ſo ſchmerzlichen Lage gebracht hätte.

Ich ſchrieb alſo an Jules Favre, der jetzt Miniſter des Auswärtigen war, ein Briefchen von zwei Zeilen, worin ich ihn bat, mir in Angelegenheit meiner Kinder eine Unterredung zu gewähren. Meine ihm bewieſene Großmut erwähnte ich natürlich nicht, ebenſowenig die überſchwänglichen Dankesbeteuerungen ſeines Bruders. Daß er aber von dem ihm durch mich erwieſenen Dienſt nichts gewußt haben ſollte, iſt ganz ausgeſchloſſen.

Er antwortete mir nicht, ſondern betrieb im Gegenteil mit wütendem Eifer meine Hinrichtung. Glücklicherweiſe war die Nachricht von der Verhaftung meiner Kinder falſch; freilich fehlte nicht viel daran, ſo wäre ſie wahr geweſen. Ohne die Geiſtesgegenwart der Bahnhofsbuchhändlerin in Bordeaux, die meine Schweſter und meine Kinder den ganzen Tag über in einem Verſchlage verbarg, wären ſie den Poliziſten, die ſcharenweiſe am Bahnhof auf ſie warteten, in die Hände gefallen. Die Schnüffler durchſuchten jeden Waggon in allen Zügen, die von Arcachon kamen, bis zum letzten Nachtzug; dann zogen ſie mit langen Naſen ab. Die Buchhändlerin ließ meine Schweſter und die Kinder aus ihrem Verſteck heraus, ſie ſtiegen in einen gerade abgehenden Zug und kamen am andern Morgen in Paris an. Sie wären dort noch weniger in Sicherheit geweſen als in Bordeaux, aber Edmond Adam, der ſie erwartete, brachte ſie ſofort nach England. Ich war verloren, aber ſie waren gerettet.

Man sieht — denn ich erfinde nichts — Paris war ein Schlachthaus geworden und das übrige Frankreich eine Mausefalle. Was hatten meine Kinder gethan, daß man sie verfolgte? Wo blieb die Achtung vor der persönlichen Freiheit, vor den Menschenrechten?

Obwohl ich auf das strengste abgesondert gehalten wurde, war ich doch immer so ziemlich auf dem Laufenden über die Ereignisse der blutigen Woche. Am besten sorgte der Zufall in dieser Hinsicht für mich, allerdings half ich ihm auch nach besten Kräften nach. Ich ließ mir oftmals von draußen — nicht für mich, denn ich konnte kaum essen, sondern immer für meinen Wächter — Töpfe mit Eingemachtem besorgen. Fast immer waren sie in Zeitungsblätter oder in Stücke von solchen eingewickelt, aus denen ich wenigstens teilweise den Gang der Dinge erfuhr. Jedenfalls ging die Niederlage der Kommune klar daraus hervor.

Die Einbringung zahlreicher neuer Gefangener lenkte die Aufmerksamkeit ein wenig von meiner Person ab. Ich erfuhr von meinem Wächter, daß Paschal Grousset, Rossel, Lullier, Courbet in den Zellen neben der meinigen im Erdgeschoß untergebracht waren. Eine Stunde durften wir täglich in einem Stück des kreisrunden Hofes, der wie ein Briekäse in lange, schmale Dreiecke zerlegt war, spazieren gehen. In der Mitte dieses Raumes befand sich ein kleiner mit Gras und Blumen bepflanzter Erdhaufen, der wie ein Grab aussah, so daß es den Eindruck machte, als ob wir zwischen unsern eigenen Gräbern herumgingen. Dieser freiwillige Spaziergang machte auf mich so sehr den Eindruck einer Leichenfeier, daß ich nach einigen Versuchen darauf verzichten mußte. Zuweilen sah ich durch mein Gitterfenster meine Kameraden nach dem Hof hinuntergehen,

um sich ein wenig die Beine zu vertreten. Auf diese Weise sah ich Rossel und Ferré zum erstenmale, die ich bis dahin nicht einmal von Angesicht gekannt hatte, was wohl ziemlich sonderbar gewesen wäre, wenn ich wirklich als einer der ‚Häuptlinge' die Kommune geleitet hätte.

Obwohl das Gesetz vorschreibt, daß jeder unter einer Anschuldigung Verhaftete binnen vierundzwanzig Stunden verhört wird, waren bereits vierzehn Tage verflossen, ohne daß irgend jemand eine Frage an mich gerichtet hätte. Ich war übrigens nicht böse darüber; denn dieser Aufschub hat mir wahrscheinlich das Leben gerettet.

Trotz der gänzlichen Einsamkeit, worin die Gefangenen leben mußten, fanden sie doch Mittel, miteinander in Verkehr zu treten. Die wegen gemeiner Verbrechen Verurteilten kannten natürlich alle in einem Gefängnisse üblichen Kniffe; sie warfen sich in der Erholungsstunde Papierkügelchen über die Trennungsmauern zu oder sie schrieben ihre Namen und die Mitteilungen, die sie machen wollten, an die Mauern oder kratzten sie ein. So entzifferte ich eines Tages die Inschrift: „Poil-de-brique dit bonjour à Bibi."

Da ich selbst nicht über die praktischen Erfahrungen dieses Gentleman mit den ziegelroten Haaren verfügte, so ersann ich für mich einen noch einfacheren Weg: ich fragte meinen Wärter, der infolge meiner Freigebigkeit sozusagen mein Adjutant geworden war, ob er mir nicht einen Brief an Rossel besorgen wollte. Er willigte ein und ich bat den Rebellenführer, mir einige Einzelheiten über seine Verhaftung und über die letzten Pariser Ereignisse mitzuteilen. Dieser antwortete und wir standen während der ganzen Zeit unserer gemeinsamen Gefangenschaft, die für ihn mit dem Tode endigte, in beständigem Briefwechsel.

Wie alle Insassen des Hauses, empfing auch ich den Besuch des Beichtvaters, Abbé Foley. Dies war ein beinahe lustiger Priester, der von allem anderen lieber sprach als von den Seligkeiten des Himmelreichs. Er war wirklich ein recht netter Mensch und da ich ihm gleich beim ersten Wort erklärt hatte, daß Religion für mich nicht existiere, so war unter uns niemals die Rede davon. Er vertraute mir an, daß er wegen unglücklicher Liebe in den geistlichen Stand getreten sei. Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich ernstlich für meine Rettung interessierte und mit allen seinen Mitteln darauf hinarbeitete. Er kam fast jeden Tag zu mir und unterrichtete mich ganz genau über alles, was sich gegen oder für mich entspann. Diese genauen Nachrichten waren für mich von größtem Wert, um die Streiche meiner Gegner zu parieren. Die Hauptsache, wiederholte er oft, war Zeit zu gewinnen. Die größte Gefahr für mich bestand darin, daß Thiers beschlossen hatte, meinen Prozeß vor allen anderen führen zu lassen. Ich wäre dadurch der Sündenbock geworden und alle Bannstrahlen hätten sich auf mein armes, damals wegen meiner Krankheit gänzlich kahl rasiertes, Haupt entladen.

Der große Anwalt Lachaud führte die Verteidigung Courbets, der sich während der Kommuneherrschaft nur mit rein künstlerischen Angelegenheiten beschäftigt hatte. Nach einem Besuch bei seinem Klienten trat der Advokat in meine Zelle ein. Er hatte mich früher, als die Duellangelegenheiten noch vor die Kriminalgerichte kamen, mehreremale verteidigt und wir waren befreundet. Er dachte damals nicht daran, jemals Bonapartist zu werden. Indessen, wie überall im Leben, spielt manchmal auch bei den politischen Ueberzeugungen

der Zufall eine Rolle: Lachaud bat eines Tages für einen zum Tode Verurteilten um Gnade und der Kaiser nahm ihn mit einer solchen Liebenswürdigkeit auf, daß er völlig mit dem Kaiserreich ausgesöhnt war, als er aus den Tuilerien fortging. Er war offizieller Kandidat geworden und in dieser Eigenschaft hatte ihn meine Zeitung natürlich bekämpft, trotz meiner Sympathieen, die ich für ihn als Menschen fühlte.

Ich saß in Gedanken versunken auf meinem Zellenschemel, als Lachaud hereinkam und mir zurief:

„Ohne Sie wäre ich Justizminister geworden, aber ich bin Ihnen trotzdem herzlich gut und komme zu Ihnen, um die Mittel und Wege zu beraten, wie wir zunächst Ihren Kopf retten. An Ihre anderen Glieder wollen wir dann nachher auch noch denken. Sie sind das zum voraus bezeichnete Opfer, und Ihre unversöhnlichsten Feinde sind Ihre früheren Kollegen von der Nationalverteidigung, die Ihnen nicht verzeihen können, daß Sie sie nicht ernst genommen haben. In meiner Eigenschaft als Bonapartist kann ich selbst Sie nicht verteidigen, aber wenn Sie einen Anwalt haben, so will ich mit ihm zusammen Sie wieder besuchen und wir wollen selbdritt seine Verteidigungsrede aufsetzen. Seien Sie aber auf das äußerste gefaßt, denn die Versailler Blätter schreien jeden Morgen nach Ihrem Tod."

Jeden Tag wurden neue Gefangene eingebracht. Mehrere davon waren frühere Mitglieder der Kommune und als man eine gewisse Anzahl der letzteren beisammen hatte, beschloß die royalistische Gerichtsbarkeit, sie alle miteinander abzuurteilen. Da man indessen mit dem besten oder dem bösesten Willen nicht behaupten konnte, daß ich unter irgend welcher Form an der Stadthausregierung

teilgenommen hatte, so mußte man notgedrungen meinen Fall zurückstellen.

Wäre ich zuerst an die Reihe gekommen, so hätte dies meinen sicheren Tod bedeutet. Der Aufschub, den man mir bewilligte, war schon ein schwaches Rettungsbrett. Ich verdankte ihn den fortwährenden Bemühungen mehrerer Freunde von unerschütterlicher Ergebenheit, namentlich Edmond Adams, der in den Wandelgängen der Kammer für mich sprach, und Jean Destrems, der in einer Broschüre die von mir während der Kommunezeit entfaltete Thätigkeit ganz genau feststellte, denn keiner von den Versailler Emigranten kannte diese auch nur annäherungsweise.

Es kam hinzu, daß mehrere andere Angeklagte die allgemeine Neugier in höchstem Maße erregten, z. B. Assi, der frühere Organisator des Creuzotschen Streiks, Courbet, den man der höchst verbrecherischen Niederreißung der Vendômesäule beschuldigte, Ferré, der Raoul Rigaults Stellvertreter gewesen war, Lullier, früherer Marineoffizier. Ich selbst geriet dadurch, wenn auch nicht in Vergessenheit, doch wenigstens in den Hintergrund. Ich sah sie durch meine Kerkergitter in ihre Zelle zurückkehren, die einen mit düsteren Mienen, weil sie die weite Reise nach der Halbinsel Ducos oder der Fichteninsel zu machen hatten, die anderen glücklich, daß sie wenigstens der Todesstrafe entgangen waren. Ferré und Lullier, die zum Tode verurteilt waren, kamen mit sorglosen Mienen aus der Sitzung zurück. Courbet, der aus mir unbekannten Gründen auf seine gänzliche Freisprechung gerechnet hatte, schien ganz niedergeschmettert zu sein wegen der sechs kleinen Monate Gefängnis, mit denen man ihn beglückt hatte. Der ehemalige Finanzbevollmächtigte Jourde kam mit ein-

facher Deportation davon, was seitens der militärischen Richter nichts anderes bedeutete, als daß sie die ehrliche Verwaltung der Kommuneregierung anerkennen mußten. Jourde hatte, um der Nationalgarde den Tagessold von dreißig Sous ausbezahlen zu können, in den zwei Monaten von der Bank von Frankreich dreiundvierzig Millionen requirieren müssen. Wenn die Kommune eine Räuberbande war, wie Thiers zwanzigmal behauptet hatte, so war der angebliche Finanzbevollmächtigte ein gewöhnlicher Spitzbube, der aus den Staatskassen die ungeheure Summe von dreiundvierzig Millionen gestohlen hatte, und den dafür die härteste Zuchthausstrafe treffen mußte. Der Regierungsvertreter beim Dritten Kriegsgerichtshof war ein Bataillonschef Namens Gaveau, ein Mensch von einer unglaublichen eitlen Unwissenheit, der übrigens bald darauf in einem Irrenhaus starb. Ich hätte ihn für zu dumm gehalten, um jemals verrückt zu werden.

Indem er die Thatsache hervorhob, daß der Angeklagte Jourde der Bank von Frankreich nur dreiundvierzig Millionen entnommen, während die Regierung der Nationalverteidigung sie in der Zeit von fünf Monaten um anderthalb Milliarden erleichtert hätte, rief Gaveau triumphierend aus:

„Da Sie mit so wenig Geld auskommen konnten, so hatten Sie also welches von den Preußen empfangen?"

„Nein," antwortete Jourde. „Indessen anstatt uns jeder fünftausend Franken monatlich zu bewilligen, bezogen wir bei der Kommune nur fünfzehn Franken täglich."

Diese Antwort machte einen außerordentlichen Eindruck, der Jourde sehr zu statten kam und in der unerwartet gelinden Strafe seinen Ausdruck fand.

Nach dem Prozeß der Kommunemitglieder erwartete

ich selbst an die Reihe zu kommen. Aber mein Prozeß wurde abermals aufgeschoben, und damit die Todesgefahr in eine noch weitere Ferne gerückt. Meinen Platz nahm der unglückliche Rossel ein, der ohne viele Umstände von seinen alten Kameraden, die ihm natürlich seinen Uebertritt zur Rebellensache nicht vergessen konnten, zum Tode verurteilt wurde, obwohl ihn nach dem klaren Wortlaut des Gesetzes nur die Deportation nach einem befestigten Ort treffen konnte. Er legte Revision ein, was ihm natürlich nichts half. Nachdem seine Richter auf ihren Rechtsirrtum aufmerksam gemacht waren, suchten sie sich einfach ein anderes Verbrechen aus und klagten ihn an, ‚zum Feinde übergegangen zu sein'. Früher hatte es im Strafgesetzbuch geheißen: „Jeder Soldat, der zum Feinde oder zu den Rebellen übergeht, wird mit dem Tode bestraft." Die Gesetzgebende Versammlung von 1848 hatte die Worte ‚oder zu den Rebellen' gestrichen. Es war also klar, daß die Gesetzesstelle auf Rossels Fall nicht mehr angewandt werden konnte. Trotzdem wurde er abermals zum Tode verurteilt. Es war ein ganz einfacher Justizmord.

Als Rossel den Korridor entlang ging, um in seine Zelle zurückzukehren, begegnete er dem jungen Lachaud, der wie sein Vater Anwalt war. Ich hörte ihn Rossel fragen, wie es ihm ginge, und den letzteren lachend antworten:

„Wie einem Mann, der gerade eben zum zweitenmal zum Tode verurteilt ist."

Am Abend überbrachte der Wärter mir von ihm einen Brief, worin er schrieb:

Mein lieber Nachbar.

Also wieder zum Tode verurteilt! Ich gewöhne mich allmählich daran. Uebrigens ist es vom Urteilsspruch bis zur Hinrichtung noch weit und ich glaube nicht, daß die Gefahr für mich größer ist, als sie auf dem Schlachtfelde sein würde.

Herzlichst Ihr

Rossel.

Wenn die Gefahr nicht größer war als in einer Schlacht, so war sie aber doch ebenso groß, und wenn er nicht im Kugelregen von Metz fiel, so fiel er dafür in Satory. Es dauerte indessen noch lange, bis er endete, und ich war schon nach dem Fort Bayard gebracht, als ich in den Zeitungen von seiner Erschießung las.

Endlich kam auch ich an die Reihe und es galt, diesem Gerichtshof stand zu halten, dessen Mitglieder gegen die Preußen so schlecht stand gehalten hatten. Mein Freund Destrem bemühte sich um einen Anwalt. Maitre Allou weigerte sich, meine Verteidigung zu übernehmen, die ihm den Weg zum Abgeordnetenhaus erschwert hätte. Me. Rousse schlug sie ebenfalls aus, ohne Zweifel aus Furcht, seine Kandidatur für die Akademie zu gefährden. Ich suchte einen andern, an den ich mich wenden könnte, als Abbé Foley mir mitteilte, ein junger Versailler Advokat habe den brennenden Wunsch, meine Sache in die Hand zu nehmen. Er hieß Albert Joly und hatte sich ebenfalls Rossel angeboten, den er ungenügend verteidigte, indem er ihn zweimal zum Tode verurteilen ließ. Damals war er aber noch nicht für meinen Zellennachbarn aufgetreten.

Mir sagte ein Vorgefühl, daß es mir eines Tages leid thun würde, ihn als Advokaten angenommen zu haben. Seine spitze Nase, sein scheuer Blick und auch seine Schmutzigkeit, denn er trug mehr als zweifelhafte Wäsche, flößten

mir nur ein höchst begrenztes Zutrauen ein. Aber der Abbé Foley hatte ihn mir als armen Teufel geschildert und ich nahm ihn deshalb mit der größten Liebenswürdigkeit auf. Ich bemerkte später, daß nichts gefährlicher ist, als sich Leuten, die vorwärts kommen wollen, in die Hände zu geben. Dieser Unbekannte begriff sofort, daß von mir ein ernstlicher Nutzen zu ziehen war, und er verdankte mir in der That sowohl seine Wahl zum Abgeordneten, wie auch seine politische Laufbahn, die ohne Zweifel glänzend geworden wäre, wenn nicht der Tod seinem Ehrgeiz ein jähes Ende bereitet hätte.

Lachaud, der mir stets die größte Güte und Dienstwilligkeit bezeigte, bestellte ihn sofort in meine Zelle, um ihm die große Verteidigungsrede zu diktieren. Hierauf beschäftigte man sich damit, Zeugen aufzutreiben. Ich selbst wollte niemanden vorladen lassen, denn ich dachte mit Recht, daß die Mitglieder des Kriegsgerichts mit dem fertigen Urteil in der Tasche ankommen und mich, ob mit oder entgegen ihrer Ueberzeugung, auf höheren Befehl verurteilen würden.

In seinem heißen Wunsch, sich an Gambetta heranzumachen, schlug Albert Joly mir vor, zwischen mir und diesem, der mich vom Schiffbruch erretten könnte, zu vermitteln. Er wollte meinem früheren Kollegen von der Nationalverteidigung einen Brief überbringen, den ich schreiben und worin ich meine traurige Lage auseinandersetzen sollte.

Ich bemerkte meinem jungen Anwalt, daß ich Gambetta nichts zu sagen wüßte, daß dieser aber auch durchaus nichts für mich bei Thiers thun konnte, der ihn wenige Tage vorher als ‚rasenden Narren' hingestellt hatte. Aber Joly bestand auf seinem Plan, warf mir vor, daß

ich immer nur meinen eigenen Kopf durchsetzen wolle, und zog schließlich aus seiner Mappe ein großes Blatt Papier heraus. Er legte es auf mein Tischchen und sagte:

„Schreiben Sie nach meinem Diktat."

Er hatte zu Hause einen Entwurf aufgesetzt, den er mir selber vorbuchstabierte. Indessen, als ich dieses Konzept ohne Datum und Aufschrift niedergeschrieben hatte, erklärte ich ihm rund heraus, ich würde ihm niemals erlauben, etwas derartiges Gambetta zu überbringen, und angesichts meines mit solcher Bestimmtheit ausgesprochenen Willens mußte er auf dieses Mittel verzichten, zu dem früheren Diktator von Tours in Beziehungen zu treten.

Später wurde dieser wertlose Wisch, den ich zerrissen zu haben glaubte, nach Albert Jolys Tode unter seinen Papieren gefunden, vielleicht auch von ihm noch bei Lebzeiten an Gambetta oder einen seiner Leute übergeben; dann veröffentlichte ihn im ‚Voltaire' Josef Reinach, der Schwiegersohn des großen Spitzbuben, der sich in Nivillers selbst den Tod gab, als die Panamabeule aufbarst. Ich wollte wegen der Veröffentlichung des Schriftstücks Genugthuung haben und sandte meine Zeugen, die Josef Reinach aber nicht empfing, worauf ich ihm den folgenden Brief schrieb:

Junger Mensch!

Gerade weil der Brief, den Albert Joly mir diktiert hatte, beleidigend für meine Ehre war, habe ich ihn Herrn Gambetta **nicht** gesandt.

Wo Sie auch das Manuskript gefunden haben mögen, das kein Datum und keine Adresse trug, so hatten Sie weder das Recht, es an sich zu nehmen, noch es zu veröffentlichen.

Sie beginnen ihre politische Laufbahn mit einem Diebstahl,

mit einer Fälschung und mit einer Feigheit; Sie werden es noch weit bringen.

Ich spucke Ihnen so oft ins Gesicht, daß Sie Ihrem ehrenwerten Meister noch davon abgeben können.

Henri Rochefort.

Es war für mich sehr leicht nachzuweisen, daß ein Brief, der wirklich an Gambetta adressiert worden wäre, einen amtlichen Stempel der Gefängnisverwaltung hätte tragen müssen; daß Albert Joly ihn etwa in meinem Auftrag heimlich besorgt hätte, war ganz ausgeschlossen, denn die Verteidiger der angeklagten Kommunarden waren auf ihr Wort verpflichtet, keine Briefe für sie zu besorgen und Joly riskierte eine Suspension auf sechs Monate, weil ein Briefwechsel zwischen mir und Gambetta unmöglich geheim bleiben konnte.

Die Reinachsche Verleumdung war also in sich selbst haltlos. Als ich ihm im Jahre 1881 vorschlug, die Sache einem Schiedsgericht zu unterbreiten, dessen Mitglieder er selber bestellen könnte, gebrauchte ‚der junge Mensch' alle möglichen Ausflüchte.

Solche Angriffe auf meinen Charakter waren mir ja freilich nichts Neues: als im Jahre 1871 die zügellosesteReaktion anerkennen mußte, daß ich niemals zu Gewaltthaten aufgehetzt hatte, tastete sie meine persönliche Rechtschaffenheit an. In einer Broschüre, auf der sich Albert Wolff selbst als Verfasser nannte — der freilich nur von Villemessant vorgeschoben war — wurde ich beschuldigt, eine Anzahl Bilder aus dem Louvre unterschlagen und mehrere Herrn Thiers gehörige Bronzen für mich auf die Seite gebracht zu haben.

Außerdem bezeugte ein Polizist vor dem die Untersuchung führenden Hauptmann, er habe mich ‚die Plün-

derung der heiligen Abendmahlsgeräte der Kirche der ‚Petits-Pères' leiten sehen. Ich hatte niemals gewußt und weiß auch heute noch nicht, wo die Kirche der Petits-Pères steht. Ich hatte nie in meinem Leben das Hôtel des Herrn Thiers betreten. Und die Gemälde des Louvre unterzubringen, dürfte mir in dem beschränkten Raum meiner Wohnung außerordentlich schwer gefallen sein. Was die Thiersschen Bronzen anlangte, unter denen übrigens keine einzige von wirklichem Kunstwert war, so hatte man sie, ehe das Haus niedergerissen wurde, nebst allen anderen angeblichen Kunstwerken seines Besitzers fein säuberlich verpackt, nummeriert und nach einem Möbelspeicher gebracht, wo ihr Eigentümer sie nachher wiedergefunden hat. So wie man mich kennt, wird man es ohne Frage höchst erstaunlich finden, daß ich mich gegen Anschuldigungen dieses Kalibers verteidigen mußte; sie entsprachen aber ganz und gar der herrschenden klerikalen Reaktion. Solche Geschichtchen schmiedet man in den Seminaren!

Ich hatte während der Kommunezeit meinen Vater verloren, der Anfang April im Alter von einundachtzig Jahren gestorben war; ich ging also damals in tiefster Trauer. Der Polizist behauptete trotzdem in seiner Aussage gegen mich, ich hätte bei der Plünderung jener Kirche ‚perlgraue Hosen' getragen. Die perlgraue Farbe meiner Hosen gab sogar Anlaß zu einem langen Gespräch zwischen mir und dem Infanteriehauptmann, der die Untersuchung gegen mich führte.

Von Zeit zu Zeit führte man mich nämlich aus dem Gefangenenhaus, in der Mitte von acht bis an die Zähne bewaffneten Soldaten, in das Kabinett dieses Untersuchungsrichters. Neulich abends ist sein Name mir wieder eingefallen: Er hieß und heißt vielleicht noch d'Hamelincourt.

Er war klein, mager, mit dünnem, blondem Schnurrbart und schielte auf eine geradezu ungeheuerliche Weise. Leider waren seine geistigen Fähigkeiten womöglich noch querer als seine Augen. Ich habe oben meinen Artikel ‚Die Geiseln' erwähnt, worin ich gegen die Erschießung der Gefangenen Einsprache erhob. Gerade diese meine freimütigen Aeußerungen waren die Veranlassung gewesen, daß Raoul Rigault die Unterdrückung meiner Zeitung und meine Verhaftung beschlossen hatte.

Sollte man es glauben? Mein treffenstrahlender Richter hatte fast seine ganze Anklageakte auf diesem Artikel aufgebaut, indem er sich überzeugt stellte oder vielleicht auch wirklich glaubte, daß ich durch den Druck des Wortes ‚Geiseln' zur Hinrichtung der von der Kommune in Gewahrsam gehaltenen hätte antreiben wollen.

Ich bemerkte ihm: „Sie brauchen ja nur meinen Artikel über die Geiseln durchzulesen, um sich zu überzeugen, daß ich ihn nur zum Zweck geschrieben habe, ihren Tod zu verhindern."

„Das ist möglich, mein Herr," versetzte er in hochfahrendem Tone. „Aber warum ist denn der Titel in so großen Buchstaben gedruckt?"

„Weil die Buchdrucker," erwiderte ich verblüfft, „die Gewohnheit haben, den Titel aus einer andern Schriftgattung als den Text zu setzen."

„Einerlei!" sagte der Hauptmann hartnäckig. „Wenn Sie nicht einen Hintergedanken gehabt hätten, würden Sie Ihren Titel in weniger großen Buchstaben haben drucken lassen!"

Solche Fragen liebte er mir zu stellen. Die heiterste aller meiner Szenen mit ihm war indessen die folgende. Er bemerkte mir:

„Mein Herr, bei der Durchsuchung Ihrer Wohnung in der Rue de Chateaudun hat man die Beweise für Ihre Verbindung mit einer Bande kosmopolitischer Revolutionäre gefunden."

„Ich verstehe nicht recht, was Sie damit sagen wollen."

„Sehr einfach: in einem Ihrer Tischkästen hat man zwei Photographieen gefunden, eine von Garibaldi mit einer Widmung, die andere von Mazzini, ebenfalls mit einer Widmung."

„Die beiden großen Patrioten haben mir allerdings ihre Bilder gesandt."

„Aber das ist noch nicht alles: es sind auch mehrere Photographieen von Henri Rochefort beschlagnahmt."

Ich glaubte, er wollte einen wenig geistreichen aber doch gut gemeinten Spaß machen, und sagte, darauf eingehend, lächelnd:

„Aber ich dächte doch, Henri Rochefort wäre ich selber."

„Das leugne ich nicht," versetzte er mit Denkermiene. „Es ist aber doch sonderbar, daß Sie so viele Bilder dieses Sozialisten in Ihrer Wohnung haben."

Ich glaube nicht, daß die Annalen der Rechtsprechung jemals etwas Derartiges enthalten haben. Ich schämte mich vor mir selbst, solche Verhöre bestehen und auf solche Fragen antworten zu müssen. Erst seit diesen Gesprächen habe ich so recht begriffen, bis zu welchem Grade die Militärwirtschaft die Geister versimpelt und verpfuscht. Ich antwortete denn auch für gewöhnlich meinem Fragesteller nur:

„Ich verstehe Ihre Frage nicht."

Er wird sich wohl oft gewundert haben, wie schwer ich von Begriff wäre, und hat sich gewiß selbst beglückwünscht, daß er in dieser Hinsicht so unendlich viel besser von der Natur begabt war.

Von diesen bonapartistischen Offizieren, die nur zu glücklich waren, ihren Kaiser für meine blutigen Angriffe in der Lanterne und in der Marseillaise rächen zu können, hatte ich nichts Gutes zu erwarten. Mein Tod wurde denn auch im Publikum mit solcher Bestimmtheit erwartet, daß ich in meiner Zelle sogar schon Beileidsschreiben erhielt. Außerdem fand ich jeden Abend die Spuren einer frommen Seele, die durch die dicksten Kerkermauern zu dringen wußte, und mir auf meinen Tisch, ja sogar unter mein Kopfkissen, Büchlein legte, die gewöhnlich mit den trostreichen Worten begannen: „Bald wirst du vor Gottes Thron stehen: Die Stunde ist da, dich zu bekehren!"

Und der Verfasser versicherte mir, wenn ich nur ein bißchen guten Willen hätte, so würde mich Christus da oben mit allen Ehren empfangen, als einen Verbrecher, der seine letzten Augenblicke durch eine herrliche Reue verschönt hätte.

Der Direktor, ein eingefleischter Versailler, der wie ich glaube, seine Freude daran hatte, mich diese unangenehme Lektüre verschlingen zu sehen — denn im Gefängnis greift man nach allem, was einem zwischen die Finger kommt — machte gerne den Helfershelfer der verrückten alten Person, die wie mir mein Wächter erzählte, jeden Abend eigens mit der Eisenbahn von Paris nach Versailles kam, um an meinem Seelenheil zu arbeiten. Die gute Frau ist jedenfalls sehr enttäuscht gewesen, als sie später erfahren mußte, daß ich mit dem Leben davon kam.

Von Zeit zu Zeit empfing ich in meiner Zelleneinsamkeit den Besuch meiner Kinder, denen man erlaubte, mir durch zwei Gitter hindurch guten Tag zu sagen. Hinter dem einen Gitter stand ich, hinter dem andern standen sie; dazwischen war der Korridor, wo ein Wärter sich befand und jedes unserer Worte auffing, damit nur ja nichts von dem Geheimnis der gegen mich geführten Untersuchung in die Außenwelt dringen könnte. Dieses greuliche Verfahren benahm mir, wie ich gestehen muß, alle Freude daran, meine Familie zu sehen und ich verzichtete lieber gänzlich auf die Besuche meiner Kleinen, als sie unter so peinlichen Umständen zu empfangen.

Aber mein ganzes Leben hindurch ist immer, wenn ich mich in ganz schwierigen und fast verzweifelten Lagen befand, irgend ein ganz unerwartetes Ereignis eingetreten, das mich vor dem Abgrund bewahrte, in den ich zu stürzen drohte und worin meine Mitmenschen mich schon begraben glaubten. Die Bauernversammlung,*) die so sehr nach meinem Blute lechzte, faßte, ohne es zu ahnen, den Beschluß, der mich vor dem Pelotonfeuer von Satory errettete: Sie bewilligte durch Acclamation Thiers eine Million und fünfzigtausend Franken zum Wiederaufbau seines Hauses am Sankt-Georgsplatz. Den Bauplatz von ganz beträchtlichem Werte hatte er noch obendrein. Es war also für ihn ein ausgezeichnetes Geschäft. Nun galt ich allgemein — freilich mit Unrecht, wie ich wohl hinlänglich nachgewiesen habe — für den moralischen Urheber der Zerstörung seines Gebäudes. Mein Verbrechen war aber jetzt durch die Entschädigung, die meinem angeblichen Opfer zu teil wurde, mehr als gut gemacht. Ich will nichts gegen die Uneigennützigkeit von Ludwig Philipps

*) Spitzname der französischen Nationalversammlung 1871.

früherem Minister sagen; aber es ist eine Thatsache, daß von diesem Augenblick an seine Haltung gegen mich gänzlich in ihr Gegenteil umschlug. Er lud meinen treuen Beschützer Edmond Adam zum Essen ein und erzählte ihm von einem furchtbaren Auftritt, den er meinetwegen mit den Ministern gehabt. Er hätte ihnen vorgeworfen, sie machten ihn durch all das Blut, womit er sich besudeln müßte, zum Abscheu des ganzen Volkes. Im besonderen wäre von mir die Rede gewesen. Er hätte die Schonung meines Lebens verlangt. Und als Jules Favre und General Ciffey ihm hartnäckig fortwährend Gründe der Staatsvernunft vorgehalten hätten, wäre er schließlich in Thränen ausgebrochen und hätte laut gerufen, man wollte ihn entehren!

Vor diesem Ausbruch der Empfindsamkeit hatte die Opposition plötzlich klein beigegeben, und es war beschlossen worden, daß ich dem Tode durch Pulver und Blei entrinnen sollte.

So hat Edmond Adam mir den Hergang berichtet. Unter den zahlreichen merkwürdigen Wendungen, die in meinem Lebenslauf zu verzeichnen sind, ist die Thatsache, daß Thiers meinetwegen Thränen vergossen hat, vielleicht die allersonderbarste.

Außer dem Polizisten, der mich in perlgrauen Hosen eine Kirche hatte plündern sehen, zeugten nur meine eigenen Artikel gegen mich. Von wesentlicher Wichtigkeit war es also, die Verleumdungen der Broschüren- und Zeitungsschreiber gegen mich abzuschwächen. Albert Joly riet mir daher ‚Moralitätszeugen', wie sie in der Gerichtssprache heißen, vorzuladen, die hinsichtlich meines rechtschaffenen Lebenswandels aussagen könnten. Denn ich war niemals einem Menschen einen Sou schuldig ge-

wesen und hatte niemals etwas mit Geldgeschichten zu thun gehabt. Ich kam mit meinem Anwalt überein, die Zeugenschaft des Generals Trochu anzurufen, der bei meinen energischen, wenn auch erfolglosen Bemühungen, unsere Bezüge als Mitglieder der Regierung um dreifünftel oder wenigstens um ein drittel zu vermindern, persönlich zugegen gewesen war. Während der letzten sieben Monate des Kaiserreichs, als ich in Sainte-Pélagie saß, hatte ich meine Tagegelder als Abgeordneter nicht bezogen. Nach dem 4. September hatte Ernest Picard mir angeboten, mir diese Summe auszahlen zu lassen, aber ich hatte dies entschieden zurückgewiesen. Eine solche Vergangenheit nahm sich sehr eigentümlich aus bei einem Mann, der gewerbsmäßig den Diebstahl von Bronzen, Gemälden und Kunstgegenständen betreiben sollte! Ich hätte wirklich in den zwei Monaten der Kommune meinen Charakter in ganz merkwürdiger Weise geändert haben müssen. Ich hatte ferner in der kurzen Zeit meiner Wirksamkeit als Regierungsmitglied eine Menge Besuche von Leuten erhalten, die Gewehre für die Nationalgarde liefern wollten und deren Bestechungsversuche mich amüsierten. Namentlich eine Abenteurerin hatte mich mit Anerbietungen überhäuft, die zwar sehr unehrenhaft, dafür aber auch äußerst glänzend waren. Ich hatte von allen diesen Erlebnissen meinen Kollegen im Stadthaus stets Mitteilung gemacht.

Ich bat also den General Trochu, er möchte vor dem Kriegsgericht über gewisse von mir aufgezählte Thatsachen aussagen. Mein Brief, der natürlich sehr höflich war, brachte nur die Angriffe auf meine persönliche Ehrenhaftigkeit vor. Ich begann mit dem Satze: „Ich würde Sie sicherlich nicht in dieser Weise bemüht haben, wenn nicht meine arme Ehre, die man schnöde besudelt, Ihres

ehrenwerten Zeugnisses dringend bedürfte.“ Und ich schloß mit den Worten, die klar und deutlich genug sprachen: „Ich weiß nicht, General, ob Sie bereit sein werden, mir zum mindesten die Bescheidenheit meines Ehrgeizes und meine Uneigennützigkeit zu bezeugen. Wenn ich verurteilt werde, was höchst wahrscheinlich ist, so möchte ich doch wenigstens in dieser Hinsicht rein dastehen.“

Trochu hätte seine Zeugenaussage verweigern können. Unter keinem Vorwand aber durfte er einem für ihn allein bestimmten Privatbrief eine ungeheure öffentliche Verbreitung geben, indem er damit und mit seiner Antwort in den Redaktionen geradezu hausieren ging. Denn sein Brief hatte, ehe ich ihn in meiner Zelle erhielt, bereits in allen monarchistischen Blättern gestanden. Das war nicht nur eine boshafte, sondern geradezu unehrenhafte Handlungsweise, beinahe eine Niedertracht. Natürlich tischten alle reaktionären Blätter diesen Brief ihren Lesern mit der größten Genugthuung auf. Ich teile ihn hier ebenfalls mit:

Den 1. September 1871.

Geehrter Herr!

Ich empfing in Paris Ihren Brief. Wenn ich vor den Gerichtshof geladen werde, entweder von diesem selbst oder durch Sie, so werde ich, der reinen Wahrheit gemäß, folgendes auszusagen haben:

Die Abordnung, die am 4. September mich im Louvre aufsuchte und mich bat, mit nach dem Stadthaus zu kommen, legte mir eine Liste der Regierungsmitglieder vor, worauf Ihr Name sich nicht befand. Erst im Stadthaus wurde mir mitgeteilt, daß Sie ebenfalls zur Regierung gehörten, in die man mich unter dem Vorsitz des Herrn Jules Favre als Kriegsminister einzutreten bat.

Ich willigte ein, unter der Bedingung, daß die Regierung sich mit gewissen Grundsätzen, die ich sofort aufstellte, einver-

standen erklärte. Nachdem ich als Antwort die bestimmteste Zusicherung erhalten hatte, begab ich mich zum Kriegsminister, dem Grafen Palikao, um ihn von dem Stand der Dinge in Kenntnis zu setzen. Nach meiner Rückkehr ins Stadthaus sprach ich die Ansicht aus, daß der uns noch verbleibende Teil unseres Heeres sich uns wahrscheinlich anschließen würde, wenn ich das Oberhaupt der Regierung der Nationalverteidigung wäre, daß er aber einer Zivilperson, nämlich Herrn Jules Favre, zuliebe dies vielleicht nicht thun würde. Unverzüglich, und ohne irgend welche Debatte, wurde ich zum Vorsitzenden der Nationalverteidigung ernannt, an Stelle des Herrn Jules Favre, der nunmehr Vizepräsident wurde.

Sie sind also nicht in der Lage gewesen, wie Sie behaupten, für meine Ernennung zum Vorsitzenden eifrig einzutreten, denn diese Wahl ist ohne jede Vorbereitung unter meinen eigenen Augen vor sich gegangen und lediglich infolge der von mir selber vorgebrachten Bemerkungen über die Stimmung der Armee.

Ich sah Sie an diesem Tage zum erstenmal, und zum letztenmal am Tage vor dem 31. Oktober.

In der Zwischenzeit, also während der Zeit, daß Sie mit uns im Stadthaus tagten, habe ich Sie sehr eifrig für die Verteidigungsarbeiten gefunden, ohne anscheinenden persönlichen Ehrgeiz und viel maßvoller, als ich nach Ihrem Rufe erwartet hatte. Mehrere von mir vorgeschlagene Maßregeln konservativen Charakters wurden von Ihnen unterstützt. Eine Ihrer Handlungen hatte mich ganz besonders gerührt: Sie und ein anderes Mitglied, dessen Namen ich nicht zu nennen brauche, verweigerten jeden Geldbezug für Ihre Teilnahme an den Regierungsgeschäften. Aber ich habe später erfahren, daß Sie nach diesem öffentlichen Verzicht — denn er fand in unserer Sitzung statt — im geheimen das betreffende Gehalt nachträglich verlangt haben; dieser Umstand hat in meinen Augen Ihren Charakter in ein sehr schlechtes Licht gestellt.

Ich kann mich nicht erinnern, Sie am 31. Oktober, in der Stunde der gemeinsamen Gefahr, im Stadthaus gesehen zu haben. Am nächsten Tage haben Sie Ihre Entlassung eingereicht.

Aber ich bestreite durchaus, daß der Grund Ihres Ent-

lassungsschreibens, wie Sie behaupten, die Waffenstillstandsverhandlung war, die Herr Thiers in jenem Augenblick in Versailles führte. Sie wußten so gut wie wir alle, daß der Gedanke dieses Waffenstillstandes von außen kam, daß die Regierung davon in Kenntnis gesetzt war und darüber beriet, und daß in Ihrer Gegenwart einstimmig ein Ultimatum beschlossen war, nämlich: Waffenstillstand mit Verproviantierung von Paris, Anordnung der Wahlen in allen Departements und Einberufung einer Nationalversammlung.

Diese Beratungen und Entschlüsse hatten schon längst stattgefunden, aber nicht die Wirkung gehabt, Sie zum Rücktritt zu veranlassen. In Ihrem Rücktrittsbrief, der in der Sitzung vom 1. November verlesen wurde, erklärten Sie klar und deutlich, Sie könnten angesichts der neuerdings eingetretenen Ereignisse der Regierung auf dem von ihr eingeschlagenen Wege nicht weiter folgen. Dieser Weg war aber nichts anderes als der Kampf gegen die Demagogie, deren Anführer wir beschlossen hatten festnehmen zu lassen.

Seitdem habe ich mit Ihnen nur einmal einen Brief gewechselt, in dem Sie mich in höflichen Ausdrücken für eine Familienmutter, deren Gatte vor dem Feinde gefallen war, um eine Unterstützung durch das Kriegsministerium baten.

Damit haben alle meine Beziehungen zu Ihnen aufgehört.

In späterer Zeit habe ich während der blutigen Kommuneherrschaft in den Zeitungen Artikel gelesen, die dem von Ihnen geleiteten ‚Mot d'Ordre' entnommen waren. Sie waren vom allerschändlichsten Charakter. Einer davon reizte die Volksmenge auf, das Haus des Herrn Thiers niederzureißen. Das hat Ihnen in meinen Augen den Rest gegeben.

General Trochu.

Dieser jesuitische Brief war lügenhaft vom Anfang bis zum Ende. Ich hatte nicht erklärt, kein Gehalt beziehen zu wollen: erstens deshalb nicht, weil jede Arbeit ihres Lohnes wert ist und weil es nichts Undemokratischeres giebt, als unbezahlte Amtsverwaltung. Zweitens nicht, weil ich bei meiner Befreiung aus Sainte-Pélagie keinen

Sou in der Tasche hatte und daher nicht auf mein Gehalt verzichten konnte, wenn ich nicht Hungers sterben wollte. Ich hatte ganz einfach nur gegen die Summe von fünftausend Franken monatlich Einsprache erhoben, die ich auf zweitausend beschränken wollte. Nach meinem Rücktritt ließ ich mir den mir zustehenden Rest meiner Abgeordnetengelder auszahlen, weil ich, um der Verteidigung keine Unbequemlichkeiten zu bereiten, mir selbst das Gebot auferlegt hatte, bis zum Ende der Belagerung keine Zeile zu schreiben, und weil ich doch leben und meine Kinder unterhalten mußte. Trochus Bemerkungen über meinen Rücktritt waren die schamlosesten Verleumdungen. Ich hatte ihn nicht nach dem 31. Oktober erklärt, sondern zwei Tage vorher, es konnte also in meinem Brief ganz unmöglich von Ereignissen die Rede sein, die noch gar nicht eingetreten waren. Ich trat lediglich deshalb zurück, weil meine Kollegen der Pariser Bevölkerung beharrlich die Gemeindewahlen vorenthielten, die sie ihr in bindender Form versprochen hatten.

Trochus Behauptung, daß ich während des 31. Oktobers abwesend gewesen sei, war eine so freche Lüge, daß sie alle die empörte, die mich an jenem Tage im Stadthaus gesehen hatten. Ich und zwar ich allein hatte den ersten Anprall der Eindringlinge abgehalten, denen ich entgegengetreten war, während Trochu ganz bleich und fassungslos im Hintergrunde des Sitzungssaales auf und ab lief. Ich hatte die Ermächtigung gefordert, dem Volke von neuem zu versichern, daß die Wahlen sofort angesetzt werden sollten. Alle meine früheren Kollegen, und Trochu wie die anderen, hatten mir die weitestgehenden Vollmachten gegeben.

Zum Glück erinnerte ich mich, daß Schölcher mich

bei meinem Vermittlungsversuch begleitet hatte. Ich ließ ihn bitten, alles was er über die Ereignisse des 31. Oktobers wüßte, auszusagen und er antwortete mir sofort, denn bei allen seinen Schrullen und Wunderlichkeiten war er ein vollkommener Ehrenmann:

Samstag, den 16. Sept. 1871.

Mein lieber alter Kollege!

Sie benachrichtigten mich, daß General Trochu Sie in einem Briefe beschuldigt, am 31. Oktober nicht im Stadthause gewesen zu sein und bitten mich, zu bezeugen, was ich über diesen Punkt weiß.

Ich versichere auf das allerbestimmteste, daß General Trochu sich irrt; ich habe Sie selbst — es mag etwa zwei Uhr oder halb drei gewesen sein — den Beratungssaal der Regierung verlassen sehen, um die eingedrungene Menge, die im Thronsaal Lärm machte, zu beruhigen. Sie haben mich gebeten, Sie zu begleiten. Wir sind mit einander gegangen; Sie sind auf einen Tisch gestiegen um zum Volke zu sprechen, aber Sie hatten kaum ein paar Worte gesagt, als Sie durch Gebrüll und Schimpfreden unterbrochen wurden.

Hierüber kann nicht der geringste Zweifel obwalten; meine Erinnerungen daran sind durchaus bestimmt, denn ich entsinne mich noch, Sie gegen die Schmähungen eines Mannes, (späteren Mitgliedes der Kommune), verteidigt zu haben, der Ihnen in den heftigsten Ausdrücken vorwarf, Sie hätten die Sache des Volkes im Stich gelassen und wären ein Verräter.

Nach vergeblichen Versuchen von Ihrer und auch von meiner Seite, uns Gehör zu verschaffen, haben wir uns in ein inneres Zimmer zurückgezogen und ich habe mich an der Thür des Beratungssaales von Ihnen getrennt.

Ich werde es als meine Pflicht ansehen, diese Thatsachen in der Gerichtsverhandlung zu erhärten, wenn Sie glauben, daß dies zu Ihrer Verteidigung dienen kann; indessen ich bin im Begriff, nach London abzureisen und glaube, daß dieser Brief Ihnen auf alle Fälle dieselben Dienste leisten wird, wie meine mündliche Aussage. Ich ermächtige Sie daher, jeden Gebrauch davon zu machen, der Ihnen gut dünkt.

V. Schölcher.

Diese beschämende Widerlegung, die mein Freund Destrem schleunigst den regierungsfeindlichen Blättern mitteilte, nahm Trochu hin, ohne zu mucken. Sein Brief, von dem er sich wahrscheinlich die Wirkung versprochen, daß er meine Verurteilung zum Tode ganz gewiß machen würde, hatte übrigens sogar den Unwillen des Gerichtsvorsitzenden erregt; denn als er ein paarmal während der Verhandlung den General Trochu erwähnen wußte, sprach er diesen Namen mit einer Verachtung aus, die niemandem entging.

Dieser Vorsitzende war ein Oberst Merlin, überzeugter Klerikaler und Bonapartist, jedoch im Vergleich zu den Offizieren, denen er präsidierte, von einer über das Mittelmaß hinausgehenden Intelligenz. Ich erschien vor ihm zusammen mit Henri Maret, Redakteur des Mot d'Ordre und mit unserem Redaktionssekretär Mourot. Ich muß anerkennen, daß sein Verhör ohne übertriebene Schärfe war, sich vielmehr in Form eines in höflichem Ton geführten Gespräches bewegte. Wie ich später erfahren habe, war er von höherer Stelle gebeten worden, der Sache gegen mich nicht allzusehr auf den Grund zu gehen, um nicht seine Kollegen vom Kriegsgericht zu einem allzu harten Urteil zu veranlassen.

Der Kommandant Gaveau, der die Anklage vertrat, stützte seine ganze Beweisführung auf meine Artikel in der Lanterne, worin ich alles, was es in Frankreich Erhabenes und Heiliges gäbe, in den Staub gezogen hätte. Natürlich nannte er mich das ‚geheime Oberhaupt' der Kommune; dadurch konnte er mir dann alle Verhaftungen, alle Hinrichtungen und alle Brandstiftungen in die Schuhe schieben.

Seine Thätigkeit in meinem Fall schlug übrigens

nicht zu seinem Segen aus. Die geistige Arbeit und die Aufregungen waren zu viel für sein armes Hirn, und er wurde wenige Tage später wahnsinnig. Fortwährend sah er mich in seinen Fieberträumen, wie ich bewaffnete Banden gegen ihn führte, die ihre Gewehre auf ihn anlegten, und er verlangte, daß man mich bis an mein Lebensende einsperren solle. Drei Monate darauf starb er. Ich habe vielleicht mittelbar diese Katastrophe herbeigeführt und könnte darob einige Gewissensbisse empfinden, aber ich empfinde sie nicht. Nach meiner Rückkehr nach Frankreich erfuhr ich nämlich von mehreren Freunden und Mitkämpfern gegen die Dezemberherrschaft, daß sie Gaveau unaufhörlich anonyme Briefe geschickt und ihm angekündigt hatten, daß er meinen Tod nur um sehr wenige Tage überleben würde.

Nach der Wendung, die meine Sache vor Gericht genommen, und da im Grunde die Anklage gegen mich haltlos war, glaubte ich, ich würde mit der einfachen Deportation davonkommen. Ich hatte einen Augenblick vergessen, daß natürlich die Richter mit dem fertig ausgearbeiteten Urteil in die Sitzung gekommen waren. Aber der Spruch, den sie für mich bereit hielten, wäre im letzten Augenblick infolge einer Unvorsichtigkeit, die ich selbst beging, vielleicht sogar noch verschärft worden.

Während der angeblichen Beratung der Richter waren wir drei Angeklagten in einen ziemlich großen Saal geführt worden, wo wir von einem ganzen Schwarm von Gendarmen und Polizisten bewacht wurden. In meiner Unbedachtsamkeit sagte ich ganz laut: „Es wäre mir noch ziemlich gleichgültig, wenn ich wenigstens von einigermaßen gescheiten Richtern verurteilt würde; aber daß derartige Idioten unser Schicksal bestimmen sollen, das ist wirlich beschämend."

Ein Gendarm hatte meine Bemerkung gehört, pflanzte sich vor mir auf und sagte höhnisch:

„Ah, Sie nennen die Herren vom Kriegsgericht Idioten? Sehr schön! Ich werde ihnen mitteilen, wie Sie über sie denken. Das wird Ihnen teuer zu stehen kommen, darauf können Sie sich verlassen."

Infolge eines unverhofften Glücksfalles hatten sie sich schon im Beratungszimmer eingeschlossen und da sie nicht wußten, was der Gendarm von ihnen wollte, so ließen sie ihn nicht ein. Sonst wäre es mir vielleicht sehr schlecht ergangen.

Ich wurde zu lebenslänglicher Deportation nach einem befestigten Ort verurteilt, der Redaktionssekretär Mourot zu einfacher Deportation und Henri Maret zu fünf Jahren Gefängnis.

Ich betrachtete diese Deportation nach einem befestigten Ort als eine sehr übertriebene Strafe. Und darin hatte ich unrecht, denn wie die Ereignisse gelehrt haben, wurden wir viel besser behandelt und verpflegt und genossen einer viel größeren Freiheit als die einfachen Deportierten.

Neunzehntes Kapitel.

Die Geographen der Regierung. — Der Zellenwaggon. — Fort Bayard. — Fluchtpläne. — Der erste Gefangenentransport nach Neukaledonien. — Amilcare Cipriani. — Fort Oleron. — Unser Bärenzwinger. — Die Ratten und die Flöhe. — Die Araberhäuptlinge. — Mein Roman ‚Die Verderbten.‘ — Die Bilder meiner ‚Moukères‘.

In den schlimmsten Lagen meines Lebens hat mir immer der Zufall geholfen und manchmal auch die Dummheit oder die Unwissenheit meiner Feinde. Auf Anfrage der Regierung hatte der Gouverneur von Neukaledonien für die einfache Deportation die Fichteninsel, ungefähr 50 Kilometer von Nouméa gelegen, vorgeschlagen und für die Deportation nach einem befestigten Ort die Insel Ducos, die etwa 100 Kilometer von der neukaledonischen Hauptstadt entfernt liegt. Der Aufenthalt auf dieser öden und nur von Mücken bevölkerten Insel hätte für uns den langsamen Tod bedeutet oder vielleicht auch einen sehr schnellen, denn wir wären von allem entblößt gewesen und von den Insekten aufgefressen worden.

Aber indem sie die neuen Seekarten zu Rate zogen, hatten die Geographen der Regierung die Insel Ducos nicht finden können und sie mit der Halbinsel Ducos verwechselt, die ganz in der Nähe von Nouméa liegt, ein Umstand, der späterhin so außerordentlich wertvoll für uns werden sollte. Die Fichteninsel, die so weit vom Festlande liegt und auf allen Seiten von Korallenriffen umgeben ist, würde jedem Fluchtversuch eine unüberwindliche Schranke entgegengesetzt haben. Die Unwissenheit der Angestellten hatte also zur Folge, daß die weniger Schuldigen d. h. die zu gelinderer Strafe Verurteilten viel härter behandelt wurden als wir anderen, denn sie waren von jeder Ver-

bindung mit der Außenwelt abgeschnitten, während wir fortwährend neue Nachrichten erhielten und nötigenfalls mit den fremden Schiffskapitänen, die die nahe Rhede anliefen, in Verbindung treten konnten.

Ich selbst hatte ebensowenig wie unsere Beamten eine Ahnung von den Verhältnissen bei den Antipoden und außerdem nur sehr dunkle Vorstellungen von der Bedeutung der ‚Deportation nach einem befestigten Ort'. Ich glaubte eigentlich, man würde da in eine Kasematte an steilem Klippenrande eingesperrt. Da indessen nur die Toten nicht wiederkommen, so sah ich mit ziemlich heiterem Gemüte der Lebenslänglichkeit meiner Strafe entgegen, in der Hoffnung, sie nicht unbedeutend abkürzen zu können.

Nach meiner Verurteilung wurden mir im Versailler Gefangenenhause bedeutend mehr Freiheiten gewährt; der Direktor war sogar so liebenswürdig, mir sein eigenes Zimmer für die Besuche meiner Kinder zur Verfügung zu stellen. Victor Hugo erhielt die ganz ungewöhnliche Erlaubnis, mich in meiner Zelle selbst besuchen zu dürfen, wo er länger als anderthalb Stunden verweilte. Er erzählte mir, ich würde wahrscheinlich nach dem Gefängnis in Tours gebracht werden, das ich bereits kannte, weil ich beim Prozeß gegen Pierre Bonaparte dort untergebracht gewesen war. Nichts hätte aber meinem guten Ruf nachteiliger sein können, als eine derartige Unterscheidung von meinen Kameraden, die bereits in großer Zahl nach den Forts Quélern und Boyard geschafft worden waren. Ich beschloß daher die volle Anwendung der verwirkten Strafe auch auf mich zu verlangen und schrieb gleich am Tage nach Hugos Besuch in diesem Sinne an den Minister des Innern. Meine Vorstellung, die ich noch einmal wiederholen mußte, führte schließlich zum Ziel und eines schönen

Abends öffnete man mir die Thore des Versailler Gefangenenhauses und verlud mich auf der Eisenbahn in einen Zellenwaggon, in dem ich bereits ein Dutzend Opfer der Kriegsgerichte vorfand.

Wir brauchten zwei endlos lange Tage um nach La Rochelle zu kommen. Die Einrichtung eines Zellenwaggons erinnert an die grausigsten Folterkammern des Mittelalters. Durch den Fußboden jeder Zelle gehen dicke Ketten, die in eisernen Ringen endigen. In diese werden die Füße des unfreiwilligen Reisenden eingeschlossen, sodaß ihm bis zur Ankunft am Bestimmungsort jede Bewegung unmöglich gemacht ist. Die Folge ist eine fast vollständige Stockung des Blutes und eine entsetzliche Kälte in den Gliedmaßen. Außerdem werden diese Gefangenenwagen mit den Güterzügen befördert und haben fast an jeder Station einen Aufenthalt von ein, zwei oder drei Stunden. Wenn man die Unglücklichen aus ihren fahrbaren Särgen herausholt, sind sie fast immer unterwegs erstarrt und halb gelähmt.

Glücklicherweise blieb mir und noch einem Mitreisenden die Folterqual der eigentlichen Zelle erspart und wir durften uns in dem in der Mitte befindlichen Korridor aufhalten, wo man nachts Matratzen für uns ausbreitete.

Als wir beim Zollhaus ausstiegen und nach dem Kanonenboot gebracht wurden, das uns nach Fort Boyard übersetzen sollte, kam ich dicht an einem von den Gendarmen vorüber, die auf unserem Wege aufgestellt waren. Er fragte mich leise in bewegtem Tone:

„Wozu sind Sie verurteilt?“

„Zur Deportation,“ antwortete ich.

„Für wie lange?“

„Nun, für immer.“

„Ach!“

Der Seufzer, der dieses ‚Ach‘ begleitete, war so unverkennbar aufrichtig, daß die Pforten der Hoffnung sich mir wieder öffneten. Ich überlegte mir, wenn ein mit meiner Bewachung beauftragter Gendarm mir gleich bei der ersten Station meines Leidensweges seine Teilnahme bezeugte, so dürfte ich wohl annehmen, daß ich noch andere Landsleute treffen würde, die bereit wären, mich zu beklagen und vielleicht mir zu helfen.

Die Haltung der Rochellaner, die unserer Einschiffung zusahen, war ebenfalls beinahe freundschaftlich. Nachdem man in Versailles ganze Töpfe voll Unrat über unsere armen Köpfe ausgeleert hatte, war es für uns ein wahrer Trost zu sehen, eine wie gute Meinung die Provinz von uns hatte.

Aber das Herz schnürte sich uns doch zusammen, als wir im trüben Frührot das Fort Boyard wie einen ungeheuren, steinernen Elephanten oder Walfisch aus dem Meere auftauchen sahen, als ob es uns verschlingen wollte.

Unsere Ankunft brachte eine ziemliche Aufregung unter den zweihundertfünfzig oder dreihundert Jonas' hervor, die der Bauch dieses Leviathan bereits barg. Ich sah viele alte Bekannte wieder und lernte manchen neu kennen, so z. B. Henri Bauer, der jetzt beim ‚Echo de Paris‘ ist. Ich verkehrte auch viel mit Assi, der den großen Streik in Creusot organisiert hatte; persönlich war er außerordentlich tapfer, aber sein Schädel schien mir bedenklich leer zu sein. Die Oberstentressen, die er während der Kommune getragen hatte, lagen ihm sicherlich mehr am Herzen als der Ausgang des Kampfes zwischen Versailles und Paris.

Seine Mitangeklagten vom Kriegsgericht erzählten mir, daß während dieses Prozesses, wo es um Kopf und Kragen ging, Assi nur daran gedacht hatte, seinen Arm über das Geländer herabhängen zu lassen, damit das Publikum doch ja jede Litze seiner Rangabzeichen bemerkte. Er war Mechaniker von Beruf und träumte davon, uns allen vermittels eines Luftballons zur Flucht zu verhelfen. Indessen wollte er — es klingt beinahe unglaublich — da er keinen Stoff hatte, einen aus Ziegelsteinen bauen. Und als Paschal Grousset und ich uns abmühten, ihm die Verrücktheit dieses Projekts begreiflich zu machen, sagte er nur immer wieder mit der größten Hartnäckigkeit, gegen die anzukämpfen hoffnungslos war:

„Aber Ziegelsteine sind doch schwerer als die Luft."

„Allerdings."

„Na also!"

Der Direktor des Forts war ein Beamter ohne jedes barsche Wesen, der mit seinen Kostgängern nur in Frieden zu leben wünschte. Leider wurden seine guten Absichten oft durchkreuzt durch einen Hauptmann von der Marineinfanterie, der den militärischen Befehl führte und zwischen zwei Gläsern Absinth zum Zeitvertreib uns schikanierte. Seine Grobheiten gegen die Verwandten der Deportierten, die von der Admiralität die Erlaubnis zu Besuchen erhalten hatten, hätten beinahe zu einem Aufruhr geführt. Die angesammelte Empörung brach in helle Flammen aus, als er meiner Schwester und meinen beiden Kindern, die, um mich zu umarmen, eine fast dreistündige Seefahrt gemacht hatten, den Eintritt in das Fort verwehrte.

In ihrer Wut überschütteten meine Kameraden den Trunkenbold mit Schimpfreden, denen ich selbst mich nach

besten Kräften anschloß, und der Aufruhr nahm einen solchen Umfang an, daß der Direktor herbeirannte und mich bat, meinen ganzen Einfluß aufzubieten, um wieder Ruhe zu stiften. Er versprach mir, meine Familie solle jederzeit freien Zutritt haben, ob es nun dem Hauptmann recht sei oder nicht. Es war höchste Zeit, denn schon hatte ein Deportierter mir zugerufen: „Bürger Rochefort, sollen wir den Schweinehund ins Wasser schmeißen?“

Ein Aufstand wäre um so schwieriger zu unterdrücken gewesen, als die paar Seesoldaten, die uns bewachen sollten, sich fortwährend mit uns verbrüderten und alles mögliche von draußen für uns besorgten, besonders Tabak, für den ich all mein Geld ausgab, denn die Entbehrung der gehackten oder gerollten Blätter war für viele von meinen Kameraden beinahe unerträglich.

Ich, der ich in meinem ganzen Leben niemals auch nur eine Zigarette zwischen den Lippen gehabt habe, gab in den sechs Monaten auf Fort Boyard etwas mehr als viertausend Franken für Caporal aus!

Im Großen und Ganzen war das düstere Fort Boyard nicht so schlimm wie es aussah. Wir durften fortwährend unter einander verkehren und konnten nach unserem Gefallen oben auf der Zitadelle spazieren gehen, wo wir eine ausgezeichnete salzige Luft atmeten. Ich war gleich nach meiner Ankunft im sogenannten Lazarett untergebracht worden. Dies war eine große Kasematte, wo außer mir noch Grousset, Doktor Rastoul und Billioray wohnten. Den letzteren hatten die reaktionären Zeitungen für einen Drehorgelspieler ausgegeben, aus welchem Grunde, das hat nie jemand gewußt. Dieser Irrtum diente den Soldaten als Vorwand für die Exekution d. h. die Er-

mordung von vier oder fünf Leierkastenmännern. Sowie man auf einen traf, hieß es:

„Aha! dich kenne ich, du bist Billioray," und ohne ihm auch nur Zeit zur Antwort zu lassen, wurde der Mann erschossen. Der echte Billioray starb in einem französischen Gefängnis an der Schwindsucht, denn sein Zustand erlaubte nicht, ihn nach Neukaledonien bringen zu lassen.

Doktor Rastoul, ein Arzt aus dem Süden mit ziemlich gaskognischer Aussprache, wartete beständig auf eine Amnestie, die niemals kommen wollte. Einige Jahre später wagte er eine Flucht, die nur der helle Wahnsinn eingegeben haben konnte. Aus Brettern, die sie in den Wäldern der Fichteninsel geschlagen hatten, bauten einige von seinen Mitdeportierten und er ein offenes Boot, das kaum acht Menschen fassen konnte. Etwa zwanzig bestiegen das kleine Fahrzeug und segelten beinahe ohne Lebensmittel nach Australien ab. Die Reise hätte im günstigen Fall einen guten Monat gedauert, aber sie lernten die Qualen des Hungers nicht kennen, weil das Boot beim ersten Windstoß umschlug. Man fand nur einige Bretter des Bootes wieder auf; sie selbst fanden wahrscheinlich ihr Grab in den Mägen einer Haifischfamilie, denn kein einziger von ihren Leichnamen wurde ans Land getrieben.

Merkwürdigerweise gab mir dieser waghalsige, aber sonst wenig ernst zu nehmende Rastoul eine abschlägige Antwort, als ich ihn in Fort Boyard aufforderte, an unserer Flucht teilzunehmen, die durch ein unglückliches Verhängnis leider fehlschlug, obwohl sie ausgezeichnet angelegt war.

In unserer Kasematte stand ein ungeheures Einundzwanzigzentimetergeschütz, das seinen Schlund durch eine

breite Schießscharte ins Freie steckte. Genau unter dieser Schießscharte war ein Wellenbrecher, der wie ein Schiffsschnabel ins Meer vorsprang und bei Ebbe völlig über Wasser war. In einer dunklen Nacht konnte also ein Boot ziemlich leicht dort landen, da die Bewachung fast gleich Null war. Wenn ein französischer oder fremder Schiffskapitän einwilligte, für ein gutes Stück Geld uns mit einem Kahn beim Wellenbrecher abholen und nach seinem Schiffe bringen zu lassen, so war damit die Sache so ziemlich gethan. Denn wir selbst konnten uns ohne die geringste Schwierigkeit an unseren zusammengeknoteten Betttüchern, die man am Geschützrohr befestigte, durch die Schießscharte herablassen. Ich schrieb diesen Plan ganz genau auf, fügte eine Zeichnung des Forts bei und sandte meinen Brief an eine intime Freundin meiner Schwestern, Frau von Saint-Ch . . ., da ihre eigenen Namen auf dem Briefumschlag die Neugier der Post hätten erwecken können. Meine Schwestern sollten mich von Tag und Stunde in Kenntnis setzen, sobald alle Vorbereitungen getroffen wären; und zwar sollten sie dies in einem gewöhnlichen Brief, aber in unverdächtiger Sprache thun. Wenn sie zum Beispiel schrieben:

„Am 8ten dieses Monats fahren wir aufs Land. Wir nehmen den Zug, der um Mitternacht abgeht. Wenn es nicht am 8ten sein kann, findet die Abreise am 9ten oder 10ten statt," so würde dieses bedeuten: „Das Boot wird am 8ten, 9ten oder 10ten dieses Monats um Mitternacht am Wellenbrecher anlegen.

Außerdem hatte ich in meinem Brief angegeben, daß wir einen bis an den Grund reichenden Bindfaden aus der Schießscharte würden heraushängen lassen; an das bei uns befindliche Ende dieses Fadens würden wir einen

Blechbecher binden und diesen auf das Geschützrohr stellen. Man brauchte nur an dieser improvisierten Nachtglocke zu ziehen, um uns durch das Klirren sofort die Anwesenheit unserer Freunde kundzugeben.

Paschal Grousset, Baillière, mit denen ich zweieinhalb Jahre später aus Neukaledonien entfloh, Billioray, Rastoul und ich sollten an dem Unternehmen teilnehmen, für das ich zehntausend und Grousset achttausend Franken hergegeben hatte. Die Verantwortlichkeit für das Unternehmen fiel mir zu und wenn es fehlschlug, so sollte ich Grousset sein Geld ersetzen.

Es gelang mir, meinen Brief glücklich aus dem Fort herauszubringen; ein biederer Schlossergeselle, der keine Ahnung von seinem gefährlichen Inhalt hatte, sondern nur ein Liebesbriefchen von mir an Frau von Saint-Ch . . . darin vermutete, besorgte ihn. Meine Anweisungen wurden pünktlich befolgt und acht Tage nach Abgang des Briefes empfing ich die Antwort meiner Schwestern, die mir im verabredeten Stil mitteilten, daß der Kapitän und das Schiff gefunden wären und daß wir vom nächsten fünfzehnten an zwischen Mitternacht und zwei Uhr morgens das Rettungsboot erwarten sollten.

Wir trafen alle Vorbereitungen, um uns aus unserer Luke herablassen zu können und ließen jeden Abend den Bindfaden herunterhängen, der unseren Blechbecher in Bewegung setzen sollte. Außerdem wachten wir der größern Sicherheit wegen jede Nacht bis zwei Uhr, worauf wir zur Vorsicht den Bindfaden, welcher der Runde hätte auffallen können, wieder einzogen. Diese Vorsicht sollte unser Verderben werden.

Als wir am bezeichneten Tage sehnsüchtig auf der Terrasse des Forts spazieren gingen und den Horizont

absuchten, ob wir nichts kommen sähen, machte man uns auf ein norwegisches Schiff aufmerksam, das sich in der vorschriftsmäßigen Entfernung hielt, aber mit einem guten Glas leicht zu unterscheiden war. Wir errieten sofort, daß dies unser Schiff wäre. Aber wir wußten nicht, ob die Unternehmung schon in dieser oder erst in der nächsten oder gar übernächsten Nacht stattfinden sollte.

Als mit dem Schlage zehn Uhr abends alle Gefangenen bis zum nächsten Morgen eingesperrt waren, brachten wir unsere Alarmglocke in Ordnung. Leider hatten wir nicht darauf geachtet, daß eine ziemlich hohe See ging. Es wurde elf Uhr, Mitternacht, ein, zwei Uhr — unser Blech gab keinen Ton von sich, und um eine Ueberraschung zu vermeiden, zogen wir unsere Schnur wieder ein, indem wir zu einander sagten:

„Also morgen dann!"

Leider war es gerade für diese Nacht! Aber ein widriges Geschick wollte, daß die beiden Leute, die das Boot ruderten, drei Stunden lang gegen die Brandung zu kämpfen hatten, die sich an dem Fort brach und sie fortwährend auf die hohe See zurückwarf. Sie konnten erst um zweieinviertel landen, fünfzehn Minuten, nachdem wir unseren Wecker eingezogen hatten. Sie suchten lange nach der Schnur und ruderten schließlich nach ihrem Schiff zurück, da Wind und Wellen immer bedenklicher wurden. Um das Unglück voll zu machen, wurde der eine der braven Matrosen von einer Woge fortgerissen und ertrank, trotz aller Anstrengungen seines Kameraden, der ihm in der dunklen Nacht keine Hilfe bringen konnte. Der Leichnam des armen Jungen wurde am nächsten Morgen in der Frühe auf dem Strande der Insel Oleron aufgefunden, und die norwegischen Schriftstücke, die er bei sich

trug, in Verbindung mit der Anwesenheit des fremden Schiffes in den Gewässern des Forts Boyard, erregten den Verdacht des Seepräfekten von Rochefort, der sofort eine Untersuchung anordnete.

Zum allgemeinen Erstaunen erschien am nächsten Morgen der Admiral Ribour nebst einigen Marineoffizieren in der Lazarettkasematte und prüfte mit der eingehendsten Aufmerksamkeit die Einrichtungen unseres Zimmers und die Schießscharten. Er befahl, daß draußen unter unseren Fenstern Schilderhäuschen aufgestellt würden und daß Infanteristen oder Seesoldaten beständig dort Posten stehen sollten. Auf dem Gipfel des Felsens wurden ebenfalls Schildwachen aufgestellt, die den besonderen Auftrag hatten, den Horizont zu überwachen. Alle diese Maßregeln waren freilich Senf nach dem Essen, denn nach dem Fehlschlagen unseres Plans war es uns ziemlich unmöglich, einen anderen durchzuführen. Meine achtzehntausend Franken waren verloren und zu meinem ewigen tiefen Schmerz leider auch das Leben eines armen Teufels, der eigens von Norwegen gekommen war, um sich für uns zu opfern. Und wir hatten unsere Befreiung um eine Viertelstunde verpaßt!

Edmond Portalis hatte mir nach meiner Verurteilung vorgeschlagen, für sein Blatt eine ‚Geschichte des Zweiten Kaiserreichs' zu schreiben, die er als Feuilleton veröffentlichen wollte. Seine Anerbietungen waren überaus glänzend, aber kein Gefängnisdirektor, der schon unter Napoleon III. im Amt gewesen war, würde mein Manuskript ohne Grimassen gelesen und ein jeder würde es für seine Pflicht gehalten haben, meine Dokumente mit Beschlag zu belegen. Ich hatte daher dem Leiter der ‚Vérité' geantwortet, daß ich ihm von ganzem Herzen danke, daß ich

aber wie der Elefant in der Gefangenschaft unfruchtbar wäre.

Es hatte sich aber schon das Gerücht verbreitet, daß ich ein Werk über die Hauptereignisse der Zeit Napoleons III. plane und sofort erhob die Meute der Ordnungspresse ein furchtbares Geheul. Villemessant verlangte, man solle mir Feder, Tinte und Papier und was mir sonst bei der Vollbringung dieses neuen Verbrechens helfen könne, fortnehmen.

Ich hätte gerne eine andere litterarische Arbeit unternommen, aber wir waren in fortwährender Unruhe wegen des uns bevorstehenden Schicksals, und der Gedanke, daß ich in der Niederschrift eines Romans durch eine Seereise von sechstausendfünfhundert Meilen unterbrochen werden könnte, machte mir jede geistige Sammlung unmöglich. Unsere Zeit ging daher ausschließlich mit Karten-, Domino- und Theaterspielen hin. Plötzlich störte uns die Ankunft der Kriegsfregatte ‚Danaë', die bei der Insel Aix vor Anker ging, aus unserem Stillleben auf. Man hatte allgemein ziemlich sicher auf die Amnestie gerechnet, aber die Absendung dieses ersten Transportes zeigte, in was für einem trügerischen Wahn wir alle uns mehr oder weniger gewiegt hatten. Etwa hundert Deportierte mußten vor einer ärztlichen Kommission erscheinen, die sie außer Billioray sämtlich als tauglich zur Einschiffung erklärte. Die ‚Danaë' fuhr also nach Nouméa ab. Ihre hervorragendsten ‚Fahrgäste' waren Henri Bauer und Almicare Cipriani, der italienische Revolutionär, der nach den Schrecknissen der französischen Gefängnisse in seinem Vaterlande fast alle Martern kennen lernte, die man einem Menschen zufügen kann, indem er vier Jahre lang, wie ein neuer Gefangener von Chillon, an einer kurzen Kette an die

Mauer seines Kerkers geschmiedet war. Es bedurfte, um seine Kette zu sprengen, des neunmal wiederholten Votums der Bewohner von Forli und Rimini, die ihn beharrlich immer wieder als ihren Vertreter in der italienischen Kammer wählten.

Seine Reise von Frankreich nach Ozeanien eröffnete für ihn die Reihe seiner Schmerzen und Prüfungen. Der Kommandant der ‚Danaë' war ein Fregattenkapitän Namens Kerprigent, den man eigens wegen seiner viehischen Grausamkeit ausgesucht hatte. Dieses Ungeheuer — anders kann man ihn nicht nennen — ließ Cipriani ohne jeden Grund, ehe er überhaupt noch Zeit gehabt hatte sich in dem eigentlich für ihn bestimmten Käfig einzurichten, nach dem Kielraum des Schiffes bringen, wo sein Kopf sich unmittelbar unter der Maschine befand, deren furchtbare Hitze ihm, wenn das Schiff unter Dampf fuhr, jeden Atem benahm, während das regelmäßige und beständige Geräusch ihn gänzlich am Schlafen verhinderte. Er verbrachte in dieser Hölle, ohne daß jemand sich auch nur herabgelassen hätte, ihm einen Grund anzugeben, die ganze Zeit der Ueberfahrt, die fünf Monate dauerte. Cipriani bedurfte seiner ganzen, unbeugsamen Thatkraft, um seinen Verstand zu behalten. Tausend andere wären an seiner Stelle wahnsinnig geworden und er hat mir erzählt, daß er mehreremale nicht weit davon entfernt war.

Als er nach der Amnestie von 1880 nach Frankreich zurückkam, war sein erster Schritt, nach Brest zu reisen, wo dieser Henker von einem Kapitän wohnte. Er wollte ihn herausfordern oder ihn wie ein stinkendes Tier auf der Stelle niederschießen, wenn er sich nur im geringsten geweigert hätte, ihm mit der Waffe in der Hand gegenüberzutreten. Zum Unglück war Kerprigent der Rache,

die ihn erwartete, schon vorher durch den Tod entgangen. Cipriani gestand mir, es wäre einer der größten Schmerzen seines Lebens gewesen, als er erfahren mußte, daß der Schurke nicht mehr da war, um ihm für so viele unsägliche Leiden zu bezahlen.

Nach der Abfahrt der ‚Danaë', der bald darauf die ‚Guerrière' folgte, waren die Reihen der Bewohner von Fort Boyard so stark gelichtet, daß man ernstlich daran dachte, es ganz zu räumen. Ich selbst war des Aufenthaltes dort herzlich überdrüssig und sehnte mich danach, einmal etwas anderes zu sehen, als nur das weite Meer. Wirklich teilte der Direktor mir eines Morgens mit, daß ich nebst mehreren anderen Gefangenen nach der Zitadelle Oleron verbracht werden sollte, wo bereits zahlreiche Verurteilte saßen und ihrer Abführung harrten.

Die Zitadelle, wo wir nach einer Fahrt von kaum einer Stunde im Ruderboot ankamen, hatte in ihren Tiefen — denn sie war zum großen Teil unterirdisch angelegt — einige von den wenigen deutschen Gefangenen beherbergt, die wir im Kriege gemacht hatten. Die Löcher, worin sie gehaust hatten, und die nach dem Friedenschluß an Stelle der Preußen von Kommunarden bezogen waren, lagen etwa acht Meter tief unter dem Boden, sodaß sie weniger menschliche Wohnungen, als vielmehr Bärenzwinger darstellten.

Nachdem die Einlieferungsförmlichkeiten erledigt waren, ließ man mich eine morsche Holztreppe hinabsteigen und ich kam in eine Höhle, die von dem eintretenden Meerwasser beständig feucht gehalten wurde. Zehn oder zwölf Gefangene hätten kaum in diesem Loch leben können — und es waren mehr als fünfzig darin zusammengepfercht!

Der Direktor, der jedenfalls ein tiefes Gefühl für Gleichheit und Gerechtigkeit besaß, ließ für meinen Gebrauch auf der nassen Erde einen schmutzigen Strohsack ausbreiten, der von nun an mein ganzes Mobiliar bildete. Die Mauern dieses Ghettos waren schwarz, rieselten von Nässe und glänzten von einer Schmutzkruste, die sich seit Jahren auf ihnen angesetzt hatte. Ich entzifferte mehrere deutsche Namen, die von den gefangenen bayerischen Soldaten mit der Messerspitze in den Stein eingekratzt waren.

Der Geruch, den das Zusammenwohnen von fünfzig Menschen und ein Kübel für den Unrat verbreiteten, war für mich fast unerträglich. Aber dies war noch nichts, obgleich es schon sehr viel war. Während der ganzen ersten Nacht, die ich in diesem Kellerraum verbrachte, ersahen ungeheure Wasserratten, fast so groß wie Katzen, sich meinen Körper und mein Gesicht zum Tummelplatz und ich fühlte, wie ihre nassen Pfoten über meine Wangen hinhuschten. Am nächsten Morgen brachten meine Bärenzwingerkameraden mir triumphierend sechs von diesen scheußlichen Ratten, die sie, wie übrigens fast jeden Morgen, in dem Zuber aufgefunden hatten, worin das einzige uns zur Verfügung stehende Trinkwasser aufbewahrt wurde. Ein fieberhafter Durst verzehrte mich; aber der Ekel machte es mir unmöglich, diesem abscheulichen Behälter einen Trunk zu entnehmen. Indessen zu diesen Qualen kam noch eine weitere hinzu, von der man sich keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht selbst durchgemacht hat: ich meine die Angriffe der Flöhe. Sie gingen nicht etwa einzeln in unserer Wäsche spazieren, sie setzten sich nicht etwa familienweise bei unserem Blut zu Tische, nein, schwadronenweise fielen sie über uns her, und ‚kein Zoll unseres Territoriums' blieb unverschont. Ich habe

dem unappetitlichen Schauspiel beigewohnt, für dessen Erwähnung ich um Entschuldigung bitte, daß Scharen von Flöhen über eine Wanze herfielen und sie auffraßen. Denn Wanzen gab es ebenfalls bei uns. In wenigen Minuten waren diese so sauber zum Skelett abgenagt, daß sie in einem Naturalienkabinett hätten ausgestellt werden können.

Diese Folterung durch Flohbisse, gegen die auch beständiges Kratzen nichts half, rief einen brennenden Durst hervor, den ich beim besten Willen nicht mit dem Wasser stillen konnte, worin so viele Ratten ertrunken waren. Die Uebelkeit machte mich ohnmächtig. Nachdem ich einige Tage die Flöhe und Ratten erduldet hatte, wurde ich krank und man mußte mich in das Gefängnishospital bringen, wo ich weniger Tiere in meinem Bettzeug und in meinem Getränk fand. Ich hatte Edmond Adam brieflich einige Einzelheiten über unser Elend mitgeteilt. Er erhielt von Thiers die Erlaubnis, mit mir ohne Zeugen zu sprechen und sogar eine Untersuchung über das in diesem Pestloch herrschende System anzustellen. Es war allerdings eine sonderbare Methode, die Deportierten auf eine Seereise vorzubereiten, auf der sie drei bis fünf Monate lang im Zwischendeck eines Kriegsschiffes zubringen mußten und nur gesalzenen Speck und Schiffszwieback als Nahrung erhalten sollten.

Edmond Adam war sprachlos, als er uns in unserm Zwinger durcheinander wimmeln sah. Denn ich war aus dem Lazarett entlassen und hatte die einen Augenblick unterbrochenen Beziehungen zu meinen Ratten und Flöhen wieder aufgenommen. Er schritt sofort ein, und einige Tage nach seinem Besuch erhielt der Direktor, ein aus dem Abschaum der niederen Polizei hervorgegangener roher Geselle, den Befehl, uns für die Nacht jedesmal in einem

großen Saal der Kaserne unterzubringen, der bis dahin von einer Abteilung Strafsoldaten belegt gewesen war. Sie zogen aus und ließen uns leider ebensoviel Ungeziefer zurück, als wir in unserm Bärengraben auch gehabt hatten. Jeden Abend zwischen acht und neun Uhr stiegen wir nach diesem Schlafsaal hinauf, wo wir unsere Strohsäcke zwar nicht auf der bloßen Erde aber auf dem Fußboden ausgebreitet fanden, der seit Jahren von den Auswürfen von Tausenden von Sträflingen besudelt war. Wir waren allerdings nicht so zusammengepreßt wie in unserer ersten ‚Ruhestätte', aber wir wurden mindestens ebenso sehr vom Ungeziefer aufgefressen, wenn nicht noch mehr.

In Oleron knüpfte ich meine Freundschaft mit den arabischen Häuptlingen an, für die ich so lange vergeblich die Amnestie verlangt habe. Schon damals erfüllten sie mich mit tiefstem Mitleid, wenn ich sie vor Sehnsucht nach ihrem Afrika langsam dahinsiechen sah. Sie versicherten mir alle, die Crémieuxsche Verfügung, die den algerischen Juden das volle französische Bürgerrecht gab, hätte den Aufstand in Süd-Oran veranlaßt. Der Kaïd Ahmet-ben-Resguy, ein hochbetagter Greis, erzählte mir, daß derselbe Oberst, der ihn durch seine Ratschläge zur Teilnahme am Aufstand angestachelt hatte, den Vorsitz im Kriegsgericht führte, das ihn zur Deportation verurteilte. Er hatte ihm gesagt:

„Jetzt, wo die Juden Franzosen geworden sind, werden sie dir alles nehmen. Wenn du nicht vor Hunger sterben willst, bleibt dir nichts anderes übrig, als dich zu empören!"

Als dann der Aufstand wirklich ausbrach, hatten die Chefs der arabischen Bureaux der Regierung auseinander-

gesetzt, Algier sei für uns verloren, wenn man nicht die Militärherrschaft wiederherstelle, für die man die Zivilverwaltung eingeführt hatte. Also erst den Aufstand anfachen und dann beweisen, daß der Militarismus allein im stande war, ihn zu unterdrücken: Macchiavelli in der Kaserne!

Die armen Leute, die mir eine solche Teilnahme einflößten, daß meine Landsleute sich beschwerten, ich beschäftigte mich mehr mit den Algeriern als mit ihnen, brachten mir jeden Morgen große Tassen voll Milch, die auf der Insel sehr gut war, und ich gab ihnen dafür meinen Wein. Zuerst weigerten sie sich, gegen Mohammeds Gebot zu sündigen, aber ich setzte ihnen auseinander, daß sie auf den Propheten, der sie im Elend und in der Verbannung verkommen ließ, keine Rücksicht zu nehmen brauchten und schließlich leerten sie ihre Becher ohne alle Gewissensbisse. Ich spielte oft Domino mit dem Kaïd von Saukahras, Ahmet-ben-Dahmani und mit den Scheiks Ahmet-ben-Brahim und Brahim-ben-Scherif, die gerne mich zu bemogeln versuchten und sich vor Lachen wälzen wollten, wenn ich sie dabei erwischte. Ich nannte sie dann ‚sarak', was das arabische Wort für Spitzbube ist, und drohte ihnen, ich würde sie sofort nach Neukaledonien schaffen lassen.

Gewöhnlich antworteten sie auf diese leere Drohung mit einem Tone voll tiefer Traurigkeit:

„Mamenouch Calédonie!", d. h. Ein schlimmes Ding dies Kaledonien!

Im Grunde verabscheuten sie die Franzosen, und offen gestanden, sie hatten ein Recht dazu. Was sie mir von den Quälereien und den Diebstählen berichteten, die sie fortwährend erdulden mußten, erfüllte mich mit der höchsten Entrüstung und ich schämte mich für mein Land.

Die Araber hatten vor dem Meer einen angeborenen Abscheu und die Aussicht auf die Seefahrt nach Ozeanien erfüllte sie mit Entsetzen. „Mamenouch, das Blaue!“ das war ihr tägliches Geschrei. Ich dachte zuerst, die Bezeichnung ‚das Blaue‘ rühre von der blauen Farbe des Mittelmeers her. Aber Ahmet-ben-Dahmani, der Kaïd, setzte mir auseinander, daß er und seine Landsleute alles, was gefährlich und unangenehm ist, ‚blau‘ nennen. Und er versicherte mir, ihr Abscheu gegen das Blaue rühre von dem Eindringen der Europäer her, die gewöhnlich blaue Augen hätten.

Infolge von Edmond Adams Berichten über den Gesundheitszustand in der Kaserne von Oleron, hatte man mir ein Zimmerchen angewiesen, das zwar eng und niedrig war, wo ich aber doch wenigstens allein war und meine Flöhe nur für mich hatte. Meine Kinder konnten mich doch dort besuchen und meine arabischen Freunde fragten mich, ob meine Kleinen ihnen nicht ihre Banknoten in Kleingeld einwechseln wollten, das sie leichter in Umlauf setzen könnten, denn sie hatten empfindlich unter ihrem Geldmangel leiden müssen. Ich war überrascht, daß die Gefängnisverwaltung ihnen Banknoten in den Händen gelassen, und sie vertrauten mir an, diese wären in ihren Turbanen versteckt gewesen, wo kein Mensch sie gesucht hätte. Meine Tochter nahm die Scheine und brachte ihnen Gold dafür, sodaß sie ihre Gefangenenkost etwas verbessern konnten.

Inzwischen waren meine eigenen Geldmittel völlig aufgezehrt und ich mußte mit Kummer daran denken, daß meine drei Kinder möglicherweise Frau Edmond Adam und ihrem trefflichen Gatten zur Last fallen könnten. Ich versuchte daher, meinen Schriftstellerberuf wieder aufzu-

nehmen. Da politische Artikel natürlich verbotener Stoff für mich waren und ich zu deren Abfassung überdies weder Nachrichten noch Auskünfte hatte, so verlegte ich mich auf den Roman. Ich entwarf einen Plan der Handlung und begann die Niederschrift ohne Dokumente, ohne Bücher, ohne die Möglichkeit, die Beschreibung einer Straße, eines Hauses, einer Wohnung zu kontrollieren. Und ich schrieb, fortwährend von Besuchern gestört, inmitten von zweihundert Mitgefangenen, die mir über die Schulter hinweg lasen und deren Lärm mir keine Minute ruhigen Nachdenkens gestattete.

Es war eine entsetzliche Arbeit — aber sie war einträglich. Der ‚Rappel', der mich stets verteidigt hatte, veröffentlichte diesen Roman, den ich ‚Die Verderbten' nannte. Die Regierung untersagte der Redaktion, mich als Verfasser zu nennen und damit schien allerdings der Erfolg, der wesentlich von meinem Namen erwartet wurde, bedroht zu sein. Glücklicherweise machten meine Feinde für mich Reklame, indem sie von neuem mit rasender Wut über mich herfielen und verlangten, die Veröffentlichung des Feuilletons müsse überhaupt verboten werden. Was? Ich war noch nicht tot? Ich besaß die unerhörte Frechheit, mich noch in meinem Grabe zu rühren?

All dieses Pfaffengezeter führte meinem Roman zahlreiche Leser zu; der Preis wurde unverkürzt Edmond Adam übergeben und die Pension meiner Kleinen konnte bezahlt werden. Da ich seit länger als einem Jahr im Gefängnis saß, so hatte ich mich nicht gut auf der Höhe der Mode halten können, und da ich in den ‚Verderbten' einige Toiletten und Zimmereinrichtungen zu beschreiben hatte, so bat ich meinen unermüdlichen Freund Destrem,

er möchte mir einige Zeitschriften schicken, durch die ich mich über die neueste Pariser Eleganz unterrichten könnte. Er ging auf die Redaktion des ‚Moniteur de la Mode', dessen Leiterin Frau Emmeline Raymond, eine Erz-Versaillerin und Bonapartistin, ihn spöttisch fragte, ob ich vielleicht die Absicht hätte, mir meine Zelle möblieren zu lassen. Ich bekam einen ganzen Stoß von Modekupfern, und meine Araber, denen Mohammed streng verboten hat, sich abbilden zu lassen, waren höchlichst erstaunt über diese Flut von bunten Frauenbildern. Mein Kamerad Brahim-ben-Scherif nahm mich auf die Seite und fragte mich geheimnisvoll, ob das meine ‚Moukères' wären. Er glaubte, die Frauen des Serails zu sehen, das ich ohne Zweifel in Paris unterhielte.

Ich sagte ihm, es wären wirklich meine Frauen, und er betrachtete sie beständig mit Thränen in den Augen. Ohne Zweifel dachte er an die seinigen, die er in der weiten Ferne gelassen hatte, jenseits des ‚Blauen' und die ihn aller Wahrscheinlichkeit nach mit anderen Ahmets oder Brahims vergaßen. Ich bot ihm zuletzt meine Modebilder an, und dies Geschenk, das er als ein fürstliches ansah, entzückte ihn. Er befestigte die Bilder an der Wand, zu Häupten seines Bettes, und kniete jeden Abend vor ihnen nieder, um sein Gebet zu verrichten.

Die Freundlichkeiten, die ich den armen Arabern erwies, hatten mir ihre lebhaftesten Sympathien erworben. Wenn meine Tochter mich besuchte, nahm sie ihre Briefe mit und gab sie vorsichtig auf die Post, sodaß sie ihren Verwandten ohne die Beaufsichtigung der Verwaltung befürchten zu müssen, nach Herzenslust schreiben konnten, was sie wollten. Sie rühmten meine Bemühungen zu ihren Gunsten und da sie alle einflußreiche Häuptlinge waren, so schufen sie

mir, nicht nur bei ihren eigenen Stämmen, sondern fast im ganzen Bereich des Islam, eine Popularität, die von Algier bis Timbuktu reicht. Man wird vielleicht denken, ich übertreibe, aber ich versichere die reine Wahrheit: es giebt kein Zeltdorf in Nordafrika, wo man nicht meinen Namen kennt. Ich könnte allein, mit dem Wanderstab in der Hand, die verrufensten Gegenden durchziehen und brauchte nur meinen Namen zu nennen, um sofort jede Gefahr abzuwenden.

Der abenteuerlichste meiner beiden Söhne, den ich unter so traurigen Umständen verloren habe, hat später den fast wahnwitzigen Plan gefaßt und auch ausgeführt, ohne jede Begleitung von Philippeville nach Tunis zu reiten. Er durchzog das ganze Land der Khrumirs und kam in Tunis an, ohne auch nur die geringste Gefahr zu bestehen. In jedem Zelt, wo er einkehrte und seinen Namen nannte, wurde seine Ankunft wie ein Fest gefeiert.

Als er in Algier starb, sandten die Araber zu seinem Leichenbegängnis einen gewaltigen Kranz mit der Aufschrift:

Dem Sohne des gerechten Mannes.

Für die Araber bin ich der gerechte Mann — es thut mir leid, daß ich nicht immer auch den Franzosen dafür galt.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Insel Ré. — Ein angenehmer Besuch. — Neuer Fluchtplan. — Reise nach Versailles. — Eine Trauung auf dem Totenbett. — Hinterlistige Priester. — Die Wahl Barodets. — Die Parlamentsrevolution vom 24. Mai. — Krokodilsthränen. — Ein Brief Victor Hugos. — Die Virginie. — ‚Nach Nouméa!‘

Nachdem die Behörden endlich hatten anerkennen müssen, daß die Unterkunftsverhältnisse in den Gewölben der Zitadelle Oleron gänzlich ungenügend seien, wurde eine größere Anzahl von uns, und darunter auch ich, nach der Insel Saint-Martin-de-Ré versetzt, wo früher Mirabeau eine Zeitlang gesessen hatte; ich habe selbst seinen Namen gelesen, den er mit einem Messer in einen Winkel eingekratzt hatte. Diese Versetzung war ein erheblicher Umschwung zum Besseren. Der Direktor unseres Rebellenhauses war derselbe, den wir schon im Fort Boyard gehabt hatten. Er wies mir sofort eine Kasematte für mich ganz allein an, ein Unteroffizierszimmer, das zwar natürlich ebenfalls vergitterte Fenster hatte, aber sehr geräumig war. Ich konnte darin ungestört arbeiten und die verhältnismäßige Bequemlichkeit war für mich um so wertvoller, als ich länger als ein Jahr dort blieb. Ich schrieb in dieser Zeit einen neuen Roman ‚Die Strandräuber,‘ der ebenfalls im ‚Rappel‘ abgedruckt wurde und dessen erste Kapitel ich in Neukaledonien erhielt. Meine Kinder, die mir überallhin folgten, fanden ausgezeichnete Wohnung und Verpflegung in der protestantischen Familie eines pensionierten Marinekommissars, Namens Lelorain. Jeden Tag verbrachten meine beiden Kleinen bei mir eine oder zwei Stunden. Sie besorgten mir auch aus einem nahen Gasthof eine Nahrung, die ein wenig mehr Abwechselung

bot, als die einförmige Gefängniskost. Ich hätte mich also beinahe glücklich fühlen können, wenn ich nicht von jeder geistigen oder künstlerischen Anregung abgeschlossen gewesen wäre. Notgedrungen führte ich das rein tierische Leben eines Hammels, der in seinem Stall angebunden steht und dessen Tageslauf nur durch die verschiedenen Fütterungsstunden eingeteilt wird.

Ein Umstand verdüstert dem Gefangenen noch ganz besonders das Dasein und läßt ihm die Kerkermauern, die ihn von der Außenwelt trennen, doppelt so dick erscheinen: die Abwesenheit jedes weiblichen Gesichtes. Das Leben, das man unter lauter Männern verbringt, ohne daß einem je ein Weiberrock zu Gesichte kommt, erscheint einem von einer verzweifelten Leere. Abgesehen von dem körperlichen Bedürfnis, giebt es nichts Verstimmenderes, als wenn man niemals den Blick auf Frauenhaar ruhen lassen kann. Die gänzliche Abgeschlossenheit von der Hälfte des Menschengeschlechts giebt den Gedanken eine ganz andere Richtung, so daß die moralische und geistige Anschauungsweise sich von Grund aus ändert.

Sonst wurde ich, ich muß es sagen, mit wirklicher Achtung behandelt und der Oberwächter, ein alter Seemann, der nicht als Gefängniswächter aufgewachsen war, wußte nicht, was er alles thun sollte, um mir seine Teilnahme zu bezeigen.

Eines Tages, der einer der schönsten meiner Gefangenenzeit war, wurde ich durch eine reizende junge Dame herausgerufen, die ich in Paris kaum zwei- oder dreimal flüchtig gesehen hatte. Durch Mittel, die mir unbekannt geblieben sind, hatte sie die Erlaubnis zu erhalten gewußt, das Gefängnis im allgemeinen und mich im besonderen besuchen zu dürfen. Der gute Oberwächter stellte uns, anstatt uns in das allgemeine Sprechzimmer zu verweisen,

sein eigenes Häuschen am Meere zur Verfügung, wo wir drei Nachmittage hintereinander ganz wie bei uns zu Hause waren. Brahim-ben-Scherif, der mit mehreren anderen Arabern ebenfalls nach Ré übergesiedelt war, sah mit neidischen Augen meine Besucherin über den Gefängnishof nach ihrem Hotel zurückkehren und sagte mir in aller Unschuld: „Sie ist recht hübsch, deine Moukère."

Diese drei halben Tage, die lachenden Sonnenschein in mein dunkles Dasein warfen, hatten noch eine andere ganz unerwartete Folge: Als ich im Zimmer des Oberwärters aus dem Fenster sah, hatte ich bemerkt, daß das Meer nur zwei Schritte entfernt war, und daß in einer etwas dunklen Nacht ein Schwimmer mit der größten Leichtigkeit ein Boot erreichen konnte, das sich in kurzer Entfernung vom Strande hielt. Durch einen ganz sonderbaren Zufall hatte ich in einer Geschichte der Belagerung von La Rochelle gelesen, daß die calvinistischen Verteidiger der von Buckingham verproviantierten Zitadelle gegen die königlichen Truppen häufige Ausfälle machten, von denen sie durch ein Pförtchen in einen großen Gang zurückkehrten, der sich in der ganzen Ausdehnung des Gebäudes erstreckte. Ich beschloß, mich über das Vorhandensein dieser Galerie zu vergewissern, die inzwischen vielleicht vermauert war, vielleicht aber auch nicht. In einer sehr dunklen Vertiefung, die von dem einen Flügel des Hauses des Oberwächters verdeckt wurde, fand ich eine mit einem ungeheuren Riegel verschlossene Pforte, die allem Anschein nach seit zwei Jahrhunderten nicht geöffnet worden war.

Durch diese Thür waren die Calviniſten offenbar in den Gang gelangt und von diesem aus durch eine zweite ins Freie. Obwohl der Riegel die Dicke eines Kinderarms hatte und gänzlich verrostet war, konnte es doch nicht so

übermäßig schwer sein, ihn zu öffnen. Leider konnte ich nicht selbst handeln. Erstens fehlten mir die Werkzeuge für eine solche Schlosserarbeit, außerdem hätte ich nicht so ohne weiteres aus dem Hof, wo ich spazieren zu gehen pflegte, verschwinden können, da dies dem Wachtposten sofort aufgefallen sein würde. Ich mußte also einen oder zwei Mitgefangene in das Geheimnis einweihen, das ich fest entschlossen war auszunutzen.

Unter den Deportierten war auch ein früherer Mitarbeiter der Marseillaise, unser Freund Collot, der uns Mitteilungen aus Arbeiterkreisen geliefert hatte. Er war von Beruf ursprünglich Tischler und hatte sich in seiner Kasematte eine vollständige Werkstatt mit allem Zubehör eingerichtet. Da er nicht besonders überwacht wurde, so hätte er mit der größten Leichtigkeit den Riegel sprengen oder durchfeilen, von dort in den Gang dringen und die äußere Thür aufbrechen können. Diese mußte auf den Festungsgraben führen, der allerdings fast immer halb voll Wasser, aber leicht zu durchschwimmen war, und von dort aus ging ein sanfter Abhang zum Strand hinunter, wo das Boot auf uns gewartet haben würde. Ich sprach also mit Collot von meiner Entdeckung und suchte ihn für meinen Plan zu erwärmen. Aber er ging nicht darauf ein, obwohl der Erfolg fast sicher war. Vielleicht rechnete er ebenfalls auf die Amnestie. Er wurde nach der Halbinsel Ducos deportiert und blieb dort acht Jahre lang. So geht es, wenn man die Gelegenheit nicht an der Stirnlocke zu packen weiß.

Nachdem mein Versuch bei Collot fehlgeschlagen war, mußte ich mich an einen sehr zweideutigen Mitgefangenen wenden, der in die Kommunebewegung nur wegen der täglichen dreißig Sous eingetreten und jederzeit um eine

solche Summe zu allem bereit war. Er hatte mir gestanden — denn ich war beinahe für alle meine Mitgefangenen eine Art Beichtvater geworden, — daß sein Lebenslauf eine hübsche Anzahl Gefängnisstrafen aufwies, denen die Politik ganz und gar fremd war. Er hatte mir sogar erzählt, und nicht ohne einen gewissen Stolz, daß er von Jugend auf niemals einen anderen Beruf als den eines Zuhälters ausgeübt hätte, und mir die erstaunlichsten Dinge aus diesen Kreisen berichtet.

Diese Persönlichkeit also mußte ich, in Ermangelung einer besseren, mit meiner Befreiung beauftragen, die er natürlich geteilt und für die ich ihm mehr Geld bezahlt hätte, als ihm seine Frauenzimmer während seines ganzen bisherigen Lebens eingebracht haben mochten. Zunächst legte er sich noch einen Kameraden zu, was bereits zwei Vertraute machte, und hierauf gingen sie an die Arbeit. Der Riegel war in einer Stunde durchgefeilt und an seine Stelle wurde ein zylinderförmig zugeschnittenes Stück Brotkrume gesteckt, das vorher in Sand gewälzt war; der Anblick hätte jeden Menschen getäuscht. Als hierauf meine beiden Helfer in den unterirdischen Gang eindrangen, jagten sie Hunderte von Ratten in die Flucht und versanken beinahe bis an die halben Schenkel in einen hundertjährigen Schlamm, der von dem Wasser des Festungsgrabens herrührte. Beim zweiten Versuch gelangten sie an eine feste mit Eisen beschlagene Thür, die sie vergeblich zu sprengen versuchten. Nachdem sie ein Loch in eines ihrer Bretter gebohrt hatten, bemerkten sie, daß sie von der Außenseite mit Ziegeln verbaut war, so daß es keinen Zweck hatte, sie aus ihren Angeln zu heben. Das einfachste war, die Mauer selbst in Angriff zu nehmen und so viele Steine herauszunehmen, daß ein Mensch von mittlerer Größe

durch das Loch hindurchschlüpfen konnte. Dieses riet ich meinen Pionieren und sie hätten es auch gern sofort versucht, wenn sie die nötige Hacke gehabt hätten. Meine Kinder, die mich jeden Tag besuchten, kauften in der Stadt das Zerstörungswerkzeug und meine beiden Arbeiter begannen das Loch zu machen. Meine Vorschriften lauteten ganz bestimmt: ich befahl ihnen, nur so viele Steine herauszunehmen, wie unbedingt nötig war und dann dieselben wieder lose in die Oeffnung einzusetzen, damit diese nicht von den Runden bemerkt würde, die regelmäßig um das Gefängnis herumgingen. Als alles fertig war, schrieb ich meinem Freund Destrem und bat ihn, mir einen Kauffahrer ausfindig zu machen, dessen Schiff zu einer bestimmten Stunde bei der Festung sein würde. In drei Tagen war der richtige Mann gefunden; ein Weinhändler, der häufig zwischen England und Bordeaux fuhr, wollte auf der Höhe von Ré kreuzen und meine Befreier und mich an Bord nehmen.

Niemals war ein Fluchtplan besser ausgedacht, selbst der nicht, der später in Neukaledonien so glänzend gelang. Aber die Einbrecher bleiben immer dieselben: sie entwickeln eine ungeheure Thätigkeit und eine bemerkenswerte Intelligenz bei der Vorbereitung einer Unternehmung und lassen sich nachher erwischen, indem sie in einer Spelunke, um ein Glas Absinth zu bezahlen, einen Tausendfrankenschein wechseln lassen.

Statt der von mir befohlenen engen Scharte, die mehr als hinreichend gewesen wäre, uns drei durchzulassen, machten die dummen Kerle ein Loch, wo Pferd und Wagen hätten durchfahren können; ja, sie waren nicht einmal so vorsichtig, es wieder zu verkleiden. Am nächsten Morgen bemerkten natürlich die Soldaten der Runde den klaffenden

Schlund und machten Anzeige. Also auch mein zweiter Fluchtplan war fehlgeschlagen.

Um das Maß ihrer Unvorsichtigkeit voll zu machen, hatten meine beiden Burschen die ganze Geschichte in ihrer Kasematte erzählt und zwanzig oder fünfundzwanzig von ihren Freunden eingeladen, die sich im Augenblick der Abreise an der Oeffnung eingefunden und ihr gutes Recht auf Flucht geltend gemacht haben würden. Der Direktor erfuhr sofort alle Einzelheiten und verlangte von mir Aufklärungen. Ich stellte mich dumm und verweigerte die Antwort auf Fragen, die ich, wie ich ihm sagte, nicht verstände. Er wagte, in Anbetracht der besonderen Stellung, die ich einnahm, die Sache nicht allzu weit zu treiben und begnügte sich damit, mich schärfer überwachen zu lassen.

Bald darauf erfuhr ich durch einen Brief des Abbé Foley, des Beichtvaters im Gefangenenhaus zu Versailles, daß die Mutter meiner Kinder fast hoffnungslos darniederliege. Als die arme Frau mich am Tage meiner Einbringung mit Ketten an den Händen und unter den Verwünschungen des niederen und hohen Pöbels durch die Straßen hatte schleppen sehen — sie wohnte in Versailles selber — war sie ohnmächtig hingesunken und hatte sich seitdem von diesem Schlage nicht wieder erholen können. Ich wußte nicht, daß ihr Zustand so ernst war; sobald ich aber diese Nachricht erhielt, hatte ich nur noch den einen Gedanken: durch eine rasche Heirat meine Kinder zu legitimieren, die ich allerdings schon früher anerkannt hatte. Ich richtete daher an den Minister des Innern die Bitte, zur Erfüllung dieser geheiligten Pflicht nach Versailles gebracht zu werden. Die bejahende Antwort traf unverzüglich ein. Zwei Polizeibeamte holten mich ab

und brachten mich zunächst zu Schiff nach La Rochelle, hierauf mit der Eisenbahn nach Paris. Ihre Ueberwachung war so gelinde, daß ich auf mein Ehrenwort glaube, sie hätten mich ohne weiteres entwischen lassen. Doch machten die Umstände mir jeden Fluchtversuch unmöglich, denn ich betrachtete mich moralisch als ‚Gefangenen auf Wort'.

Meine beiden Herren von der Polizei, denen auch meine Verpflegung unterwegs oblag, packten mir Sachen aus, wie man sie nicht alle Tage und als Gefangenenkost wohl nie bekommt: ein kaltes Rebhuhn, eine Trüffelpastete und alle möglichen Früchte. Einer meiner Begleiter vertraute mir an, daß der Minister, Victor Lefranc, ihnen selbst seine Anordnungen erteilt und in Gegenwart mehrerer Personen die bezeichnenden Worte gesprochen hätte:

„Wir müßten vor Scham rot werden, wenn wir daran denken, daß wir die Macht in Händen haben und Rochefort im Gefängnis sitzt."

Der Abbé Foley hatte mir mitgeteilt, daß man meine Frau in ein Krankenhaus gebracht hätte, wo sie mit der liebevollsten Sorgfalt gepflegt würde. Als man mich dorthin führte, bemerkte ich, daß dieses ‚Krankenhaus' ganz einfach ein Nonnenkloster war. Der Abbé hatte sich die Schwäche der Kranken zu nutze gemacht, um sie in diese Gebetsmühle bringen zu lassen, denn für die Pfaffen war sie eine kostbare Eroberung.

Die Mutter meiner Kinder war ihr ganzes Leben lang sehr mutig und eine ebenso entschiedene Freidenkerin gewesen, wie ich selbst. Ich fand sie sehr geschwächt an Körper und Geist. Augenscheinlich hatten die muckerischen Nonnen sie schon kräftig bearbeitet.

Während ich im Gefangenenhaus in Versailles in meiner alten Zelle die zur Vollziehung der Zeremonie an-

gesetzte Stunde erwartete, erdreistete sich der Beichtvater des sogenannten Krankenhauses mir ein Papier zur Unterschrift vorzulegen, worin ich alles widerrief, was ich je gegen unsere heilige Religion geschrieben hatte und mich verpflichtete, in Zukunft alle ihre Mysterien und unbegreiflichsten Dogmen zu achten. Der Erpresser mit der Priesterglatze rechnete auf die schwierige Lage, in der ich mich befand, da meine Frau gewissermaßen als Geisel in den Händen der Beghinen war, und beeilte sich, diesen Glücksumstand im Interesse seiner Kirche und wahrscheinlich auch seiner eigenen Beförderung auszunutzen. Ich bat ihn, mich gefälligst in Ruhe zu lassen, denn ich hatte niemals daran gedacht, daß die Feierlichkeit, zu der ich hergekommen war, etwas anderes sein könnte, als die gewöhnliche Ziviltrauung.

Ich war daher sehr überrascht, als ich nach Vollziehung der üblichen Förmlichkeiten durch den Versailler Bürgermeister, Herrn Rameau, den Beichtvater in Stola und Meßgewand erscheinen sah, um unserem Bunde die höhere Weihe zu geben. Wenn ich allein in Frage gekommen wäre, so kann man sich denken, welche Abfertigung ich dem unverschämten Priester hätte zu teil werden lassen. Aber mein unglückliches Weib lag gelähmt, beinahe im Todeskampfe auf ihrem Schmerzenslager. Sie konnte nicht anderswohin gebracht werden und war folglich in der Gewalt der Nonnen, die wahrscheinlich einer einfach bürgerlich getrauten Frau die allernotwendigste Pflege verweigert haben würden. Ich ließ also den Mann sein Weihwasser versprengen, von dem ich mich nicht getroffen fühlte.

Obwohl meine Reise nach Versailles für mich keinen anderen Zweck hatte, als die Erfüllung der gebieterischen

Pflicht, meinen Kindern einen rechtmäßigen Namen zu geben, so überhäuften die frommen Blätter mich deswegen mit den gemeinsten Schmähungen. Diese Vermählung wäre nur ein geschickter Vorwand, um auf Staatskosten eine kleine Vergnügungsreise zu machen. Ich fände den Aufenthalt in der Zitadelle nicht unterhaltend genug und dächte, wenn ich erst mal in Versailles wäre, so würde ich schon Mittel finden, dort zu bleiben und ein behagliches Leben zu führen.

Um jeder Zweideutigkeit ein Ende zu machen, bat ich den Minister des Innern in aller Form, sofort wieder nach der Insel Ré abreisen zu dürfen. Ich hatte dort meine Kinder zurückgelassen und sehnte mich danach, ihnen Nachrichten von ihrer Mutter zu bringen. Die letztere starb zwei Monate nach der traurigen Feierlichkeit.

Am liebsten wäre ich so schnell wie möglich deportiert worden. Da ich infolge des mißlungenen Fluchtplans sehr scharf bewacht wurde, konnte ich auf Erfolg eines neuen Versuches nur hoffen, wenn ich ihn unter ganz anderen Bedingungen unternahm, entweder während der Ueberfahrt oder nach meiner Ankunft in Neukaledonien. Ich wünschte also nichts sehnlicher, als abzufahren, denn ich war fest überzeugt, daß meine Einschiffung zugleich auch meine Rettung sein würde. Indessen schien die Stunde der Abfahrt mit jedem Tage in weitere Ferne zu rücken. Edmond Adam teilte mir sogar mit, Thiers habe beschlossen, das Gesetz auf mich nur nach seinem Wortlaut anzuwenden, wonach die Deportationsinsel nur ‚außerhalb des französischen Territoriums' zu liegen brauchte. Jede Insel des Ozeans oder des Mittelmeers erfüllt diese Bedingung gerade so gut wie Neukaledonien. Die Regierung hatte für mich die Insel Sainte-Marguerite aus-

gesucht und Adam erhielt die Nachricht, daß ich in den letzten Tagen des Mai dorthin gebracht werden würde.

Der Gouverneur des Forts erhielt den Befehl, sich auf eine neue eiserne Maske einzurichten, jedoch deren Behausung in etwas wohnlicheren Zustand zu versetzen. Ich sollte die Erlaubnis erhalten, frei auf der Insel umherzugehen, wenn ich versprechen wollte keinen Fluchtversuch zu machen — „ausgenommen für den Fall," hatte Thiers zu Adam gesagt, „daß die Bonapartes wieder zur Herrschaft kämen. Denn deren erstes Geschäft würde sein, Rochefort erschießen zu lassen. Da er aber nicht zum Tode verurteilt ist, so haben wir die Pflicht, einem derartigen Morde vorzubeugen."

Diese Gefangenschaft im Fort Sainte-Marguerite, wo die für mich bestimmt gewesene Wohnung später von Bazaine bezogen wurde, wäre mir offen gestanden ziemlich peinlich gewesen. Ich hatte niemanden um etwas gebeten und hätte es deshalb wohl hinnehmen müssen, wenn man mich dorthin schickte, aber es wäre mir unangenehm gewesen, eine Viertelstunde von der französischen Küste entfernt gewissermaßen den ‚Deportierten aus Liebhaberei' zu spielen, während meine Kameraden sechstausendfünfhundert Meilen entfernt leiden mußten.

Die Wahl des Sozialisten Barodet in Paris brachte alle meine Mitgefangenen in Aufregung: das bedeutete die Amnestie binnen acht Tagen! Nun wurden wir unfehlbar frei! Und es begann ein allgemeines Kofferpacken.

Es war kaum sechs Uhr morgens und ich schlief jenen leichten Schlummer, der den Gefangenen eigentümlich ist, als ich vom Kreischen des großen Schlüssels in meiner Gefängnisthür erwachte.

„Ich bin's!" sagte der Direktor, in meine Zelle

tretend. „Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß genau wie ich es Ihnen vorhergesagt habe, Barodet gewählt ist. Binnen vierzehn Tagen sind Sie frei und in acht Wochen werden Sie am Ruder sein."

So schnell ging es allerdings nicht. Im Gegenteil, die Wahl Barodets war die Hauptursache von Thiers' Sturz. Kaum ein paar Tage nach diesem Wahlsieg, den Paris trotz aller ‚Aderlässe' errungen hatte, kam der nämliche Direktor ebenso vergnügt in mein Zimmer und teilte mir die Parlamentsrevolution vom 24. Mai mit.

„Mac Mahon ist zum Präsidenten der Republik gewählt!" rief er mir schon von der Thüre aus zu.

Ich glaubte zuerst, er wollte einen schlechten Witz machen; nachdem aber die Nachricht sich als wirklich wahr erwiesen hatte, dachte ich nur noch daran, es zu machen wie meine Kameraden, d. h. ich packte meinen Koffer, aber für Neukaledonien.

Die neue Säbelherrschaft machte sich sofort bemerkbar. Meinen Kindern wurde die Erlaubnis entzogen, mich in meiner Zelle zu besuchen, ja, das allgemeine Sprechzimmer wurde sogar durch ein hölzernes Gitter in zwei Räume geteilt und bei jedem Besuch war ein Wächter zugegen. Es war also mein sehnlichster Wunsch, aus diesem Gefängnis überhaupt herauszukommen. Am meisten beunruhigte mich der tiefe Schmerz meiner Tochter über unsere nahe Trennung. Ich sagte ihr unaufhörlich, sie solle nur ruhiges Blut bewahren, denn bald würden wir alle wieder bei einander sein.

In den Zeitungen gingen unterdessen die Lügen über mich nach bewährtem Muster weiter. Bald wußte die eine, bald die andere von einem Gnadengesuch zu erzählen, das ich selbst oder meine Kinder an alle möglichen und

unmöglichen Personen gerichtet haben sollten. Thiers, Mac Mahon, Frau von Gallifet und ich weiß nicht, wer noch alles, sollten von unseren Bitten belästigt sein. Erst als meine Ueberführung nach Ozeanien sicher war, hörten diese schamlosen Lügen auf, besonders nachdem der ‚Constitutionel' bündig erklärt hatte, daß ich niemals ein Gnadengesuch irgend welcher Art eingereicht hätte.

Dafür begannen die Ordnungsblätter widerliche Krokodilsthränen zu weinen, daß einen Mann von meinem großen Talent ein so hartes Schicksal treffen müsse. Der ‚Gaulois' behauptete, die Angriffe auf meine Person seien eine ‚schmerzliche Pflicht' gewesen, da sie nur durch die übertriebenen Verteidigungen meiner Freunde hervorgerufen wären. Also eine ‚schmerzliche Pflicht' hatten diese Leute erfüllt, indem sie den Franzosen vorlogen, daß ich meine Kinder Hungers sterben ließe, daß ich bei Mac Mahon um Gnade winselte!

Indessen diese Heuchelei stand nicht allein. Die Regierung ließ, nicht weniger heuchlerisch, mitteilen, daß ich nicht eingeschifft werden würde, wenn die Marinekommission, vor der ich erscheinen würde, irgend eine Gefahr für mich feststellte. Es sollten in meinem speziellen Fall zwei Militärärzte der Untersuchung beiwohnen und den Ergebnissen derselben sollte die größte öffentliche Verbreitung gegeben werden.

Die Untersuchung dauerte gerade eine halbe Minute. Ein Mitglied der Kommission stellte mir die Frage:

„Haben Sie Gründe, weshalb Sie verlangen könnten, in Frankreich zu bleiben?"

Ich antwortete: „Nein, keinen einzigen."

Und das war alles.

Ohne daß ich natürlich eine Ahnung von seiner Ab-

ſicht gehabt hätte, verſuchte Victor Hugo einen letzten Schritt bei der politiſchen und litterariſchen Null, de Broglie. Er erwies ihm die außerordentliche Ehre, den nachſtehenden Brief an ihn zu richten:

Auteuil, Villa Montmorency, den 8. Auguſt 1873.

Hochverehrter Herr Herzog und ſehr geſchätzter Herr Kollege!

Dem Mitgliede der Franzöſiſchen Akademie gilt dieſer Brief. Ein Ereignis von ſchwerwiegender Bedeutung droht ſich zu vollziehen. Einer der erſten Schriftſteller unſerer Zeit, Henri Rochefort, ſoll, wie man verſichert, zur Abbüßung einer politiſchen Verurteilung nach Neukaledonien gebracht werden. Jeder, der Henri Rochefort kennt, kann beſtätigen, daß ſeine zarte Geſundheit dieſe Verſendung nicht aushalten, daß die furchtbare lange Seefahrt oder das mörderiſche Klima oder das Heimweh ihn töten wird. Henri Rochefort iſt Familienvater und läßt drei Kinder zurück, darunter eine Tochter von ſiebenzehn Jahren.

Der Urteilſpruch, der Henri Rochefort zu teil geworden iſt, betrifft nur ſeine Freiheit, die Ausführung desſelben aber bedroht ſein Leben. Warum Nouméa? Die Sainte-Marguerite-Inſeln würden genügen. Das Urteil verlangt nicht Nouméa. Durch die Gefangenhaltung auf Sainte-Marguerite würde das Urteil vollzogen und nicht verſchärft werden. Der Transport nach Neukaledonien aber wäre eine Verſchärfung der gegen Henri Rochefort erkannten Strafe. Dieſe wird dadurch in Todesſtrafe umgewandelt. Ich lenke Ihre Aufmerkſamkeit auf dieſes neue Verfahren, eine Strafe umzuwandeln.

Der Tag, an dem Frankreich hören würde, daß dieſer glänzende und ſtarke Geiſt ins Grab geſunken iſt, wäre für das Land ein Trauertag.

Es handelt ſich um einen Schriftſteller und um einen Schriftſteller von ſeltener Urſprünglichkeit.

Sie ſind Miniſter und Sie ſind Akademiker: Ihre beiden Pflichten laufen in dieſem Fall zuſammen und unterſtützen ſich gegenſeitig. Die Verantwortlichkeit für die vorauszuſehende Kataſtrophe würde auch Sie treffen. Sie können und Sie müſſen einſchreiten. Sie werden ſich ſelbſt ehren, indem Sie auf dieſem

Wege des Edelmuts voranschreiten. Abgesehen von jeder politischen Meinung und Leidenschaft, bitte ich im Namen der Litteratur, der wir beide, Sie und ich, angehören, Sie, mein verehrter Herr Kollege, in diesem entscheidenden Augenblick Henri Rochefort zu beschützen und seine Verschickung zu verhindern, die sein Tod sein würde.

Empfangen Sie, Herr Minister und werter Herr Kollege, die Versicherung meiner höchsten Achtung.

Victor Hugo.

Die jämmerliche Persönlichkeit nahm ihre ganze Unverschämtheit zusammen, um dem erlauchten Dichter die folgende Antwort zu erteilen:

Verehrter Herr Kollege!

Ich erhielt während einer kleinen Reise, die mich von Paris entfernt hält, den Brief, den Sie so freundlich waren an mich zu richten, und beeile mich, ihn Herrn Beulé zu übergeben.

Wenn die Anweisungen der Regierung befolgt worden sind, so muß Herr Rochefort der Gegenstand einer ganz besonders eingehend geführten ärztlichen Untersuchung gewesen sein und der Befehl zu seiner Verschickung hat nur gegeben werden können, wenn es ganz sicher ist, daß die Anwendung des Gesetzes weder das Leben noch die Gesundheit des Verurteilten gefährdet.

In dem vorliegenden Fall wird es Ihnen ohne Zweifel nicht entgehen, daß die geistigen Fähigkeiten des Herrn Rochefort seine Verantwortlichkeit erhöhten und nicht als Milderungsgrund für sein Verbrechen dienen können. Die armen Unwissenden und Verführten, die seinem Worte blindlings gefolgt sind und ihre Familien in Elend zurücklassen, hätten eher Anspruch auf Nachsicht.

Empfangen Sie, verehrter Herr Kollege, die Versicherung meiner höchsten Achtung.

Broglie.

Es war dasselbe Lied, das alle Ordnungsheuchler sangen: Die Schuldigen waren Ranc, ich, Assi, Rigault.

Die armen Unwissenden und Verführten, die hatten Anspruch auf alle Nachsicht der Regierung. Aber warum dann nach den Massenhinrichtungen die Massendeportationen? Broglie beklagte die Leute recht sehr, aber er verpackte sie trotzdem auf den Schiffen nach Neukaledonien.

Auch mein Schiff war endlich segelfertig.

Es war die ‚Virginie', deren unglücklicher Paul ich sein sollte; eine alte Segelfregatte, die im Jahre 1848 gebaut und schon seit mehreren Jahren ausrangiert war. Man hatte sie eigens wieder hervorgeholt, da sie zur Beförderung von Sträflingen und Deportierten immer noch gut genug schien. Mehrere Kapitäne, denen sie nicht seetüchtig erschien, hatten indessen das Kommando ausgeschlagen und man hätte ein anderes Schiff für mich fertig machen müssen, wenn nicht im letzten Augenblick der Kapitän Launay sich angeboten hätte, die Führung zu übernehmen.

Etwa fünfzig Mann stark verließen wir die Zitadelle und begaben uns nach dem Hafen von Saint-Martin-de-Ré, wo wir in Booten an Bord des Avisos ‚Le Travailleur' gebracht wurden, denn unsere Fregatte lag wegen ihres Tiefgangs ziemlich weit draußen auf See. Kaum hatten wir zehn Meter in unserem Boot gemacht, so ergriff mich eine Uebelkeit, die zum fürchterlichsten Erbrechen führte; zwei Kameraden mußten mir den Kopf und Leib halten, sonst wäre ich mehreremale in Gefahr gewesen, ins Wasser zu stürzen. Wir verbrachten den ganzen Tag und die folgende Nacht auf dem ‚Travailleur', wo ich nicht einen Augenblick Erleichterung von meinem Unwohlsein fand und kein Auge zum Schlummer schließen konnte. Am nächsten Morgen brachte der ‚Travailleur' uns nach der ‚Virginie'. Der Kapitän empfing mich mit herab-

lassender Freundlichkeit und ließ mich in meinen durch feste Eisenstangen versicherten Käfig im Hinterteil führen. Er war im Zwischendeck belegen und strömte, obwohl sehr reinlich gehalten, einen Teergeruch aus, bei dem mir der Atem stockte und das Herz im Leibe sich umkehrte. Ich ging seit einigen Augenblicken darin auf und ab, als Frau Edmond Adam nebst ihrem Gatten und meine drei Kinder ankamen, die die Erlaubnis erhalten hatten, mich noch einmal — und wie die Erlaubnisgeber glaubten, zum letztenmal — zu umarmen.

Meine drei Kinder und ich hielten uns bis zur letzten Minute umschlungen; dann, als der Anker aufgewunden wurde, sagten wir uns ‚Lebewohl' und zugleich ‚Auf Wiedersehen!' Denn noch einmal sagte ich meiner Tochter, ich würde früher oder später — und natürlich so früh wie möglich — mit meinen Gefängniswärtern fertig werden.

Kaum waren sie über die Schiffstreppe verschwunden, so rief Kapitän Launay mit einer Stimme, die er lautschallend zu machen sich bemühte:

„Nach Nouméa!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Seekrankheit. — Der Frauenkäfig und seine Bewohnerinnen. — Kapitän Launay. — Wie man Meerschaum gewinnt. — Das Passieren der Linie. — Unser Aufenthalt an der brasilianischen Küste. — Die Seekarte und mein Fluchtplan. — Neukaledonien in Sicht. — Mißlungene Galanterie des Gouverneurs.

Die Entfernung von Frankreich nach Neukaledonien beträgt beinahe siebentausend (französische) Meilen und der Kapitän teilte mir mit, die Reise würde wohl eher sechs, als nur drei Monate dauern; alles hinge davon ab, ob die Fregatte guten Segelwind hätte oder nicht.

Von dem ersten Schwanken des Schiffes an war mir so übel im Magen, daß darüber die Traurigkeit meines Herzens vermindert wurde, denn körperliches Ungemach hat die Eigenschaft, daß man weniger an seinen Kummer denkt. Und war ich denn auch mehr zu beklagen als meine Reisegefährten, die ebenfalls Kinder in Frankreich zurückließen, um deren Unterhalt sie in großer Sorge sein mußten, während ich die meinigen in Edmond Adams treuer Hut wußte?

In dem niedrigen Zwischendeck, das durch eine Treppe mit dem Deck in Verbindung stand, waren wir hundertfünfundzwanzig Deportierte an der Zahl, außerdem waren zweiundzwanzig Frauen in einem Käfig untergebracht, der nicht größer war als der von mir allein bewohnte. Zwischen mir und der Frauenabteilung war ein Gang, worin ein militärischer Wachtposten in Gefängniswärteruniform, schwarzem Rock mit weißen Litzen, auf und ab ging. Da aber der Zwischenraum ziemlich eng war, so konnten wir uns sehen und sogar mit einander sprechen. Bei den Frauen war Louise Michel, die ich während der Kommune-

zeit nicht gekannt hatte und zum erstenmal durch unsere Gitterstäbe sah. Sie rief mir zu: „Guten Tag, Kamerad!“ und ich antwortete ihr: „Guten Tag, Kameradin!“

Unter den anderen Frauen, die ich in dem Halbdämmer nur undeutlich sehen konnte, war Frau Lemel, die in der ‚Blutigen Woche‘ auf den Barrikaden verwundet war und während unseres Aufenthaltes auf der Halbinsel Ducos eine ausgezeichnete Freundin für uns wurde. Nach der Amnestie boten wir ihr eine Stellung am ‚Intransigeant‘ an, die sie noch jetzt bekleidet.

Unter den zweiundzwanzig Unglücklichen ragte um Haupteslänge hervor ein großes junges Mädchen mit kurzen schwarzen Haaren, wilden Augen und sonnverbrannter Haut. Man nannte sie ‚die große Victorine‘. Sie war Kreolin von Abstammung, obgleich in Paris geboren, und hatte sich wie ein Mann geschlagen. Wie ein Panther ging sie in ihrem Käfig auf und ab, sodaß die beiden Nonnen, die die Frauenabteilung zu bedienen hatten, über ihre Wildheit ganz erschrocken waren. Einmal sagte sie zu ihnen mit lachendem Munde: „Ah! Sie können mir glauben, meine Schwestern, ich bin nicht hier, weil ich Perlenschnüre aufgezogen habe. Mit dem Chassepot hab' ich's ihnen gegeben, den Schuften von Versailles!“

Uebrigens war sie das beste Herz von der Welt und von liebreichstem Wesen gegen ihre Mitgefangenen.

In diesem ‚letzten Schiff‘ war auch Frau Leroy, deren Beziehungen zum Kommunemitglied Urbain Aufsehen gemacht hatten. Er war auf Lebenszeit verurteilt, und man sagte ihr nach, sie habe den Freund, mit dem sie zusammenlebte, verraten. Trotzdem war sie selbst zur Deportation verurteilt, allerdings nur zur einfachen, aber ebenfalls auf Lebenszeit. Sie war blond und wäre fast hübsch gewesen,

ohne ihren scheuen Blick. Sie hatte es sofort verstanden, sich mit den beiden Nonnen auf guten Fuß zu stellen, von denen sie jeden Tag in die vom Schiffsgeistlichen gelesene Messe mitgenommen wurde. Jedenfalls fand sie ihre Rechnung dabei, denn die beiden Frommen werden gewiß ihrem Glaubenseifer durch manchen leckeren Bissen zu Hilfe gekommen sein. Sie wurde von ihren Mitgefangenen wegen dieser Schwäche gegenüber einem Linsengericht ziemlich kalt behandelt, außer natürlich von Louise Michel, die immer für alles und für jeden eine Entschuldigung hat.

Aber eine war unter den Gefangenen, deren Schicksal mich in tiefster Seele rührte, ein junges Weib, Frau Leblanc, die mit zwei kleinen Kindern in dem Käfig hauste. Ihr Mann war Föderierter gewesen und die Frau hatte das ungeheure Verbrechen begangen, ihren Gatten, den Vater ihres fünfjährigen Knaben, versteckt zu halten, als in Paris das große Morden wütete. Man verhaftete sie und warf sie, trotz ihres hochschwangeren Zustandes, in die Kloaken des Chantiersgefängnisses, wo sie ein Töchterchen gebar. Sie mußte vor dem Kriegsgericht erscheinen, mit ihrem Säugling auf den Armen, den sie buchstäblich mit ihrem Blute nährte, denn, wie Victor Hugo sagt: wenn die Mutter kein Brot hat, so hat das Kind keine Milch.

Die scheußlichen Richter, die vor den Preußen jämmerlich ausgerissen waren, hatten Mut genug, die lebenslängliche Deportation über diese Frau auszusprechen, die zweimal, ja dreimal geheiligt war, denn sie litt in ihren beiden Kindern und in ihrem Mann, der unfähig, etwas für sie zu thun, hinter Schloß und Riegel saß.

Sie hatte gebeten, auch ihren Knaben, den sie nicht

auf dem Straßenpflaster lassen konnte, mitnehmen zu dürfen, und Broglie und Mac Mahon hatten sich beeilt, auch das Kind ins Gefängnis zu schicken, anstatt die Mutter in Freiheit zu setzen.

Ich sah sie oft, wenn sie für ein paar Augenblicke, um frische Luft zu schöpfen, auf Deck ging, bei meinem Käfiggitter vorbeigehen, ihr kleines inzwischen acht Monate alt gewordenes Töchterchen auf dem Arm und den sechsjährigen Jungen an ihren Röcken hängend. Wenn ich den Säugling, so blaß und immer magerer werdend, ansah, zweifelte ich nicht, daß das arme Kleinchen, das im Gefängnis geboren war, sein Grab im Ozean finden würde. Aber es war ebenso lebenszäh, wie seine Mutter mutig, und kam nicht nur am Bestimmungsort an, sondern es wuchs und gedieh in der Kolonie, die die Familie, Vater, Mutter und die beiden Kinder, erst nach der Amnestie von 1880 verließ, da Mac Mahon ihnen nicht einen einzigen Tag geschenkt hatte.

Freilich wären die beiden Kinder ohne die unermüdliche Pflege und liebevolle Sorgfalt unseres Schiffsarztes, des Doktor Perlié, wohl nicht mit dem Leben davongekommen. Dieser prächtige Ehrenmann dachte jeden Tag ein neues Mittel aus, die verpestete Luft im Frauenkäfig zu verbessern und den schwachen Mägen eine gute Stärkung zukommen zu lassen. Für die geringsten Klagen hatte er ein williges Ohr und er fand dabei stets — es wäre ungerecht, dies nicht anzuerkennen — das größte Entgegenkommen beim Kapitän Launay. Die Fahrt der ‚Virginie‘, die so ganz anders war wie die der ‚Danaë‘ und der ‚Guerrière‘, ist daher in der Geschichte der Deportation legendär geblieben.

Meine Reisegenossen schrieben diese unverhoffte gute

Behandlung mir zu und augenscheinlich mit einigem Grund. Ich war gleichzeitig mit ihnen nach der Insel Ré gebracht und wir hatten beinahe zwei lange Jahre in steter Gemeinschaft gelebt. Ich war ihr Ratgeber und beinahe ihr Orakel geworden. Ich entwarf für sie ziemlich oft Briefe, ja sogar Gnadengesuche, denn in dieser Hinsicht enthielt ich mich absichtlich, irgend welchen Einfluß auf sie auszuüben. Außerdem hatte ich mich in Tabak ein bißchen für sie ruiniert und dafür waren sie mir unendlich dankbar. Kurz und gut, sie liebten mich sehr und gaben mir auf Ré einen Beweis davon, der mich wirklich rührte.

Die tägliche Kost bestand aus Kaffee am Morgen, Fleischsuppe mit gekochtem Rindfleisch zu Mittag und ebenfalls gekochtem Rindfleisch mit Kohlsuppe zu Abend. Mit dieser wenig abwechslungsreichen oder vielmehr einer Abwechslung überhaupt nicht fähigen Speisenfolge verfuhren nun die Föderierten, die den Küchendienst versahen, folgendermaßen: Sie warfen in ihren Kessel ungefähr hundertundfünfzig Kilo Fleisch in eine mittelmäßige Menge Wasser, wodurch sie natürlich eine Brühe von ausgezeichneter Güte erzielten. Wenn die Köche sie für kräftig genug erachteten, brachten sie mir eine große Schale voll davon, wie eine Küchenfee ihrem Grenadier, und gossen hierauf klares Wasser in die Töpfe nach. Dies gab die zweite Bouillon für die Deportierten, die sich glücklich schätzten, mir die erste anbieten zu können; wenn sie ihren Kameraden mit meiner Schale über den Hof der Zitadelle gehen sahen, sagten sie:

„Bürger Rochefort hat seine Suppe, jetzt kommen wir auch bald dran!“

Diese Kraftbrühe war das einzige Geschenk, das ich annehmen konnte, aber auch mußte; hätte ich sie zurückgewiesen,

so würde das die Küchenmänner tief bekümmert haben. Alle Kameraden wußten, daß ich nur den geringsten Schritt zu thun brauchte, um meine Begnadigung zu erlangen, und sie waren mir sehr dankbar, daß ich freiwillig ihr Los teilte. Meine Anwesenheit an Bord der ‚Virginie' verschaffte ihnen gute Behandlung und viel bequemere Einrichtung als die früheren Transporte sie gehabt hatten.

Dem Kapitän Launay war die große Anhänglichkeit, die sie mir bezeigten, nicht entgangen, und er kam oft an mein Gitter, um ein Plauderstündchen zu halten, das gewöhnlich damit endigte, daß er mich bat, bei meinen Genossen zum Frieden zu reden, damit sie doch ja keine Meuterei anstifteten — woran sie übrigens während der vier Monate unserer Ueberfahrt ganz gewiß niemals gedacht haben.

Ich erwähne diese Einzelheiten hauptsächlich deshalb, weil schon ein paar Tage nach unserer Abfahrt der ‚Figaro' durch einen gefälschten Brief eines angeblichen, natürlich anonymen Fregattenkapitäns die schamlose Lüge verbreitete, meine Mitdeportierten hätten mich als ihren Verführer und Urheber alles Unglücks lynchen wollen und die Besatzung der ‚Virginie' hätte nur mit Mühe meine Ermordung verhindern können. Natürlich druckten die Ordnungsblätter diesen Brief mit hocherfreuten Kommentaren ab und die ‚Gazette de France' fragte:

„Wenn so etwas schon an Bord des Schiffes vorkommen konnte, wie wird es Herrn Rochefort dann erst in Neukaledonien ergehen?"

Die Antwort auf diese Frage wird der Leser einige Seiten weiterhin finden.

Die Verhältnisse, unter denen ich meine Reise machte, wären unerwartet gute gewesen, wenn sich mir nicht in-

folge des Teergeruchs beständig das Herz im Leibe umgedreht hätte. Es kamen noch hinzu die fürchterlichen Wellenstöße, die besonders im Golf von Biskaya mich wie ein Kaninchen hin- und herwarfen. Die Anstrengungen die ich machte, um mit meinem leeren Magen zu erbrechen, hörte man im ganzen Schiff; sie störten alle Welt im Schlaf und mich selbstverständlich am meisten.

Eine ganze Woche hindurch krümmte ich mich auf dem Fußboden meines Käfigs, ohne das geringste essen oder trinken zu können. Sonst war mein Tisch ausgezeichnet bestellt, denn ich wurde aus der Kapitänskajüte und zugleich aus der Offiziersmesse verpflegt, sodaß meine Mahlzeiten aus sechs bis sieben Gängen bestanden; leider mußten sie unberührt auf meinem Tische stehen bleiben, denn ich konnte weder Festes noch Flüssiges zu mir nehmen. Doktor Perlié sagte mir, er hätte in seinem zwanzigjährigen Leben auf dem Meere niemanden getroffen, dessen Magen so wenig auf Seefahrten eingerichtet gewesen wäre, außer einmal auf einer Reise von Frankreich nach Brasilien eine Dame, die nach einem dreißigtägigen unaufhörlichen Erbrechen sofort nach der Landung gestorben wäre. Die Aussicht, mein bewegtes Leben durch eine elende Seekrankheit zu beschließen, beschäftigte meine Gedanken so sehr, daß selbst das Bild meiner Kinder zurücktrat. Das gemeine tierische Lebensbedürfnis gewann in einem Grade die Oberhand, daß ich mir zuweilen verzweiflungsvoll sagte: „Ich bin nicht mehr ich selbst.“

Mein Seelenzustand und besonders mein körperliches Befinden wurde allmählig so beunruhigend, daß der Doktor eines Tages dem Kapitän erklärte, er könne nicht mehr die Verantwortung für mein Leben übernehmen, wenn ich im Zwischendeck bleibe; man müsse mich in eine von den Ka-

dettenkabinen auf Deck bringen lassen. Ich hörte das Gespräch selbst mit an. Der Kapitän fragte ängstlich:

„Und wenn er ausbricht?"

„Wie sollte er wohl ausbrechen?" antwortete der Arzt. „Er kann sich ja kaum auf den Beinen halten!"

Aber das Gespenst meiner Flucht erschien dem Kapitän so drohend, daß davor alle Rücksichten der Menschlichkeit schweigen mußten, und ich blieb im Teergeruch meines Zwischendeckskäfigs.

Es lag mir nach den fünf Monaten Zellensystem, die ich in Versailles kennen gelernt hatte, nicht viel daran, von neuem vier Monate Zelle, und noch dazu in einem Käfig mit Eisenstäben, durchzumachen. Ich erklärte daher eines Tages meinem Kapitän, ich langweilte mich in meiner Einsamkeit zu Tode und mein Gefängnis wäre groß genug, um mir darin zur Gesellschaft drei oder vier von meinen alten Freunden von der Insel Ré zu geben. Er versicherte mir, er habe mir nur einen Gefallen thun wollen, indem er lästige Gesellschaft von mir fern hielte, und stellte mir frei, ganz nach Belieben mir einige Zellengenossen auszusuchen. Ich erbat mir Henri Place, den ich während der Belagerung gekannt hatte, als er an Blanquis Blatt Redakteur war, Henri Messager, früheren Hauptmann in den Föderiertentruppen, und Passedouët, proudhonistischen Journalisten, der bei der Ankunft auf der Halbinsel Ducos krank wurde und im Wahnsinn starb.

Mehr für allerlei Hilfeleistungen als um uns die Langeweile zu vertreiben, nahmen wir noch einen ganz jungen Burschen auf, der rein zufällig in die Kommunebewegung hineingeraten war, von deren eigentlichen Absichten und Zielen er gar keine Ahnung hatte. Er hieß Chevrier und war aus dem Limousin als Maurerhand-

langer nach Paris gekommen, denn der Traum seines Lebens war, selbst einmal Maurer zu werden. Aber in dem Augenblick, wo seine Sehnsucht sich verwirklichen sollte, war der Aufstand vom 18. März ausgebrochen. Die Zeit war nicht gerade günstig, um die von den Granaten der Versailler zertrümmerten Häuser wieder aufzubauen und Chevrier hatte, um wenigstens seine dreißig Sous täglich zu haben, bei der Nationalgarde Dienst genommen. Er war zur komischen Person geboren. Als ich ihn eines Tages fragte, unter welchen Umständen er den Versaillern in die Hände gefallen sei, antwortete er mir mit dem größten Ernst:

„Ich bin auf einer Barrikade gefallen."

„Durch was? Durch eine Kugel oder einen Granatsplitter?"

„Nein, durch einen Blechlöffel."

„Wie? durch einen Löffel?"

„Ja, ich hatte einen Löffel in der Tasche; eine Kugel schlug sich platt darauf und trieb ihn mir in die Lende hinein, aus welcher der Lazarettchirurg ihn nur mit der größten Mühe wieder herausbringen konnte. Dieser Blechlöffel hat mir niedliche Schmerzen gemacht, kann ich Ihnen sagen. Ei weih!"

Nachdem er sich uns in seiner ganzen Herzenseinfalt gezeigt hatte, machten wir uns oft einen Scherz mit ihm. Wir hatten ihm weis gemacht, der Meerschaum würde aus dem Schaum gewonnen, den ein Schiff, das die Wogen durchfurcht, hinter sich zurückläßt. Man ließe diesen am Feuer trocknen, und wenn die Einwirkung der Hitze ihn genügend gehärtet hätte, könnte man ihn mit der größten Leichtigkeit schneiden.

Als eines Tages der Kapitän zur Revision kam, bat

Chevrier ihn um die Erlaubnis, sich durch eine der Zwischendecksluken seinen Eßnapf mit Schaum füllen zu dürfen, und da ich dem Kapitän Launay Bescheid gesagt hatte, so gewährte dieser ihm mit vieler Huld die ersehnte Gunst.

Leider war von dem Schaum binnen kurzer Zeit nur ein Wasserpfützchen übrig und Chevrier sagte voll Bitterkeit, als wir ihm zu verstehen gaben, an dem Mißlingen könne nur seine Unvorsichtigkeit schuld sein:

„Ja, ich weiß schon: immer und immer bin ich an allem schuld! Denken Sie denn, ich hab' es absichtlich gethan? Im Gegenteil, ich hätte doch so gern eine recht schöne Pfeife gehabt."

Kapitän Launay war nach Versicherung aller seiner Offiziere ein ausgezeichneter Seemann; nur sagte man ihm nach, daß er sich gerne die Nase begösse. Ich muß aber der Wahrheit gemäß erklären, daß ich ihn niemals betrunken gesehen habe. Für uns war die Hauptsache, daß wir mit einem braven Mann zu thun hatten. Jeden Abend stieg er, auch wenn mir noch so übel zu Mute war, nach meinem Käfig herab und unterhielt sich durch das Gitter hindurch manchmal bis Mitternacht mit mir.

Frau Edmond Adam hatte ihm bei ihrem kurzen Abschiedsbesuch auf der ‚Virginie' zu verstehen gegeben, daß er wahrscheinlich schon bei der Ankunft in Nouméa meine Begnadigung vorfinden würde und seine Ueberzeugung, daß die Sache so kommen würde, war ganz unerschütterlich. Er entwarf schon den Reiseplan für die Rückfahrt. Von Neukaledonien würden wir erst nach Tahiti und nach Kap Horn segeln, von dort nach Sankt-Helena und auf diese Art die angenehmste Reise um die Welt machen, denn als einziger Passagier würde ich die schönste Kajüte auf dem ganzen Schiff haben und täglich an sei-

seinem Tische speisen. Er verbarg mir auch nicht, daß er von dieser Reise seine Beförderung zum Linienschiffskapitän erwartete und zu diesem Zweck ein wenig auf mich rechnete, um ihm diesen Rang durch die mächtige Fürsprache von Frau Edmond Adam zu verschaffen.

Ich beging die Schnödigkeit, ihn sich ruhig in diesen süßen Träumen wiegen zu lassen. Meine Käfiggenossen behaupteten denn auch, daß ich der eigentliche Kommandant des Schiffes sei.

Die ganze Schiffsmannschaft, von den beiden Leutnants und den Kadetten herab zu den Matrosen und sogar zu den Seesoldaten, bezeigte uns die wärmste Teilnahme. Mit der feinen Witterung, die vom Unglück heimgesuchte Menschen stets in solchen Dingen haben, errieten die Deportierten sofort, wer von den Offizieren ihnen gut gesinnt wäre. Der zweite Leutnant, Allys, wurde einstimmig als Bester erklärt, obwohl er niemals an irgend einen, auch an mich nicht, ein Wort richtete. Es genügte, daß er ins Zwischendeck hinunterkam und bei schlechtem Wetter die Luken schließen, bei schönem sie sofort wieder öffnen ließ. Ein jeder fühlte, daß ihn ein wahres Mitleid und sogar Achtung für die Besiegten erfüllte, die er an ihren traurigen Bestimmungsort bringen half.

Die erste Station der früheren Transporte war Dakar an der afrikanischen Küste gewesen und wir glaubten alle, wir würden dort anlaufen und Nachrichten von unseren Lieben erhalten. Aber aus einem lächerlichen Grunde waren die Anordnungen geändert worden. In Carthagena war die Erhebung der spanischen Republikaner geglückt und die ganze Kriegsflotte war in den Händen der Aufständischen. Mac Mahon bildete sich nun ein, diese würden ein paar Schiffe nach Dakar senden, die ‚Virginie‘ zur

Uebergabe auffordern und nötigenfalls zwingen, und die gefangenen Rebellen, vor allem aber mich, befreien. Zwar hatte ich niemals etwas mit den spanischen Republikanern zu thun gehabt — aber das machte nichts. Sicher war sicher und deshalb durfte unser Schiff nicht Dakar, sondern mußte die Kanarischen Inseln anlaufen. Selbst Teneriffa schien noch zu gefährlich und die Hauptstadt Palmas war als Station ausersehen. Ich hatte gehofft, daß im ruhigen Wasser des Hafens die Seekrankheit aufhören würde, aber ich hatte mich sehr getäuscht. Die Fregatte tanzte vor ihren Ankern, daß ich das Gefühl hatte, in einem Schaukelstuhl zu sitzen. Nach einer zweitägigen Ruhe, die für meinen armen Magen eine achtundvierzigstündige Anstrengung war, stachen wir wieder in See und fuhren nach Brasilien hinüber, um dort die Passatwinde zu finden, ohne die wir unsere Reise nach dem Kap der guten Hoffnung nicht machen konnten. Auf einem Dampfschiff wäre uns ein derartiges Herumstrolchen erspart geblieben, aber die frommen Herren vom 24. Mai hatten wohl in ihre Berechnung gezogen, daß mir vielleicht auf einer Reise von so vielen Monaten die Kräfte ausgehen könnten und ich möglicherweise mein Grab in dem Magen eines Südseehaifisches fände. Jedenfalls hatte diese Möglichkeit mitgesprochen, als man zu unserer Beförderung ein bereits ausrangiertes altes Segelschiff wählte, das bei jedem Wind- und Wellenstoß ächzte, als ob es aus allen Fugen gehen wollte.

Unsere Reise war also nichts weniger als angenehm, immerhin gab es aber doch auch zuweilen ein bißchen zu lachen. Eines Tages kam der Kapitän lange vor der gewöhnlichen Plauderstunde zu mir herunter und teilte mir mit, wir würden an diesem Abend zwischen neun und zehn die Linie passieren.

„Der Kapitän erzählt mir eben, wir werden in einer oder zwei Stunden die Linie passieren," sagte ich zu Henri Place, Passedouët und Messager. „Wir sind also dem Ende nahe."

Ich meinte natürlich das Ende der Reise. Aber Chevrier, der trotz dem Blechlöffel, welcher ihn zum Barrikadenhelden gemacht hatte, leicht zu erschrecken war, glaubte, ich meinte das Ende unseres Lebens, und vielleicht sogar das Ende der Welt, und fragte mich:

„Warum sagen Sie, Bürger Rochefort, daß wir dem Ende nahe sind? Es ist wohl gefährlich, die Linie zu passieren?"

„Was?" rief ich, „Sie wissen nicht einmal, was das Passieren der Linie bedeutet?"

„Nein, Bürger Rochefort."

„Das ist ja ganz unglaublich! Sie wissen also nicht, daß mitten über die ganze Erde weg eine feurige Linie geht?"

„Nein, das wußte ich nicht, Bürger Rochefort."

„Und daß von drei Schiffen, die diese Linie passieren, immer mindestens zwei in Flammen aufgehen?"

„Ist das wirklich möglich, Bürger Rochefort?"

„Fragen Sie Place, fragen Sie Messager. Sie werden gewiß nichts anderes sagen können!"

Natürlich bestätigten sie meine Erzählung und machten sie sogar noch schlimmer. Der arme Chevrier, dem es bei der Meerschaumgewinnung schon so schlecht gegangen war, wurde sehr nachdenklich. Wir bemerkten, wie seine Unruhe immer größer wurde. Als wir ihn endlich für einen letzten Stoß reif sahen, war ich heimtückisch genug, Henri Place auf die Seite zu nehmen und ihm halblaut zu sagen, aber natürlich deutlich genug, daß unser unschuldiges Opfer jedes Wort hören mußte:

130818A

„Vielleicht kommen wir nicht alle in den Flammen um. Wenn Sie mich überleben, so stellen Sie meiner Familie diese Papiere zu. Wenn ich dagegen davonkomme, so werde ich Ihnen den gleichen Dienst erweisen."

Wir waren unter dem Aequator und der Abend war glühend heiß. Chevrier sagte in seiner Einfalt: „Ich glaube, wir sind nicht mehr weit von der Feuerlinie. Die Hitze ist schon recht nett!"

Hierauf rollte er seine Hängematte auf, obwohl es kaum acht Uhr war, und legte sich stillschweigend schlafen. Wir fuhren in unseren Reden fort und machten den armen Burschen ganz wild. Um zehn Uhr, als alles an Bord still und dunkel war, schlich sich Place unter seine Hängematte und gab ihm mit der Schulter einen Stoß, daß er fast bis an die Decke flog. „Habt Ihr den Stoß gespürt?" rief Messager. „Ich habe wirklich gedacht, wir wären verloren. Aber wir sind doch über die Linie hinübergekommen."

Chevrier gestand, er sei ebenfalls ganz hoch in die Luft geflogen und wunderte sich, daß das Schiff hatte ganz bleiben können. Gegen elf Uhr kam der Kapitän, dem ich vorher Bescheid gesagt hatte, an unser Gitter und ich teilte ihm mit, welche Angst wir ausgestanden hätten.

„Ja, ja," sagte er, „wir sind noch soeben mit heiler Haut davongekommen!"

Der gute Chevrier glaubt jedenfalls immer noch, beim Passieren der Linie einer Todesgefahr entronnen zu sein.

Auf solche kindlichen Streiche verfallen Männer von gesetztem Alter, wenn sie durchaus nichts zu thun haben! Zuweilen beschäftigte ich mich aber auch mit ernsteren Dingen. Der kleine Leblanc kränkelte in seinem Käfig,

wo er mit den zweiundzwanzig Frauen eingesperrt war, und wurde so blaß, daß sein Anblick mich ganz erschreckte. Ich bat den Kapitän für ihn um Erlaubnis, nachmittags in unserem Käfig spielen zu dürfen, wo bessere Luft, mehr Raum und größere Sauberkeit war. Der kleine, sechseinhalbjährige Deportierte kam also nach dem Frühstück, um bei uns zu spielen und wir dachten alle möglichen Unterhaltungen für ihn aus. Er war ein reizender Blondkopf, mit himmelblauen Augen und Zügen von außerordentlicher Feinheit.

Die Passatwinde hatten wirklich die große Freundlichkeit gehabt, in Brasilien auf uns zu warten. Wir gingen auf der Außenrhede der Insel Santa-Catarina vor Anker und zwar in ziemlicher Entfernung von der Küste, wahrscheinlich weil der Kapitän einen Fluchtversuch befürchtete. Doch kamen eine Menge Fruchthändler in Böten zu uns hinaus und priesen uns ihre erfrischenden Waren an. Ich kaufte zur Verteilung in den Käfigen fünfhundert Apfelsinen von der Größe kleiner Melonen und von einer in Europa unbekannten Saftigkeit. Ich bezahlte für das Hundert zehn Sous, so daß meine Freigebigkeit gegen meine Kameraden mich im ganzen nur zweiundeinenhalben Franken kostete.

Unser Aufenthalt in Brasilien sollte eigentlich höchstens zwei Tage dauern, nur so lange, daß wir unsere Briefe lesen und beantworten könnten. Da die Post aber noch nicht in Desterro, dem Hafen von Santa-Catarina eingetroffen war, so verlängerte Launay den Halt und erst nach einer Woche erhielten wir das Packet, das die Garonne mitbrachte, die uns hier einholte.

Trotz aller meiner Anstrengungen, der Seekrankheit Herr zu werden, war mir dies nicht gelungen und der all-

gemeine Glaube der Deportierten, die mich so blaß und schwach sahen, ging dahin, daß ich nicht lebend an unserm Reiseziel ankommen würde. Fast alle schrieben in diesem Sinne an ihre Familien und eines schönen Tages lief in Paris das Gerücht um, ich wäre tot oder doch wenigstens beinahe. Glücklicherweise hatte ich meine Kinder in den Briefen an sie nach besten Kräften beruhigt und ihnen geraten, sie sollten ohne Angst erwarten, was die Zukunft uns brächte.

Der Kapitän war so zartfühlend, mir meine Briefe uneröffnet zuzustellen, obgleich er das Recht gehabt hätte, sie zu lesen. Damit ich sie sofort beantworten könnte, ließ er mir sogar eine Schiffslaterne bringen, die ich fast bis Mitternacht brennen ließ. Dies war eine ganz ungewöhnliche Gunst, da der Befehl: ‚Feuer aus!‘ an Bord sonst mit der größten Strenge eingehalten wird.

Er selbst schwamm übrigens in Wonne; er hatte von Frau Edmond Adam einen ziemlich langen Schreibebrief erhalten, den er mir sofort mit Betonung vorlas. Er gab mir zu verstehen, daß die männliche Schönheit seines guten, roten Seemannsgesichtes wohl in einigem Zusammenhang mit der Länge dieses Schreibens stehe.

Von diesem Tage an wurde ich nicht nur wie bisher wie ein hervorragender Fahrgast, sondern geradezu wie ein reisender Souverän behandelt. Die Schiffsoffiziere, die an Land auf die Jagd gegangen waren, brachten mir ein Dutzend von jenen brasilianischen Vögelchen mit, von deren Farbenschmelz man sich kaum einen Begriff machen kann, wenn man sie nicht in der freien Luft ihrer Heimat hat gaukeln sehen. Ihr prachtvoller Federbalg war aber für den Schiffskoch kein Hindernis, sie wie gewöhnliche Lerchen zu rupfen und das ganze Dutzend wurde

mir gebraten aufgetischt. Meine Käfiggenossen, Chevrier einbegriffen, hatten natürlich ihren Teil an solchen Extras, und sogar den Hauptteil, denn ich selbst aß fast nichts, oder richtiger gesagt: gar nichts.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise fort. Um mir die Leiden der Seekrankheit zu erleichtern, stellte der Kapitän mir die Schiffsbibliothek zur Verfügung; ich las daraus ein Marinewörterbuch, worin ich die Erklärung mancher Wörter fand, die in unsere Umgangssprache übergegangen sind, deren Ursprung aber den meisten rätselhaft geblieben ist.

In unbegreiflicher Unvorsichtigkeit ging Launay in seiner Liebenswürdigkeit so weit, mir eine Seekarte von wenigstens drei Metern Breite und zwei Metern Höhe bringen zu lassen, worauf Neukaledonien mit all seinen Inseln und Inselchen und mit dem geringsten Felsenriff eingezeichnet war. Dieser Kapitän, der über alles eine Flucht seiner Gefangenen befürchtete, lieferte mir also die Mittel, die meinige zu bewerkstelligen. Ich bemerkte nämlich auf der Karte einen kleinen Felsen gegenüber der Halbinsel Ducos, der unschwer zu erreichen sein mußte. Sofort sagte ich mir, wenn ein Boot dort jemanden abholte, so könnte es ihn leicht nach einem auf der Rhede liegenden Schiff bringen. Von diesem Augenblick an stand bereits mein Plan so ziemlich fest. Ich sagte mir: „Da ist Toulon!"

Und ich hatte recht: Da war Toulon!

Einstweilen aber hatten wir noch zwei Monate in diesem Teergeruch zu verleben, an den ich mich trotz dem besten Willen nicht gewöhnen konnte. Je näher wir dem Kap der guten Hoffnung kamen, desto schrecklicher wurde mein Zustand. Ich weiß wahrhaftig nicht, was Vasco

de Gama sich eigentlich dachte, als er diesen abscheulichen Seeweg entdeckte. Wir fuhren mit gerefften Segeln, um dem Sturm eine möglichst kleine Fläche zu bieten. Ein eisig kalter Wind, der vom Südpol kam, umpfiff uns und machte uns das Mark in den Knochen gefrieren. Endlich aber kamen wir in das Korallenmeer, wo an Stelle der Stürme eine fast vollständige Windstille trat. An manchen Tagen machten wir nur einen Knoten Fahrt, d. h. eine Seemeile in der Stunde, und ich hatte ausgerechnet, daß wir, wenn es so weiter ginge, noch achtzehn Monate auf See bleiben müßten. Glücklicherweise bekamen wir aber doch bald besseren Wind und genau nach vier Monaten Fahrt, denn wir waren am 10. August von Frankreich abgesegelt, kamen am 10. Dezember die neukaledonischen Berge in Sicht. Aus der Ferne gesehen, erschien das Land, das aller Wahrscheinlichkeit nach mein Grab werden sollte, grau und öde. Aber dies war nur eine Augentäuschung, denn je näher wir kamen, desto deutlicher erkannten wir den tropischen Pflanzenwuchs. Das Meer war ganz unbewegt und die Gewißheit, bald den Fuß auf einen festen Boden zu setzen, gab mir fast unmittelbar Kraft, Gesundheit und gute Laune wieder.

Die Ausschiffung vollzog sich indessen nicht ganz ohne Zwischenfälle, die sogar einen etwas dramatischen Charakter annahmen. Der Gouverneur Gauthier de la Richerie war persönlich an Bord gekommen, um unsere Landung zu überwachen und machte unseren Freundinnen, Frau Lemel und Louise Michel, die ebenso wie zur Deportation innerhalb einer Befestigung verurteilt waren, die Mitteilung, er habe für sie auf dem festen Lande, in Bourail, eine Wohnung eingerichtet, worin sie Bequemlichkeiten finden würden, die die Halbinsel Ducos nicht bieten könnte.

Er erwartete Dankbarkeit für seine Aufmerksamkeit, aber die beiden Frauen erklärten ihm rund heraus, sie wollten sich von ihren Kameraden nicht trennen und verlangten die Anwendung der Strafe, so wie sie ihnen vom Gericht zuerkannt wäre. Und als Herr Gauthier den Beamten herauskehrte, dessen Machtwort alles zu gehorchen hat, sagte Frau Lemel mit kalter Entschlossenheit: „Wir werden Ihnen nicht gehorchen und wenn wir nicht noch heute bei unsern Freunden auf der Halbinsel sind, so werden Louise und ich uns Punkt acht Uhr ins Meer stürzen."

Dem armen Gouverneur blieb gegenüber einem so entschlossenen Willen nichts übrig als einfach zu sagen:

„Wie Sie wollen, meine Damen; Sie werden nach der Halbinsel Ducos gehen."

Und sie gingen dahin.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Empfang auf Ducos. — Unsere neue Zwangsheimat. — Disziplinarstrafe. — Der Gouverneur. — Unsere Hütte. — Neukaledonische Erzeugnisse. — Die Mücken. — Die Haifische. — Sklaverei. — Liebelei. — Der neckische Seehund. — Die Prügelbank — Die Elite von Nouméa. — Fluchtpläne. — Mein Retter, Bastien Grandthille. — Der letzte Tag auf der Halbinsel.

„Wie wird es Herrn Rochefort erst in Neukaledonien ergehen?" hatte die ‚Gazette de France' gefragt. Wenn ihre Redakteure dabei gewesen wären, so würden sie folgenden Vorgang gesehen haben:

Die achthundert Deportierten, die die Halbinsel beherbergte, hatten sich in einer doppelten Reihe aufgestellt

und so wie ich erschien, stürzten mir alle entgegen, reichten mich sozusagen von Hand zu Hand und erdrückten mich fast mit ihren Umarmungen. Jeder wollte mir zuerst seine Strohhütte zeigen oder mich mit in die Schänke nehmen, um mit mir anzustoßen.

Ich kam mit dieser Eskorte fast durch den ganzen für uns abgegrenzten Raum, der nur durch das Meer ‚befestigt' war. Die Kundgebung war so stürmisch, daß die Verwaltung der Strafkolonie, die vollzählig unserer Landung beiwohnte, unruhig wurde, als wenn sie glaubte, es könnte ein Aufruhr ausbrechen.

Die Halbinsel Ducos, die durch Pfähle abgegrenzt war, über welche wir nicht hinausgehen durften, bot einen ziemlich lachenden Anblick dar. Eine Hügelkette mit scharfen Kämmen, deren Abhänge mit Niaulis, Wurzelbäumen und Rosenbüschen bewachsen waren, trennte sie in zwei Teile und bildete die beiden Thäler Numbo und Tindu.

Obwohl Dufaure von der Kammertribüne herab versichert hatte, die Deportation wäre nur ‚die Verbannung in einer Kolonie', so war sie ganz einfach nichts mehr und nichts weniger als eine Gefangenschaft unter freiem Himmel. Denn eine Verbannung begreift das Recht in sich, zu kommen und zu gehen, zu arbeiten und seinen Lebensunterhalt zu verdienen, während von uns niemand die Erlaubnis hatte, in Nouméa oder anderswo die Früchte seines Fleißes zu Markte zu bringen; niemand hatte die notwendigen Werkzeuge und man enthielt uns das notwendige Geld vor, um die erste Einrichtung zu bestreiten. Außerdem darf man in der Verbannung Beziehungen anknüpfen, und gerade dies war uns auf das strengste untersagt, denn die Erlaubnis, uns zu besuchen, wurde Fremden nur ganz ausnahmsweise erteilt.

Im großen und ganzen war es das Zuchthaus, etwas gemildert zwar in der Form, aber anstatt zur Zwangsarbeit waren wir zur Zwangsfaulenzerei verurteilt.

Meine Genossen hatten mich lebhaft, ja sogar gewaltsam mit sich fortgerissen und so hatte ich gar nicht bemerkt, daß die anderen Ausgeschifften mir nicht nachkamen, sondern am Landungsplatz blieben, um den Namensaufruf mitzumachen, denn ich hatte keine Ahnung, daß diese Förmlichkeit vor sich gehen sollte.

Der Marine-Infanteriehauptmann, der den militärischen Oberbefehl auf der Halbinsel führte, war wütend über den mir bereiteten warmen Empfang und beschloß sofort seine Autorität geltend zu machen. Als ich mich von den Mühen der Reise unter dem gastlichen Dach von Olivier Pains und Paschal Grousſets Strohhütte ausruhte, kam ein Wächter und befahl mir, ihm in das Gefängnis der Halbinsel zu folgen. Ich konnte nicht begreifen, warum mir diese empörende Einsperrung zuerkannt wurde und erfuhr vom Wächter, daß ich sie dem Hauptmann verdankte, der den Verbannten hatte zeigen wollen, daß er mich genau ebenso behandelte wie die übrigen.

Das Gefängnis war eine Hütte mit niederer Decke, ganz von summenden Mücken erfüllt. Das Bett, das zugleich den einzigen Sitzplatz darstellte, bestand aus einem Brett ohne Strohsack, ohne Decke und war so schräge an der Wand befestigt, daß man sich nicht darauf ausstrecken konnte, ohne sofort auf die Erde zu gleiten. Der Dummkopf von einem Hauptmann bildete sich ein, daß die vierundzwanzigstündige Einsperrung, womit er mich beglückt hatte, ihm zu seiner Beförderung dienlich sein würde. Er war daher sehr enttäuscht, als der Gouverneur von Neukaledonien ihn zu sich kommen ließ und ihm ganz gehörig

[illegible] überhaupt [illegible] den [illegible] untersagen, mich [illegible] die mit der durch- [illegible] zu vereinbaren wäre. [illegible] früher Gouverneur von [illegible] eine Art Berühmtheit durch [illegible] erworben hatte [illegible] Neukaledonien war eine Be- [illegible] das Kaiserreich gewesen. [illegible] der Republik ohne Republi- [illegible] Folterknecht auf seinem [illegible] mehrere Zeitungen zu wieder- [illegible] Schandthaten erinnert und [illegible] Er spielte deshalb den ergebenen Diener der jetzigen Regierung, trug eine republikanische Gesinnung zur Schau und hatte nicht die geringste Lust, sich einen Journalisten von meinem Kaliber zum Feinde zu machen, der wahrscheinlich in Frankreich viele Freunde hatte, die die Vergangenheit des Gouverneurs wieder zur Sprache bringen konnten Das täppische Vorgehen des Hauptmanns hatte ihn daher in einem Grade beunruhigt, daß er mir durch einen Marineapotheker, der mich besuchte, in aller Form seine Entschuldigungen machen ließ.

Der Kapitän der ‚Virginie‘ war aufs höchste erstaunt gewesen, als er in Nouméa keine Depesche vorfand, die meine sofortige Rückführung nach Europa anordnete. Er wollte aber jedenfalls nicht absegeln, ohne mir Lebewohl zu sagen, und kam mit allen seinen Offizieren, um mir noch ein letztesmal die Hand zu schütteln. Es war wirklich das letztemal, denn ich sah ihn niemals wieder und anstatt zum Linienschiffskapitän befördert zu werden, ver-

dankte er mir seine Pensionierung, wie übrigens auch Herr Gauthier de la Richerie meinetwegen abgesetzt wurde.

Die von Grousset und Pain bewohnte Hütte war aus Lehmziegeln erbaut und mit Zweigen gedeckt, die in einem nahen Gehölz abgeschnitten waren. Sie bestand aus drei Zimmern, ohne Schutz gegen Wind und Wetter, denn der Eingang hatte keine Thür und die Fenster keine Scheiben, so daß das Ganze eigentlich weniger ein Wohnhaus als ein Schuppen war. Der rechte Flügel des Hauses war unvollendet und würde so geblieben sein, wenn nicht die französischen Zeitungen meine demnächstige Ankunft auf der Insel gemeldet hätten. Die Deportierten, die die Hütte gebaut hatten, machten sich wieder an die Arbeit, um sie fertig zu stellen, und bei meiner Landung fand ich sie in voller Thätigkeit. In einigen Tagen waren die Mauern trocken und das Dach so dicht, daß der Regen nur in besonders schlimmen Fällen durchdringen konnte. Ich bezahlte meinen Maurern zweihundert Franken und sah sie zu meinem großen Bedauern am Nachmittag vollständig betrunken im glühenden Sonnenbrand auf dem Strande liegen. Sie hätten ihre zweihundert Franken sparen können, aber sie hatten es vorgezogen, sich Freunde einzuladen und die ganze Summe auf einmal zu vertrinken, und da der Wein in der Kantine höchstens einen Franken die Flasche kostete, so kann man sich denken, wie viele Pfropfen sie hatten springen lassen.

Die ersten drei Wochen verbrachte ich auf Entdeckungsreisen, die sich übrigens notgedrungen auf einen sehr engen Raum beschränkten, da der Forscher schon nach dreiviertel Stunden den unerbittlichen Grenzpfahl sich erheben sah. Was Dufaure schamlos als ‚Exil in einer Kolonie' bezeichnete, hatte nicht viel mehr als zwei Meilen im Um-

fang und bestand zu zwei Dritteln aus den Sandflächen des mit Muscheln bedeckten Meeresufers, wo der geschickteste Gartenkünstler keine Salatstaude hätte ziehen können. Die Insel Neukaledonien, eine wahrscheinlich noch nicht alte vulkanische Bildung, die, abseits vom Strich der Zugvögel, einsam im Stillen Ozean liegt, und niemals von Guano gedüngt worden ist, ist beinahe so unfruchtbar, als wenn sie am Nordpol läge.

Ein Jahr genügt, um die sehr leichte und ganz oberflächliche Humusschicht völlig zu erschöpfen. Die erste Ernte bringt beispielsweise schöne Radieschen, bei der zweiten sind sie nur noch halb so groß, bei der dritten erhält man einen Knäuel von ungenießbaren Fäden. Infolgedessen muß alles Vieh und alles Gemüse von Australien eingeführt werden.

Sogar Hühner sind dort schwer zu ziehen; es scheint, daß die furchtbare Hitze ihnen die Eier im Leibe kocht. Wir hatten uns fünf oder sechs gekauft, die uns mit vereinten Kräften höchstens zwei Eier in der Woche lieferten und noch dazu nicht größere als Taubeneier. Sie wären also für uns eine beträchtliche Ausgabe gewesen, wenn wir sie mit Korn hätten füttern müssen, aber zum Glück nährten sie sich ausschließlich von einer Gattung kleiner Eidechsen, von denen es bei uns buchstäblich wimmelte und die sie höchst geschickt in vollem Laufe aufzupicken wußten.

Neukaledonien sollte eigentlich bei Italien liegen; denn wenn dieses die Form eines Stiefels hat, so hat dafür unsere Insel die eines Stiefelknechts, von einer Länge von fünfundsechzig und einer größten Breite von zehn französischen Meilen. Sie ist zu nichts gut, als um Verurteilte dort einzusperren; sie ist nur ein großes Zuchthaus

und wird dies stets bleiben. Die Engländer, die ebenso geschickt in der Kolonisation sind wie wir ungeschickt, haben die Insel, die von ihrem Kapitän Cook entdeckt wurde, mehrere Monate im Besitz gehabt. Nachdem sie alle Santelbäume niedergeschlagen hatten, das einzige wertvolle Erzeugnis der Insel, fuhren sie wieder ab und überließen uns das Land. Nicht einmal der Fischfang war in diesen Gewässern ergiebig; denn die Fische bestehen ausschließlich in solchen Arten, die in den Löchern des Ufers hausen und ihre Schlupfwinkel nur verlassen, um auf Nahrung auszugehen. Hat man sie gefangen, so bleiben die von ihnen bis dahin eingenommenen Löcher leer und es kann Monate dauern, bis ein neuer Bewohner sie bezieht. Im Anfang warf Olivier Pain, der für den besten Angler der Halbinsel galt, niemals seine Leine aus, ohne einen reichen Fang an Goldkarpfen, Lampreten oder einer ausgezeichneten forellenähnlichen Art zu machen. Später entvölkerten sich die unterseeischen Behausungen und es war ein glücklicher Zufall, wenn er einmal mit einem verirrten Meeraal zu unserem Mittagstisch beisteuern konnte. Ich begleitete ihn fast immer bei seinen nächtlichen Fischzügen, kam aber meistens mit leeren Händen zurück. Indessen das Meerleuchten bot in den Nächten, wo der Mond so hell schien, daß wir bei seinem Lichte lesen konnten, einen Anblick von überwältigender Poesie. Wenn die Sonne unterging, war es oft, als ob sich der Himmel mit flüssigem Gold und geschmolzenem Amethyst übergösse. Und nach diesem Prachtfeuerwerk senkte sich die Nacht wie ein dichter Vorhang herab. Zehn Minuten vor acht Uhr stand der ganze Himmel in Glut, um acht Uhr war er schwarz, denn Dämmerung giebt es dort fast gar nicht.

Die Tierwelt von Neukaledonien ist fast so spärlich

wie der Pflanzenwuchs. Es giebt nur Ratten, die von den europäischen Schiffen herstammen, eine Taubenart, die ebenfalls aus Europa gekommen ist und sich acclimatisiert hat, und eine widerwärtige rote Fledermaus, die eigentliche Göttin dieses Landes, denn sie wird von den Kanaken mit abergläubischer Furcht verehrt. Ich hatte zwei in meinem Zimmer, die mich jede Nacht mit ihren Flügelschlägen im Schlaf störten und mit keinem Mittel zu vertreiben waren. Das bißchen Ruhe, was sie mir ließen, wurde mir noch von den Tausenden von Mücken geraubt, die mich jede Nacht an die Flohqualen unseres Bärenzwingers von Oleron erinnerten. Die Mücke ist ein teuflisches Wesen, dessen Hinterlist alle Begriffe übersteigt; vergeblich umgiebt man sein Bett mit dem dichtesten Moskitonetz, wenn die Plagegeister nicht von oben eindringen können, so kommen sie von unten her. Es nützt nichts, wenn man die Kleider anbehält, sie stechen durch den dicksten Stoff. Eine neukaledonische Mücke genügt, um einen Menschen verrückt zu machen; wenn man mit zweihundert sich herumschlagen muß, kann man in Wutkrämpfe verfallen. Olivier Pain, Grousset und ich gingen oft, wenn wir uns hinreichend zerstochen glaubten, für den Rest der Nacht auf den Gipfel des Berges, wo ein beständiger frischer Wind die Insekten fern hielt. Das Gesicht unter unserem Leintuch, damit die schon am frühen Morgen glühende Sonne uns nicht verbrenne, versuchten wir dort oben zu schlafen. Wenn die Sonne aufging, nahmen wir unsere Gurtbetten wieder auf die Schultern und stiegen nach unserem Hause herab.

Um neun Uhr morgens erschien mit der Pünktlichkeit einer Uhr eine Schar von Haifischen und schwamm nach den am Hafen liegenden Schlachthäusern. Der Haifisch

zeichnet sich durch eine anerkennenswerte Regelmäßigkeit seiner Lebensführung aus; jeden Tag geht er um die bestimmte Stunde an seine Geschäfte, wie ein Angestellter auf das Bureau. Sobald es neun Uhr schlug, konnten die Metzger sicher sein, die Haifische erscheinen zu sehen, die als erstes Frühstück die Eingeweide und die Köpfe der für uns und die Zuchthäusler geschlachteten Rinder hinunterschlangen. Sie verschluckten sie wie sie waren, mit Hörnern und allem.

In unseren Ring gebannt, hatten wir keine Beziehungen irgend welcher Art zu den Mitgliedern der französischen Kolonie oder auch nur zu den Kanaken. Ich habe in den drei Monaten, die ich auf der Halbinsel verlebte, nicht einen einzigen Eingeborenen gesehen, außer dem Bedienten oder richtiger dem Sklaven eines Kantinenwirts, der einmal von Nouméa zu uns zum Frühstück kam. Denn trotz aller Proklamationen und Befreiungserlasse herrscht in Ozeanien der Sklavenhandel noch gerade ebenso, wie zu der Zeit, als der Reichtum eines Pflanzers nach der Kopfzahl seiner Menschenherde bemessen wurde. Die Form des Kaufs hat sich ein wenig geändert, aber die Sache ist ganz genau die gleiche geblieben. Die moderne Heuchelei hat ganz einfach für das Wort ‚Sklaverei' das Wort ‚Dienstvertrag' gesetzt. Ich sandte eines Tages an Edmond Adam einen Ausschnitt aus dem ‚Amtsblatt von Nouméa', worin sich die folgende Anzeige fand:

„Der Kapitän X . . . zeigt hierdurch an, daß er mit achtzig augenblicklich stellenlosen Eingeborenen im Hafen eingetroffen ist."

Das war eine einfache Einladung an die Einwohner, sich einen Eingeborenen auszusuchen, wie man in einem Laden ein paar schwedische Handschuhe auswählt.

Ein auf dem festen Lande ansässiger Deutscher, der mit allem handelte, von Küchengewürzen bis zum Neger, bot mir eines Tages einen an, mit dem ich, wie er sagte, sehr zufrieden sein würde. Er wäre ein Bursche von achtzehn Jahren, ein guter Arbeiter, den er mir für die lächerliche Summe von hundertundfünfzig Franken ablassen wollte. Und weil ich es war und dieser Teutone sich geschämt hätte einen Mann auszubeuten, der für die Freiheit seiner Mitmenschen schon so viel gelitten, so sollte ich für das Geld den Mann von den Neuhebriden auf die ganze Dauer meiner Deportation haben.

„Aber," bemerkte ich, „ich bin Gefangener auf der Halbinsel, während mein Bedienter frei ist. Wer kann den Mann hindern, sobald ich ihn bezahlt habe, mir davon zu laufen? Ich kann ihn ja nicht wieder einfangen!"

„O gewiß! Wenn Ihr Mann wegläuft, so brauchen Sie nur eine Klage beim Gouverneur einzureichen, der ihn mit Gewalt in Ihren Dienst wird zurückführen lassen."

„Aber, wenn er mir nicht gehorchen will, so kann ich ihn doch nicht etwa mit acht Tagen Arrest bestrafen oder ihm einen Lohnabzug machen, denn er bekommt ja keinen. Habe ich zum mindesten das Recht, ihn zu schlagen?"

„Soviel Sie wollen! Auf den Pflanzungen bindet man sie, wenn sie zu faul bei der Arbeit sind, auf eine oder zwei Stunden im vollen Sonnenschein an einen Baum und läßt sie von den Mücken zerstechen."

Mehr wollte ich nicht wissen. Es stand also fest, daß die Regierung von Neukaledonien eine Sklavenwirtschaft teils selbst ausübte, teils duldete, die an die schlimmsten Zeiten von ‚Onkel Toms Hütte' gemahnte. Ich dankte dem deutschen Syrupsprinzen für sein billiges Angebot,

sagte ihm aber, ich wüßte noch nicht, ob ich davon Gebrauch machen würde.

Außer dem Angeln bestand unsere einzige Zerstreuung in Schwimmpartieen, die oft von acht Uhr morgens bis zum Mittag dauerten. Bei der Hitze, die oft über vierzig Grad stieg, war es kein Wunder, daß wir diese langen Bäder nahmen, die leider zuletzt uns nur die Haut reizten, anstatt sie uns zu erfrischen. Ich hätte alle diese langen Meerbäder gerne für ein einziges Bad in süßem Wasser vertauscht. Das angenehmste dabei war, daß das Schwimmen wegen des großen Salzgehaltes fast gar keine Mühe machte. Olivier Pain, der vorher nicht eine Armlänge weit hatte schwimmen können, lernte es in vierzehn Tagen so gut, daß er ohne Anstrengung in der offenen See von einer Bai zur anderen schwimmen konnte. Denn trotz der beständigen Gefahr, die von den Haifischen drohte, welche noch acht Tage vor unserer Ankunft einen Zuchthausaufseher von der Insel Nou aufgefressen hatten, wagten wir uns auf solche Entfernungen in die offene See hinaus, daß man uns vom Ufer aus nicht mehr sehen konnte. Auf diese Weise machten wir Besuche bei unseren Kameraden, die sich an den benachbarten Baien niedergelassen hatten. Sie vermieden auf diese Weise allerdings das Zusammenleben mit mancher nicht gerade angenehmen Person, andererseits waren sie aber auch genötigt, jeden Morgen einen weiten Marsch zu machen, um ihre Lebensmittel zu holen.

Da das Schicksal meiner Kinder mich sehr beunruhigte, so hätte ich gar zu gerne irgend etwas geschrieben, wäre es auch nur über die Eindrücke des Deportiertenlebens gewesen; aber wenn man's nicht selbst durchgemacht hat, kann man kaum sich vorstellen, wie faul einen Men-

und so wie ich erschien, stürzten mir alle entgegen, reichten mich sozusagen von Hand zu Hand und erdrückten mich fast mit ihren Umarmungen. Jeder wollte mir zuerst seine Strohhütte zeigen oder mich mit in die Schänke nehmen, um mit mir anzustoßen.

Ich kam mit dieser Eskorte fast durch den ganzen für uns abgegrenzten Raum, der nur durch das Meer ‚befestigt' war. Die Kundgebung war so stürmisch, daß die Verwaltung der Strafkolonie, die vollzählig unserer Landung beiwohnte, unruhig wurde, als wenn sie glaubte, es könnte ein Aufruhr ausbrechen.

Die Halbinsel Ducos, die durch Pfähle abgegrenzt war, über welche wir nicht hinausgehen durften, bot einen ziemlich lachenden Anblick dar. Eine Hügelkette mit scharfen Kämmen, deren Abhänge mit Niaulis, Wurzelbäumen und Rosenbüschen bewachsen waren, trennte sie in zwei Teile und bildete die beiden Thäler Numbo und Tindu.

Obwohl Dufaure von der Kammertribüne herab versichert hatte, die Deportation wäre nur ‚die Verbannung in einer Kolonie', so war sie ganz einfach nichts mehr und nichts weniger als eine Gefangenschaft unter freiem Himmel. Denn eine Verbannung begreift das Recht in sich, zu kommen und zu gehen, zu arbeiten und seinen Lebensunterhalt zu verdienen, während von uns niemand die Erlaubnis hatte, in Nouméa oder anderswo die Früchte seines Fleißes zu Markte zu bringen; niemand hatte die notwendigen Werkzeuge und man enthielt uns das notwendige Geld vor, um die erste Einrichtung zu bestreiten. Außerdem darf man in der Verbannung Beziehungen anknüpfen, und gerade dies war uns auf das strengste untersagt, denn die Erlaubnis, uns zu besuchen, wurde Fremden nur ganz ausnahmsweise erteilt.

Im großen und ganzen war es das Zuchthaus, etwas gemildert zwar in der Form, aber anstatt zur Zwangsarbeit waren wir zur Zwangsfaulenzerei verurteilt.

Meine Genossen hatten mich lebhaft, ja sogar gewaltsam mit sich fortgerissen und so hatte ich gar nicht bemerkt, daß die anderen Ausgeschifften mir nicht nachkamen, sondern am Landungsplatz blieben, um den Namensaufruf mitzumachen, denn ich hatte keine Ahnung, daß diese Förmlichkeit vor sich gehen sollte.

Der Marine-Infanteriehauptmann, der den militärischen Oberbefehl auf der Halbinsel führte, war wütend über den mir bereiteten warmen Empfang und beschloß sofort seine Autorität geltend zu machen. Als ich mich von den Mühen der Reise unter dem gastlichen Dach von Olivier Pains und Paschal Grousset's Strohhütte ausruhte, kam ein Wächter und befahl mir, ihm in das Gefängnis der Halbinsel zu folgen. Ich konnte nicht begreifen, warum mir diese empörende Einsperrung zuerkannt wurde und erfuhr vom Wächter, daß ich sie dem Hauptmann verdankte, der den Verbannten hatte zeigen wollen, daß er mich genau ebenso behandelte wie die übrigen.

Das Gefängnis war eine Hütte mit niederer Decke, ganz von summenden Mücken erfüllt. Das Bett, das zugleich den einzigen Sitzplatz darstellte, bestand aus einem Brett ohne Strohsack, ohne Decke und war so schräge an der Wand befestigt, daß man sich nicht darauf ausstrecken konnte, ohne sofort auf die Erde zu gleiten. Der Dummkopf von einem Hauptmann bildete sich ein, daß die vierundzwanzigstündige Einsperrung, womit er mich beglückt hatte, ihm zu seiner Beförderung dienlich sein würde. Er war daher sehr enttäuscht, als der Gouverneur von Neukaledonien ihn zu sich kommen ließ und ihm ganz gehörig

den Kopf wusch; er möchte sich in Zukunft überhaupt nicht um mich kümmern, den Wächtern untersagen, mich anzureden und mir alle Freiheit lassen, die mit der durchaus notwendigen Ueberwachung zu vereinbaren wäre. Herr Gauthier de la Richerie war früher Gouverneur von Cayenne gewesen, wo er sich eine Art Berühmtheit durch seine Quälereien gegen die Dezemberopfer erworben hatte und seine Versetzung nach Neukaledonien war eine Belohnung für seinen Eifer um das Kaiserreich gewesen. Natürlich hatte die Regierung der Republik ohne Republikaner den früheren kaiserlichen Folterknecht auf seinem Posten gelassen, indessen hatten mehrere Zeitungen zu wiederholten Malen an seine früheren Schandthaten erinnert und seine Absetzung verlangt. Er spielte deshalb den ergebenen Diener der jetzigen Regierung, trug eine republikanische Gesinnung zur Schau und hatte nicht die geringste Lust, sich einen Journalisten von meinem Kaliber zum Feinde zu machen, der wahrscheinlich in Frankreich viele Freunde hatte, die die Vergangenheit des Gouverneurs wieder zur Sprache bringen konnten Das täppische Vorgehen des Hauptmanns hatte ihn daher in einem Grade beunruhigt, daß er mir durch einen Marineapotheker, der mich besuchte, in aller Form seine Entschuldigungen machen ließ.

Der Kapitän der ‚Virginie' war aufs höchste erstaunt gewesen, als er in Nouméa keine Depesche vorfand, die meine sofortige Rückführung nach Europa anordnete. Er wollte aber jedenfalls nicht absegeln, ohne mir Lebewohl zu sagen, und kam mit allen seinen Offizieren, um mir noch ein letztesmal die Hand zu schütteln. Es war wirklich das letztemal, denn ich sah ihn niemals wieder und anstatt zum Linienschiffskapitän befördert zu werden, ver-

dankte er mir seine Pensionierung, wie übrigens auch Herr Gauthier de la Richerie meinetwegen abgesetzt wurde.

Die von Grousset und Pain bewohnte Hütte war aus Lehmziegeln erbaut und mit Zweigen gedeckt, die in einem nahen Gehölz abgeschnitten waren. Sie bestand aus drei Zimmern, ohne Schutz gegen Wind und Wetter, denn der Eingang hatte keine Thür und die Fenster keine Scheiben, so daß das Ganze eigentlich weniger ein Wohnhaus als ein Schuppen war. Der rechte Flügel des Hauses war unvollendet und würde so geblieben sein, wenn nicht die französischen Zeitungen meine demnächstige Ankunft auf der Insel gemeldet hätten. Die Deportierten, die die Hütte gebaut hatten, machten sich wieder an die Arbeit, um sie fertig zu stellen, und bei meiner Landung fand ich sie in voller Thätigkeit. In einigen Tagen waren die Mauern trocken und das Dach so dicht, daß der Regen nur in besonders schlimmen Fällen durchdringen konnte. Ich bezahlte meinen Maurern zweihundert Franken und sah sie zu meinem großen Bedauern am Nachmittag vollständig betrunken im glühenden Sonnenbrand auf dem Strande liegen. Sie hätten ihre zweihundert Franken sparen können, aber sie hatten es vorgezogen, sich Freunde einzuladen und die ganze Summe auf einmal zu vertrinken, und da der Wein in der Kantine höchstens einen Franken die Flasche kostete, so kann man sich denken, wie viele Pfropfen sie hatten springen lassen.

Die ersten drei Wochen verbrachte ich auf Entdeckungsreisen, die sich übrigens notgedrungen auf einen sehr engen Raum beschränkten, da der Forscher schon nach dreiviertel Stunden den unerbittlichen Grenzpfahl sich erheben sah. Was Dufaure schamlos als ‚Exil in einer Kolonie' bezeichnete, hatte nicht viel mehr als zwei Meilen im Um-

fang und bestand zu zwei Dritteln aus den Sandflächen des mit Muscheln bedeckten Meeresufers, wo der geschickteste Gartenkünstler keine Salatstaude hätte ziehen können. Die Insel Neukaledonien, eine wahrscheinlich noch nicht alte vulkanische Bildung, die, abseits vom Strich der Zugvögel, einsam im Stillen Ozean liegt, und niemals von Guano gedüngt worden ist, ist beinahe so unfruchtbar, als wenn sie am Nordpol läge.

Ein Jahr genügt, um die sehr leichte und ganz oberflächliche Humusschicht völlig zu erschöpfen. Die erste Ernte bringt beispielsweise schöne Radieschen, bei der zweiten sind sie nur noch halb so groß, bei der dritten erhält man einen Knäuel von ungenießbaren Fäden. Infolgedessen muß alles Vieh und alles Gemüse von Australien eingeführt werden.

Sogar Hühner sind dort schwer zu ziehen; es scheint, daß die furchtbare Hitze ihnen die Eier im Leibe kocht. Wir hatten uns fünf oder sechs gekauft, die uns mit vereinten Kräften höchstens zwei Eier in der Woche lieferten und noch dazu nicht größere als Taubeneier. Sie wären also für uns eine beträchtliche Ausgabe gewesen, wenn wir sie mit Korn hätten füttern müssen, aber zum Glück nährten sie sich ausschließlich von einer Gattung kleiner Eidechsen, von denen es bei uns buchstäblich wimmelte und die sie höchst geschickt in vollem Laufe aufzupicken wußten.

Neukaledonien sollte eigentlich bei Italien liegen; denn wenn dieses die Form eines Stiefels hat, so hat dafür unsere Insel die eines Stiefelknechts, von einer Länge von fünfundsechzig und einer größten Breite von zehn französischen Meilen. Sie ist zu nichts gut, als um Verurteilte dort einzusperren; sie ist nur ein großes Zuchthaus

und wird dies stets bleiben. Die Engländer, die ebenso geschickt in der Kolonisation sind wie wir ungeschickt, haben die Insel, die von ihrem Kapitän Cook entdeckt wurde, mehrere Monate im Besitz gehabt. Nachdem sie alle Santelbäume niedergeschlagen hatten, das einzige wertvolle Erzeugnis der Insel, fuhren sie wieder ab und überließen uns das Land. Nicht einmal der Fischfang war in diesen Gewässern ergiebig; denn die Fische bestehen ausschließlich in solchen Arten, die in den Löchern des Ufers hausen und ihre Schlupfwinkel nur verlassen, um auf Nahrung auszugehen. Hat man sie gefangen, so bleiben die von ihnen bis dahin eingenommenen Löcher leer und es kann Monate dauern, bis ein neuer Bewohner sie bezieht. Im Anfang warf Olivier Pain, der für den besten Angler der Halbinsel galt, niemals seine Leine aus, ohne einen reichen Fang an Goldkarpfen, Lampreten oder einer ausgezeichneten forellenähnlichen Art zu machen. Später entvölkerten sich die unterseeischen Behausungen und es war ein glücklicher Zufall, wenn er einmal mit einem verirrten Meeraal zu unserem Mittagstisch beisteuern konnte. Ich begleitete ihn fast immer bei seinen nächtlichen Fischzügen, kam aber meistens mit leeren Händen zurück. Indessen das Meerleuchten bot in den Nächten, wo der Mond so hell schien, daß wir bei seinem Lichte lesen konnten, einen Anblick von überwältigender Poesie. Wenn die Sonne unterging, war es oft, als ob sich der Himmel mit flüssigem Gold und geschmolzenem Amethyst übergösse. Und nach diesem Prachtfeuerwerk senkte sich die Nacht wie ein dichter Vorhang herab. Zehn Minuten vor acht Uhr stand der ganze Himmel in Glut, um acht Uhr war er schwarz, denn Dämmerung giebt es dort fast gar nicht.

Die Tierwelt von Neukaledonien ist fast so spärlich

wie der Pflanzenwuchs. Es giebt nur Ratten, die von den europäischen Schiffen herstammen, eine Taubenart, die ebenfalls aus Europa gekommen ist und sich acclimatisiert hat, und eine widerwärtige rote Fledermaus, die eigentliche Göttin dieses Landes, denn sie wird von den Kanaken mit abergläubischer Furcht verehrt. Ich hatte zwei in meinem Zimmer, die mich jede Nacht mit ihren Flügelschlägen im Schlaf störten und mit keinem Mittel zu vertreiben waren. Das bißchen Ruhe, was sie mir ließen, wurde mir noch von den Tausenden von Mücken geraubt, die mich jede Nacht an die Flohqualen unseres Bärenzwingers von Oleron erinnerten. Die Mücke ist ein teuflisches Wesen, dessen Hinterlist alle Begriffe übersteigt; vergeblich umgiebt man sein Bett mit dem dichtesten Moskitonetz, wenn die Plagegeister nicht von oben eindringen können, so kommen sie von unten her. Es nützt nichts, wenn man die Kleider anbehält, sie stechen durch den dicksten Stoff. Eine neukaledonische Mücke genügt, um einen Menschen verrückt zu machen; wenn man mit zweihundert sich herumschlagen muß, kann man in Wutkrämpfe verfallen. Olivier Pain, Grousset und ich gingen oft, wenn wir uns hinreichend zerstochen glaubten, für den Rest der Nacht auf den Gipfel des Berges, wo ein beständiger frischer Wind die Insekten fern hielt. Das Gesicht unter unserem Leintuch, damit die schon am frühen Morgen glühende Sonne uns nicht verbrenne, versuchten wir dort oben zu schlafen. Wenn die Sonne aufging, nahmen wir unsere Gurtbetten wieder auf die Schultern und stiegen nach unserem Hause herab.

Um neun Uhr morgens erschien mit der Pünktlichkeit einer Uhr eine Schar von Haifischen und schwamm nach den am Hafen liegenden Schlachthäusern. Der Haifisch

zeichnet sich durch eine anerkennenswerte Regelmäßigkeit seiner Lebensführung aus; jeden Tag geht er um die bestimmte Stunde an seine Geschäfte, wie ein Angestellter auf das Bureau. Sobald es neun Uhr schlug, konnten die Metzger sicher sein, die Haifische erscheinen zu sehen, die als erstes Frühstück die Eingeweide und die Köpfe der für uns und die Zuchthäusler geschlachteten Rinder hinunterschlangen. Sie verschluckten sie wie sie waren, mit Hörnern und allem.

In unseren Ring gebannt, hatten wir keine Beziehungen irgend welcher Art zu den Mitgliedern der französischen Kolonie oder auch nur zu den Kanaken. Ich habe in den drei Monaten, die ich auf der Halbinsel verlebte, nicht einen einzigen Eingeborenen gesehen, außer dem Bedienten oder richtiger dem Sklaven eines Kantinenwirts, der einmal von Nouméa zu uns zum Frühstück kam. Denn trotz aller Proklamationen und Befreiungserlasse herrscht in Ozeanien der Sklavenhandel noch gerade ebenso, wie zu der Zeit, als der Reichtum eines Pflanzers nach der Kopfzahl seiner Menschenherde bemessen wurde. Die Form des Kaufs hat sich ein wenig geändert, aber die Sache ist ganz genau die gleiche geblieben. Die moderne Heuchelei hat ganz einfach für das Wort ‚Sklaverei' das Wort ‚Dienstvertrag' gesetzt. Ich sandte eines Tages an Edmond Adam einen Ausschnitt aus dem ‚Amtsblatt von Nouméa', worin sich die folgende Anzeige fand:

„Der Kapitän X . . . zeigt hierdurch an, daß er mit achtzig augenblicklich stellenlosen Eingeborenen im Hafen eingetroffen ist."

Das war eine einfache Einladung an die Einwohner, sich einen Eingeborenen auszusuchen, wie man in einem Laden ein paar schwedische Handschuhe auswählt.

Ein auf dem festen Lande ansässiger Deutscher, der mit allem handelte, von Küchengewürzen bis zum Neger, bot mir eines Tages einen an, mit dem ich, wie er sagte, sehr zufrieden sein würde. Er wäre ein Bursche von achtzehn Jahren, ein guter Arbeiter, den er mir für die lächerliche Summe von hundertundfünfzig Franken ablassen wollte. Und weil ich es war und dieser Teutone sich geschämt hätte einen Mann auszubeuten, der für die Freiheit seiner Mitmenschen schon so viel gelitten, so sollte ich für das Geld den Mann von den Neuhebriden auf die ganze Dauer meiner Deportation haben.

„Aber," bemerkte ich, „ich bin Gefangener auf der Halbinsel, während mein Bedienter frei ist. Wer kann den Mann hindern, sobald ich ihn bezahlt habe, mir davon zu laufen? Ich kann ihn ja nicht wieder einfangen!"

„O gewiß! Wenn Ihr Mann wegläuft, so brauchen Sie nur eine Klage beim Gouverneur einzureichen, der ihn mit Gewalt in Ihren Dienst wird zurückführen lassen."

„Aber, wenn er mir nicht gehorchen will, so kann ich ihn doch nicht etwa mit acht Tagen Arrest bestrafen oder ihm einen Lohnabzug machen, denn er bekommt ja keinen. Habe ich zum mindesten das Recht, ihn zu schlagen?"

„Soviel Sie wollen! Auf den Pflanzungen bindet man sie, wenn sie zu faul bei der Arbeit sind, auf eine oder zwei Stunden im vollen Sonnenschein an einen Baum und läßt sie von den Mücken zerstechen."

Mehr wollte ich nicht wissen. Es stand also fest, daß die Regierung von Neukaledonien eine Sklavenwirtschaft teils selbst ausübte, teils duldete, die an die schlimmsten Zeiten von ‚Onkel Toms Hütte' gemahnte. Ich dankte dem deutschen Syrupsprinzen für sein billiges Angebot,

sagte ihm aber, ich wüßte noch nicht, ob ich davon Gebrauch machen würde.

Außer dem Angeln bestand unsere einzige Zerstreuung in Schwimmpartieen, die oft von acht Uhr morgens bis zum Mittag dauerten. Bei der Hitze, die oft über vierzig Grad stieg, war es kein Wunder, daß wir diese langen Bäder nahmen, die leider zuletzt uns nur die Haut reizten, anstatt sie uns zu erfrischen. Ich hätte alle diese langen Meerbäder gerne für ein einziges Bad in süßem Wasser vertauscht. Das angenehmste dabei war, daß das Schwimmen wegen des großen Salzgehaltes fast gar keine Mühe machte. Olivier Pain, der vorher nicht eine Armlänge weit hatte schwimmen können, lernte es in vierzehn Tagen so gut, daß er ohne Anstrengung in der offenen See von einer Bai zur anderen schwimmen konnte. Denn trotz der beständigen Gefahr, die von den Haifischen drohte, welche noch acht Tage vor unserer Ankunft einen Zuchthausaufseher von der Insel Nou aufgefressen hatten, wagten wir uns auf solche Entfernungen in die offene See hinaus, daß man uns vom Ufer aus nicht mehr sehen konnte. Auf diese Weise machten wir Besuche bei unseren Kameraden, die sich an den benachbarten Baien niedergelassen hatten. Sie vermieden auf diese Weise allerdings das Zusammenleben mit mancher nicht gerade angenehmen Person, andererseits waren sie aber auch genötigt, jeden Morgen einen weiten Marsch zu machen, um ihre Lebensmittel zu holen.

Da das Schicksal meiner Kinder mich sehr beunruhigte, so hätte ich gar zu gerne irgend etwas geschrieben, wäre es auch nur über die Eindrücke des Deportiertenlebens gewesen; aber wenn man's nicht selbst durchgemacht hat, kann man kaum sich vorstellen, wie faul einen Men-

schen eine beständige Hitze von vierzig Grad macht. Das Hirn schmilzt einem im Schädel; es wäre ungefähr so, als ob man von den drei Männern im feurigen Ofen verlangt hätte, einen Roman zu schreiben.

Es kostete uns schon Selbstüberwindung, auf die Briefe zu antworten, die wir fast jeden Monat mit dem australischen Dampfer aus Frankreich erhielten. Lesen war so ziemlich die gleiche Folter. Wir sanken ganz von selbst auf einen Naturzustand wilder Völkerschaften herab, in welchem wir nur daran dachten, die Bedürfnisse unseres Magens zu befriedigen, denn die uns gelieferte Nahrung war höchst unzureichend. Eine Einladung zum Frühstück bedeutete ein wirkliches Geschenk, und unsere beste Zeit verbrachten wir mit dem Suchen nach einer schwärzlichen Muschel, deren Inhalt man mittels einer Nadel zu sich nahm. Sie schmeckte austernähnlich und war doch immerhin eine kleine Füllung für den leeren Magen. Bei alledem schien mir unser Wiederkäuerleben noch dem Aufenthalt in einem Gefängnis vorzuziehen. Von Zeit zu Zeit kamen aus Europa Frauen zu ihren deportierten Gatten oder Kinder zu ihren Eltern. Es war gewiß kein beneidenswerter Zustand, der bei uns auf Neukaledonien herrschte, aber es war doch nicht die gänzliche Scheidung von der Außenwelt wie auf der Insel Ré oder Oleron.

Einer unserer Mitdeportierten, ein Buchbinder Namens Piffeau, hatte den mutigen Entschluß gefaßt, sich mit dem ‚Exil in einer Kolonie' abzufinden und hatte aus Frankreich seine Frau, nebst Sohn und Tochter kommen lassen. Das reizende Mädchen von kaum zehn Jahren starb unter unseren Augen an den Folgen der klimatischen Veränderung dahin, und wir standen der tückischen Fieberkrankheit machtlos gegenüber. Sie war blond mit blauen,

viel zu großen Augen, und wäre ein entzückendes Fräulein geworden. Obwohl die Familie Piffeau ihre Hütte im Tinduthal erbaut hatte, das von dem unsrigen durch eine beschwerlich zu übersteigende Bergkette getrennt war, brachten Olivier Pain, Grousset oder ich ihr alle die, leider nur zu seltenen, Eier, die unsere fünf Hühner uns legten. Die arme Kleine ließ sich diese üppige Speise — denn in Nouméa schwankt der Preis für ein Dutzend Eier zwischen sechs und acht Franken — gut schmecken.

Jenseits der Berge wohnte auch noch ein anderer auf Lebenszeit Deportierter mit seiner Frau, deren junge Tochter in Nouméa in einem Modenmagazin angestellt war, wo die Moden, wie man sich denken kann, immer ein wenig im Rückstand waren.

Von Zeit zu Zeit kam das sehr niedliche und sehr lustige kleine Fräulein mit dem zwischen der Hauptstadt und der Halbinsel verkehrenden Dampfschiff, um von Samstag abend bis Montag früh bei ihren Eltern zu sein. Wir luden sie alle nach einander zum Frühstück oder zum Essen ein und besuchten nachher mit ihr die Grotten am Meeresufer, in denen zahlreiche große blau und schwarz oder gelb und schwarz geringelte Schlangen vorkamen. Man konnte diese entweder zähmen, denn sie waren ganz harmlos, oder in einer Mayonnaise sehr gut zubereiten. Die kleine Modistin heuchelte jedesmal eine entsetzliche Furcht beim Anblick dieser Tierchen und schmiegte sich wie hilfesuchend an mich an. Saßen wir bei Tische, so war ihr Schemel — Stühle gab es bei uns nicht — immer dicht an dem meinigen und ihr kleiner Schuh rieb sich an meinem Stiefel.

Ich hatte, wie man sich denken kann, andere Sachen im Kopf als solche knabenhaften Liebeleien, die ich übrigens

nicht angefangen hatte. Indessen an einem schönen heißen Nachmittag, wo man einen Ochsen hätte an der Sonne braten können, gab sie mir auf den Abend ein Stelldichein im Busch, wo wir unter den milden Strahlen des südlichen Kreuzes alle möglichen Schwüre austauschen konnten — und sogar mehr. Am nächsten Morgen sollte sie wieder abreisen. Der Abend kam, aber ich kam nicht, obwohl sie mich, auf mein Wort bauend, erwartete. Mein Ausbleiben war in dem Zustande von Enthaltsamkeit, worin wir lebten, ein ziemlich ernstliches Opfer. In letzter Stunde hatte ich mir aber überlegt, daß bei der Ausnahmestellung, die ich einnahm, meine Kameraden mich vielleicht beschuldigt haben würden, meinen berühmten Namen mißbraucht zu haben, um ein unerfahrenes Mädchen zu verführen — obgleich sie vielleicht ebenso erfahren war wie ich. Diese kindische Liebelei hätte aber beinahe später unsere Flucht zum Scheitern gebracht, wie ich noch erzählen werde.

Eines Tages hatte ich ein komisches Erlebnis, als ich mit Olivier Pain in einer entzückend schönen Bucht badete, die nach dem Deportierten, der sich zuerst an ihrem Ufer niedergelassen hatte, die Gentelet-Bai hieß. Plötzlich bemerkte ich nämlich Pain ganz weit draußen, in die offene See hinein schwimmend, untertauchend, wieder erscheinend und sich nach mir umsehend als wenn er mich fragen wollte:

„Was sagst du zu derartigen raschen Fortschritten in der Schwimmkunst?"

Ganz erschrocken über solche Waghalsigkeit rief ich ihm zu:

„Sie sind wohl toll geworden! Kehren Sie sofort um! Wenn nun ein Krampf Sie packte?"

Ich schwamm aus Leibeskräften zu ihm hinaus; er sah sich nach mir um, tauchte unter und schwamm darauf weiter, ohne mir zu antworten. Um Hülfe zu suchen, blickte ich nach dem Strand zurück, da sah ich Pain, der in aller Gemütsruhe seine Kleider anzog. Der Schwimmer, den ich für ihn gehalten hatte, war ein Seehund gewesen!

Aber nicht immer bot uns der Strand und das Meer nur Erholung, an gewissen Tagen hatte ich wahre Seelenqualen zu leiden von dem herzzerreißenden Geschrei der Zuchthaus-Sträflinge, an denen die vorschriftsmäßige Prügelstrafe vollzogen wurde. Obwohl die Insel Nou, auf der die Strafanstalt sich befand, mehrere Kilometer vom Strande liegt, konnten wir doch alles nur zu deutlich hören, da das Wasser ein ausgezeichneter Schallleiter ist. Mit entblößten Gliedern waren die armen Menschen an eine Bank festgeschnallt und der Zuchtmeister, ein riesenhafter Mulatte, verabfolgte ihnen ihre Hiebe mittels eines Ochsenziemers. Die Thatkraft, die er dabei entwickelte, hing von der Größe der Münze ab, die der Delinquent ihm vorher hatte in die Hand gleiten lassen. Da das Geld dort sehr rar ist, so genügte ein Vierzigsousstück schon, um ihn zur Anwendung größtmöglicher Milde zu veranlassen. Wer nichts gab, bekam seine Hiebe ‚gesalzen', wenn aber der Mulatte gegen sein Opfer eine persönliche Abneigung hatte, schlug er ihn so, daß eine innerliche Lungenverletzung die Folge war. Schon am nächsten Tage begann der Unglückliche zu husten und spätestens drei Monate darauf starb er im Lazarett des Zuchthauses an der ‚galoppierenden Schwindsucht', wie die Aerzte schrieben.

Und man redet von Gleichheit vor dem Gesetz! Sie gilt nicht einmal auf der Prügelbank.

Trotz der Grausamkeit, die auf der Insel Nou herrscht, führen dennoch einige Sträflinge dort ein verhältnismäßig glückliches Dasein. Das sind die sogenannten ‚Schreckensmänner', Banditen, die vor nichts Furcht haben und vor denen alle anderen, auch die Wächter, zittern, weil sie wissen, daß es dem Schreckensmann nicht darauf ankommt, zum Messer zu greifen, wenn er eine Handlung für ungerecht oder für zu strenge hält. Die größten Verbrecher sind also thatsächlich die Herren im Zuchthause, nur weil es ihnen nicht darauf ankommt, ihren Hals nötigenfalls unters Fallbeil zu legen.

Im Zuchthause der Insel Nou befinden sich Angehörige aller Stände, von den besonders zahlreichen Notaren bis zu den recht selten vertretenen Künstlern. Die letzteren waren dem Gouverneur Gauthier de la Richerie besonders willkommen, wenn sie Musiker waren. Er hatte daraus ein richtiges Orchester gebildet, das bei allen seinen Empfangsabenden und Bällen aufspielen mußte. Um aber den Gästen den Anblick dieser elenden Wesen zu ersparen, verbarg man sie hinter einem Vorhang, wo sie die ganze Nacht in der qualvollen Hitze der Gasflammen spielen mußten, ohne daß man ihnen auch nur einen Tropfen Wasser zur Erfrischung reichte. Ein Wärter führte bei ihnen die Aufsicht, und der Musikant, der nicht aufmerksam genug spielte, wurde auf den nächsten Mittwoch für die Prügelbank notiert. Wie konnten Tänzer und Tänzerinnen ein Vergnügen daran finden, nach einer solchen Musik zu walzen?

Freilich war die Gesellschaft der Nouméaschen Beamtenwelt nicht gerade die beste. Paris entsandte dorthin die ganze Hefe seiner Bureaux und zugleich war Neukaledonien die große Ablagerungsstätte für alle Neffen,

Vettern und natürlichen Söhne von Kammerabgeordneten oder anderen einflußreichen Männern. Ein kleines Geschichtchen ist dafür bezeichnend: Ich hatte, um die ersten Kosten unserer Flucht zu decken, einen Wechsel von fünfzehnhundert Franken auf Edmond Adam gezogen und fragte bei der ‚Bank von Nouméa' an, ob sie mir das Papier diskontieren wolle. Sofort ließ der Direktor mir das Geld bringen und noch dabei sagen: „O, wenn alle unsere Unterschriften so gut wären wie Ihre — —!"

Wenn das Essen nur ein wenig besser gewesen wäre, und wenn wir in der Hitze nicht geradezu hätten schmoren müssen, wäre das wilde Leben gar nicht einmal so ohne Reize gewesen. Nachts badete ich oft mit Henri Bauer und Olivier Pain im Mondschein, und wenn ich meine Blicke über die Landschaft und das Meer schweifen ließ, sagte ich wohl unwillkürlich zu mir selbst: „Es thut mir nicht leid, daß ich all dieses einmal gesehen habe. Nun wird es aber bald Zeit, daß ich wieder einmal etwas anderes sehe!"

Denn wirklich — Abwechselung gab es auf der Halbinsel nicht viel. Vier Wochen lang durchstreifte und durchforschte ich gewissenhaft unsere zwei Meilen die Kreuz und die Quere, bis ich jeden Stein und jede Pflanze kannte. Mit den Deportationen ist es aber wie mit den Witzen: ‚je kürzer, desto besser', und eines Morgens beim Aufwachen sagte ich daher zu meinen beiden Hüttengenossen: „So, jetzt möchte ich wissen, zu welcher Thür man hier wieder herauskommt!"

Sofort erzählten sie mir einige Stunden lang von all den zahlreichen Fluchtversuchen, die seit mehr als Jahresfrist unternommen und sämtlich mißlungen waren. Das war übrigens kein Wunder, denn all diese Pläne ent-

behrten des allergeringsten gesunden Menschenverstandes. Die Absperrung führt naturgemäß zur Träumerei und die Träumerei zum Wahnsinn. Arme Menschen, ohne Arbeitswerkzeuge und Materialien, und besonders ohne die geringsten physikalischen Kenntnisse, befaßten sich voll unerschütterlichen Mutes mit den schwierigsten, auch jetzt noch nicht gelösten Problemen der Flugmaschine und des lenkbaren Luftschiffs. Assi z. B. baute fortwährend noch an seinem Ziegelsteinluftballon — allerdings nur in Gedanken.

Ein einziges Mittel gab es, das alle Aussichten auf Rettung darbot, und man mußte wirklich sinnlos sein, daß man nicht zu allererst darauf verfiel und es versuchte: nämlich sich mit dem Kapitän eines der australischen oder anderer ausländischer Schiffe zu verständigen, die von Zeit zu Zeit im Hafen von Nouméa ankerten. Seit achtzehn Monaten dachten alle Deportierten sozusagen Tag und Nacht an ihre Flucht und kein einziger war auf diesen einfachen und verhältnismäßig leicht ausführbaren Gedanken gekommen! Die Hauptschwierigkeit bestand in dem Preis, den der Schiffsführer ohne Zweifel fordern würde. Aber die Deportierten konnten sich ja zusammenthun, auch der ärmste hatte wohl Verwandte oder Freunde in Frankreich zurückgelassen. Wenn sie sich zu sieben, zu acht oder zehn zusammenthaten, mußte es ihnen möglich werden, das Geld aufzutreiben. An Vermittlern fehlte es nicht, denn mehr als fünfzig von unseren Genossen, die zur einfachen Deportation verurteilt waren, hatten die im Gesetz vorgesehene Erlaubnis erhalten, in Nouméa Arbeit zu suchen.

Ich dachte also mit allen Kräften meines Geistes darüber nach, wie ich mich des einzigen sicheren Mittels bedienen könnte. Unaufhörlich beschäftigte ich mich mit dem

kleinen Felsen, den ich während der Ueberfahrt auf der Seekarte entdeckt hatte. Ich hatte ihn beim Baden oft in ziemlicher Nähe betrachtet und es war mir klar, daß an diesem Granitblock, den keine Runde besuchte, das Boot anlegen müßte, das uns zu einem segelfertigen Schiff bringen sollte.

Zunächst wandte ich mich an einen Mitdeportierten, der die Erlaubnis erhalten hatte, nach Nouméa zu gehen und dort Lebensmittel einzukaufen, mit denen er unter uns einen schwunghaften Handel betrieb. Ich sprach von der Sache nur so ganz nebenbei und ohne ein besonderes Gewicht darauf zu legen, und er antwortete mir, er wolle ‚mal sehen'. Dabei war er so kühl, daß ich mir gleich dachte, er wolle mich nur aushorchen. Er verdiente bei uns mehr Geld als früher in Paris und hatte durchaus keine Lust, etwas aufzugeben, was er anderswo wahrscheinlich nicht so gut wiedergefunden hätte. Ich begriff, daß ich einen Fehlschlag gethan hatte und war schon in einiger Sorge, als ich vernahm, daß dieser Mann wegen der Vergünstigungen, die ihm von seiten der Strafverwaltung zu teil wurden, unter unseren Kameraden ein wenig als verdächtig galt. Ich benutzte daher bei der Lieferung des nächsten Ziegenviertels die Gelegenheit, ihm zu sagen, daß ich auf meinen Fluchtplan verzichtet habe, weil die Sache doch zu gefährlich und der Erfolg zu unsicher sei.

Dieser erste Mißerfolg machte mich ganz niedergeschlagen und ich fand ein paar Tage lang nicht den Mut, gleich wieder an einen neuen Versuch zu denken, da führte der Zufall mir in meine Hütte einen Marineapotheker, der in Rochefort gewohnt und dort während meiner Haft im Fort Boyard mit meiner Familie verkehrt hatte. Er

brachte mir sehr liebenswürdig eine ganze Ladung Wassermelonen, Bananen und grüne Kokosnüsse und sein Benehmen war dabei so herzlich und er schien einen so aufrichtigen Anteil an mir zu nehmen, daß ich es wagte, mich ihm anzuvertrauen. Aber ich hatte nicht an die Disziplin und die Standesehre gedacht. Er lehnte jeden Anteil an einer Unternehmung rundweg ab, die er für toll hielt und die höchstens den Erfolg haben könnte, daß man mich erschießen würde. Ich that, als ließe ich mich überzeugen und sagte ihm Lebewohl, nachdem ich ihm für seine Melonen und Bananen den wärmsten Dank ausgedrückt hatte.

Aber dieser abermalige Fehlschlag entmutigte mich sehr und ich begann, den Fluchtplan von einer ganz anderen Seite anzusehen. Wenn man nämlich seine Knochen riskieren wollte, so konnte man wohl auch zu Lande entfliehen und in nächtlichen Märschen, während man sich tagsüber versteckt hielt, die Nordspitze von Neukaledonien erreichen, die etwa sechzig französische Meilen entfernt war. Um uns nicht zu verirren, mußten wir natürlich immer an der Küste bleiben, wo wir allerdings den Gendarmeriewachtposten in die Hände fallen konnten; indessen war es für geübte Schwimmer nicht allzu schwer, die gefährlichen Stellen zu Wasser zu umgehen. Es galt dann noch, sich gegen Bezahlung oder mit Gewalt einer Kanakenpiroge zu bemächtigen und darin nach den etwas weniger als fünfundzwanzig Meilen entfernten Neuhebriden zu fahren. Das wichtigste war die Lebensmittelfrage und da waren Pain und ich auf ein einfaches Mittel verfallen: wir kauften in der Kantine hundert Hamen mit zehn oder zwölf Angelschnüren; nachts mußten dann die Fische gefangen werden, von denen wir tagsüber leben

wollten. Außerdem sollte jeder etwa zwanzig große Schiffszwiebacke bei sich tragen. Auch hätten wir noch Revolver haben müssen, um uns gegen die Eingeborenen verteidigen zu können. Das Unternehmen bot also eine Menge Gefahren, denn die Nachricht von unserer Entweichung mußte die ganze Kolonie auf den Kopf stellen und die ganze Beamtenschaft und Militärmacht auf die Beine bringen. Unsere beste Hoffnung war noch, daß man denken würde, wir seien zu Schiff nach Australien, und deshalb nicht nach uns suchte. Dann war noch die Gefahr unserer Landung auf den Neuhebriden, deren Bewohner eine leidenschaftliche Vorliebe für Menschenfleisch haben und erst im Jahr vorher die ganze Besatzung einer französischen Kriegsschaluppe samt dem kommandierenden Kadetten niedergemacht und aufgefressen hatten.

Aber ich war wie wild darauf, meine Kinder wiederzusehen und sagte mir, dümmer als die Kerle, die uns bewachten, wäre ich jedenfalls nicht und mit dem festen Willen, ihnen zu entwischen, würde mir dies auch gelingen. Ich würde also wahrscheinlich den fast verzweifelten Streich versucht haben, da legte sich wieder einmal der Zufall zu meinen Gunsten ins Mittel: Ein Marketender von Nouméa, Namens Dusser, bei dem ich einige Eßwaren bestellt hatte, schickte mir einen Angestellten zu und ich sah auf unsere Hütte einen Mann zukommen, der schon von weitem mir zurief:

„Guten Tag, Bürger Rochefort! Wie glücklich bin ich Sie wiederzusehen."

Er trug einen langen dunklen Bart und ich erkannte ihn anfangs nicht; dann aber stellte es sich heraus, daß er mein Strohsacknachbar und Flohteilhaber vom Bärengraben in Oleron war. Er war zur einfachen De-

portation verurteilt und hatte die Erlaubnis erhalten, von der Fichteninsel nach Nouméa überzusiedeln, wo er bei meinem Grünkramhändler Angestellter war. Er hieß Bastien Grandthille.

Diesem braven Burschen und keinem anderen verdankten wir den Erfolg unserer abenteuerlichen Flucht, über die man nachher die größten Lügen verbreitet hat. Ohne seine Ergebenheit und seine passive Unterwerfung unter meine Vorschriften wäre das Unternehmen mißlungen wie alle anderen seit achtzehn Monaten versuchten.

Sobald er mich sah, erklärte der treue Freund mir:

„Bürger Rochefort, ich gehöre Ihnen mit Leib und Seele. Kann ich Ihnen in irgend einer Weise nützlich sein, so verfügen Sie über mich, ich werde alle Ihre Befehle pünktlich ausführen!"

Das war der Retter, den wir brauchten! Ich versicherte ihm, daß seine Dienstanerbietungen nicht zu gelegenerer Stunde kommen konnten und trug ihm auf:

„Wenn Sie im Hafen ein amerikanisches oder noch lieber ein englisches Schiff vor Anker gehen sehen, so suchen Sie mit dem Kapitän ins Gespräch zu kommen und wenn Sie bei ihm ein wenig guten Willen bemerken, so schlagen Sie ihm vor, einige Deportierte, fünf oder sechs vielleicht, an Bord zu nehmen. Als Entschädigung dafür bieten Sie ihm zunächst zehntausend Franken. Verlangt er zwanzig, so bewilligen Sie diese; auch vierzigtausend, kurz und gut, gehen Sie bis auf hunderttausend. Bin ich nur erst frei, so will ich es schon so einrichten, daß ich das Geld beschaffe."

Grandthille bat mich in seiner Uneigennützigkeit, auf ihn selbst nicht die geringste Rücksicht zu nehmen, wenn seine Teilnahme an der Flucht Olivier Pain, Grousset und mir nur im geringsten unbequem wäre.

Ich antwortete ihm, eine Stunde nach Entdeckung unserer Abreise würde die ganze Halbinsel wissen, daß er die Vorbereitungen dazu getroffen; die ganze Schergenschaft, der Kommandant Lanoë und der Gouverneur würden ihn in ihrer Wut dafür verantwortlich machen, er könnte also vielleicht ins Zuchthaus kommen, ja es könnte ihm noch schlimmer gehen. Wenn er also auch nur eine Minute zögerte, sich uns anzuschließen, so möchte er nur ganz einfach unsere interessante Unterhaltung als nicht geschehen betrachten.

Er gab nach und versprach, dabei zu sein. Einige Tage vergingen ohne Nachricht von ihm. Täglich kletterte ich mit Pain auf unseren Berg, von wo wir die Schiffe auf der Rhede von Nouméa zählten und uns fragten, welches von diesen uns wohl nach Europa bringen würde.

Endlich kam Grandthille wieder mit einem Bündel Gemüse und einem noch größeren Bündel Neuigkeiten. Ein australisches Schiff von Newcastle hatte Kohlen nach der Kolonie gebracht und sofort war unser Freund zum Kapitän an Bord gegangen. Durch einen merkwürdig günstigen Zufall traf er ihn in der Kajüte in einem illustrierten Blatt lesend und zwar gerade einen Artikel, der meine Biographie enthielt und durch mein Bildnis geschmückt war. Er machte ihm ohne große Schwierigkeiten begreiflich, daß ich der Mann sei, den er in den Raum seines Dreimasters aufnehmen sollte. Hierauf bot er ihm zehntausend Franken für mich und fünf für meine Begleiter. Der Eigentümer der Bark, deren ganzer Name nur aus den drei Anfangsbuchstaben P-C-E bestand, Kapitän Law, nahm, ohne einen höheren Preis zu verlangen, sofort dies Gebot an, aber er mußte noch volle acht Tage vor Nouméa liegen, um seine Kohlen zu löschen und seine

Rechnungen abzuschließen. Von seiten des australischen Kapitäns war das ganze Geschäft reine Vertrauenssache, denn ich hatte ja die zehntausend Franken nicht. Aber das machte nichts, der ausgezeichnete Kapitän sagte verbindlich:

„Herr Henri Rochefort ist zu sehr Gentleman, um nicht sein Wort zu halten."

Und damit war die Geldfrage erledigt.

Jourde und Ballière, die einige Zeit vorher einen vergeblichen Fluchtversuch von Nouméa, wo sie als Angestellte in Geschäftshäusern thätig waren, gemacht hatten, führten die Verhandlungen weiter; Tag und Stunde der Abreise wurden festgesetzt und zugleich beriet man, wie wir drei, die auf der Halbinsel Ducos saßen, also mehrere Kilometer von der P-C-E entfernt, auf das Schiff kommen sollten. Der Kapitän versicherte, es wäre unmöglich, Grousset, Pain und mich mit seinem Boote abzuholen, denn wenn die Sache fehlschlug und möglicherweise eine Untersuchung und ein Prozeß darauf folgten, so wollte er das Recht haben, behaupten zu können, daß wir ohne sein Vorwissen an Bord gestiegen wären. Auch aus dieser Verlegenheit zog uns der gute Grandthille. Er brachte fast jeden Morgen in dem Boote seines Prinzipals Lebensmittel nach der Halbinsel und wollte am festgesetzten Tage einfach den Schlüssel zum Vorlegeschloß, womit die Bootskette an der Ufermauer festgemacht war, in der Tasche behalten und uns dann selbst am bestimmten Ort abholen.

Dieser Ort war von selbst gegeben: es war die von mir auf der Seekarte entdeckte kleine Felsenklippe, die selbst für einen weniger geübten Schwimmer leicht zu erreichen war und in deren Spalten uns keine Runde entdeckt haben würde. Wir konnten uns also gar keinen besseren Platz

wünschen. Aber, war es aus Widerspruchsgeist oder weil er zu unserem kühnen Streich kein Vertrauen hatte, genug, Paschal Grousset weigerte sich mehrere Tage hartnäckig, von dieser Klippe aus abzufahren, sodaß wir schon in die größte Unruhe gerieten; denn wenn wir allein geflohen wären und ihn in unserer Hütte zurückgelassen hätten, so konnte er möglicherweise von der Rachsucht der Kolonialverwaltung, die ihn natürlich der Beihilfe zu unserer Flucht angeschuldigt hätte, Böses zu erdulden haben. Er verlangte, das Boot mit Grandthille, Jourde und Ballière sollte in unserer Bucht selbst anlegen, wo natürlich die ganze Deportiertenschaft und wahrscheinlich auch einige Wärter bei unserer Einschiffung zugegen gewesen wären.

Endlich gab er nach und wir begannen die Vorbereitungen zur Abreise. Diese waren sehr leicht, denn unsere ganze Habe bestand in einigen Büchern, die Grousset von seinen Eltern erhalten hatte, und in einem halben Dutzend Hühnern, von denen das eine, ein schwarzes, mich mit seiner ganz besonderen Zuneigung beehrte. Sobald die Henne mich sah, flog sie mir auf die Schultern oder auf den Kopf, ja manchmal nistete sie sich sogar in meinem Bett ein, wo sie auf alle meine Versuche, sie herauszujagen, mit kräftigen Schnabelhieben antwortete. Ich konnte soviel ich wollte ihr zurufen: „Willst du wohl heraus? Ich kann ja nicht schlafen.“ Sie ging einfach nicht und Olivier Pain, der nebenan schlief, sagte oft lachend: „Das ist wirklich gelungen. Da streitet Rochefort sich wieder einmal mit seiner schwarzen Henne.“

Zwei von unseren Hühnern wurden geschlachtet und gegessen, das schwarze durfte am Leben bleiben, da nach der Meinung aller Hexen seit unendlichen Zeiten schwarze Hühner dem Hause Glück bringen. Da wir des weißen

Fleisches bald überdrüssig waren, so wurde der Restbestand von vier Hennen samt ihrem Hühnerstall unserem Bretonen Lorosquouët zum Geschenk gemacht. Ein Wörterbuch von Bouillet wurde Henri Bauer vermacht, der es mit einem entsprechenden Zettel versehen nach unserer Abreise finden sollte, von der er ebensowenig eine Ahnung hatte wie Lorosquouët. Zehnmal hatte ich's auf der Zunge, Bauer unser Geheimnis anzuvertrauen, denn wir hätten ihn sehr gerne mitgenommen, aber leider war er so unvorsichtig gewesen, sich im dicksten Haufen der Deportierten anzusiedeln und seine Abwesenheit würde zu schnell aufgefallen sein.

Vier Tage geduldigen Wartens hatten wir noch vor uns, da erhielt ich den Besuch eines jungen Gascogners, der, wie er mir erzählte, im Kabinett des ‚Deportationsdirektors' arbeitete. Ohne daß ich ihm einen Anlaß dazu gegeben hatte, kam er zu mir, um mich seiner Sympathie zu versichern. Nach ein paar gleichgültigen Redensarten kam er sofort auf den Grund seines Besuches und sagte mir frei heraus:

„Sie sind nicht der Mann, um hier zu leben und zu sterben! Ich habe die Mittel, Ihnen von hier fortzuhelfen, bei meiner Thätigkeit in der Verwaltung weiß ich stets Bescheid, wenn sich eine günstige Gelegenheit bietet. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen und Sie werden in kurzer Zeit frei sein."

Hatte man etwa in den Regierungskreisen dunkle Vermutungen bezüglich unserer Flucht? Wollte man mich vielleicht einfach auf die Probe stellen? War dieser überschwängliche junge Mann mit dem Bartflaum und den bis auf die Schultern fallenden Haaren aufrichtig und wollte er mir wirklich beistehen? Ich weiß es nicht. Aber

obwohl er mir mehreremale wiederholte: „Haben Sie Vertrauen zu mir!“, so hatte ich dieses Vertrauen nicht und gab ihm zur Antwort:

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, aber ich will nach Frankreich nur durch das große Thor der Amnestie zurückkehren, die nach meiner Meinung näher ist als man glaubt.“

Es war uns, als wollten die Tage vor dem letzten Augenblick gar kein Ende nehmen. Die zweiundsiebzig Stunden kamen mir länger vor als die zwei Jahre, die ich auf der Festung gesessen hatte. Alle Tage vor der großen That schwammen Olivier Pain und ich nach der Klippe hinaus, wo ich persönlich noch niemals gewesen war. Im Augenblick, wo ich meinen nackten Fuß darauf setzte, verspürte ich einen fürchterlichen Schmerz; ich hatte mir einen Stachel eines großen Seeigels hineingetreten. Ich hinkte den ganzen Tag, so daß ich schon böse Folgen für unsere letzte Schwimmtour befürchtete; glücklicherweise aber schloß sich die Wunde gegen Abend und ich vergaß schnell meinen Schmerz. Im Lauf des Nachmittags erhielt Paschal Grousset ein paar Zeilen von Jourde: „Morgen, Donnerstag, sende ich dir den versprochenen achten Band der Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs.“ Das hieß in Flüchtlingssprache: „Morgen Abend acht Uhr geht ins Wasser und erwartet uns auf der Klippe.“

Eine große Verlegenheit für uns war der gute Lorosquouët, der wie gewöhnlich zu uns kommen und die Betten machen würde. Natürlich würde er, wenn er alles leer fände, sofort auf die Suche nach uns gehen und so unfreiwillig alles in Aufruhr bringen. Eine teuflische, aber trotzdem geniale Idee durchzuckte mir das Gehirn: Loros-

quouët war Bretone, zwar nicht wie Trochu Katholik und Soldat, aber dafür ein ziemlicher Trunkenbold. Wie wär's, wenn wir ihn mit einer guten Anzahl Schnäpse auf die Probe stellten? Es war nicht zu bezweifeln, daß er sich toll und voll trank. Denn in der Wahl seiner Getränke war er nicht sehr heikel, hatte er sich doch eines Tages absichtlich an einer Koralle geschürft und hierauf im Lazarett eine Flasche Kampherspiritus verlangt. Und Spiritus und Kampher hatte er innerlich angewandt. Er war ein alter Knabe, dem man nicht einmal eine Flasche Vitriol anvertrauen durfte. Auf diese Eigenschaft unseres alten Seebären mußten wir bauen.

Wir hatten die vorhergehenden Nächte kaum schlafen können und da wir auch für die letzte nicht auf allzu viel Schlummer rechneten, so gingen wir zu Henri Bauer und spielten dort bis drei Uhr in der Frühe Karten. Ich war begreiflicherweise ein wenig unaufmerksam und verlor, wie ich mich noch recht wohl erinnere, an Bauer vierzehn Flaschen Bier. Obwohl ich diese Schuld nach unserem Brauch innerhalb vierundzwanzig Stunden hätte bezahlen sollen, so muß ich doch gestehen, daß ich sie ihm bis zur Stunde noch schuldig bin. Allerdings darf ich vielleicht einige mildernde Umstände für mich geltend machen.

Die Sonne ging an einem bewölkten Himmel auf, der sich allmählig aufheiterte. Wir glaubten, wir brauchten nur einfach bis zum Abend zu warten, aber sonderbarerweise war dieser letzte Tag unseres Aufenthaltes so ereignisvoll wie kein einziger vorher. Es war kaum zehn Uhr, als Pain, der einen Spaziergang nach der Kantine gemacht hatte, ganz aufgeregt zurückkam und mir sagte:

„Wir sind lackiert! Eben treffe ich Ihre kleine Freundin, die von Nouméa zu ihren Eltern auf Besuch kommt

und zwei Tage hier bleiben will. Sie teilte mir mit, daß sie mit ihrem Vater und ihrer Mutter heute abend gegen sieben Uhr zum Essen kommen wolle."

Und um acht Uhr sollten wir ins Wasser gehen! Also die Frauen sollen immer und ewig das Unglück der Männer sein! Die P-C-E sollte mit Tagesanbruch absegeln, es mußte also unbedingt etwas geschehen und zwar sofort.

Pain machte sich also nach dem Tinduthale auf, nahm die kleine Modistin auf die Seite und sagte ihr in sehr verlegenem Tone: „Eben traf ich Rochefort. Ich erzählte ihm, daß Sie angekommen seien und dachte, er würde mir vor Freude darüber um den Hals fallen. Aber ganz im Gegenteil, er geriet in einen rasenden Zorn und rief in voller Wut: ‚Was? Nachdem sie sich in solcher Weise über mich lustig gemacht hat, will sie sich sogar erdreisten, in unser Haus zu kommen? Sagen Sie ihr, daß zwischen uns beiden alles aus ist und daß ich sie nie in meinem Leben wiedersehen werde!'"

Das letztere war richtig; es war meine Absicht, aber nicht ihret- sondern meinetwegen. Sie faßte die Sache aber anders auf und antwortete ganz bestürzt: „O, sagen Sie doch Herrn Rochefort, daß er sich irrt! Diesen jungen Mann nehme ich ganz und gar nicht ernst!"

Daß da ein ‚junger Mann' vorhanden war, davon hatten wir gar nichts gewußt. Aber Pain stürzte sich voll Eifers auf diese Enthüllung und gab ihr den freundschaftlichen Rat zur Antwort:

„Das kann sein, aber Sie wissen ja, wie heftig Rochefort ist. Er wäre im stande, Ihnen in Gegenwart Ihres Vaters eine Szene zu machen. Warten Sie, bis er sich beruhigt hat, und bei Ihrer nächsten Reise wird

alles in Ordnung kommen. Die Hauptsache ist, daß Sie heute abend nicht erscheinen!"

Kaum war dies in der Reihe, so hatten wir eine andere Ueberraschung. Plötzlich kam der Marketender Dusser, der Prinzipal unseres Mitverschworenen Bastien Grandthille, mit seinem Boot voll Eßwaren. Er brachte uns einen reichlichen Vorrat und lud sich selbst zum Essen ein. Er brachte auch zahlreiche Liköre mit, die uns für unseren Bretonen sehr erwünscht kamen; bei jeder Schüssel, die er auftrug, gaben wir ihm ein paar Gläschen hinter die Binde zu gießen. Das Essen zog sich endlos hin, denn Dusser konnte nicht von seinem Teller wegfinden, und es war schon vier Uhr als wir noch bei Tische saßen. Ich gestehe, daß ich einen Augenblick in Verzweiflung geriet. Das Gewitter, das schon seit dem Morgen drohte, zog mit großer Schnelligkeit herauf. Wenn es plötzlich wolkenbruchartig losging, wie es in jenen Breiten nichts Seltenes ist, so mußte der Marketender auf der Halbinsel bleiben und konnte erst am anderen Morgen nach Nouméa zurückfahren. Er sprach sogar davon, aber ich entgegnete ihm, es regnete ja noch nicht und er solle sich nur beeilen, so würde er noch rechtzeitig nach Hause kommen. Und ohne ihm Zeit zu längeren Auseinandersetzungen zu lassen, packten wir ihn jeder bei einem Arm und zogen ihn nach seinem Boot. Mit einem unendlichen Hochgefühl sahen wir ihn sich setzen und zu den Riemen greifen, und damit uns kein neuer lästiger Gast auf den Hals käme, beschlossen wir, den Einbruch der Nacht im Busch zu erwarten. Ein Paket mit Kleidern hatte der gute Grandthille am Tag vorher mit nach Nouméa genommen, denn wir wollten in Badehosen ins Wasser gehen. Dem braven Lorosqouët hatten wir sofort nach Dussers Abfahrt den Rest

des Schnapses gegeben. Lallend und taumelnd verschwand er damit in seiner Hütte, nachdem wir ihm noch gesagt hatten, wir wollten den andern Tag nach der Genteletbai gehen, er brauchte sich also nicht um uns zu kümmern. So war denn die Inszenierung unserer Komödie bis auf die kleinsten Einzelheiten vorbereitet. Es war noch heller Tag, als wir uns entkleideten, dann plötzlich, ein paar Minuten vor acht Uhr senkte sich der schwarze Vorhang der Finsternis hernieder und wir konnten unseren Busch verlassen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Flucht. — Das Rettungsriff. — Allerlei Gefahren. — Die P-C-E und ihr Kapitän Law. — Windstille. — Endlich auf See. — Neue Auflage der Seekrankheit. — Newcastle in Australien. — Eine kleine Weinrechnung. — Sidney. — Freuden und Leiden des Ruhms. — Ein frommes Mädchen. — Mein Känguruh. — Pariser Märchen. — Die Vorgänge auf Ducos nach unserer Entweichung. — Abreise von Sidney. — Fidji. — Honolulu.

Der Himmel war zum Glück so schwarz wie Tinte, da wir seit dem vorigen Tage Neumond hatten. Im Gänsemarsch gingen wir den kleinen Fußpfad nach dem Strande herunter; übrigens befürchteten wir nicht überrascht zu werden. Wer uns sah, mußte denken, daß wir ein Bad nehmen wollten und ahnte gewiß nicht, daß wir auf die Flucht gingen.

„Leb' wohl, altes Haus!" sagte Grousset, als wir bei unserer Hütte vorbeikamen. Das war unser letzter Gruß an diesen Strand, wo wir so viel an Hunger und an Heimweh gelitten hatten. Und doch hätte ich ihn

fünfzehn Jahre später wiedergesehen, wenn ich nicht dem höchsten Gericht die Mühe erspart hätte, mich noch einmal hinzutransportieren.

Das Riff, auf welches wir zuschwammen, lag ziemlich weit draußen, und da das Meer sehr bewegt war, so hätten wir beinahe unsern Weg verfehlt, denn die Flut bedeckte die Klippe fast gänzlich. Die Korkstücke, die ich von der Insel Ré mitgebracht, kamen mir sehr zu statten, denn der Weg schien mir unendlich lang zu sein; außerdem war ich in meinen Bewegungen behindert durch ein Bild meiner Tochter, das ich von Frankreich mitgebracht, und vor meiner Flucht aus dem Rahmen herausgeschnitten hatte, damit es nicht in die schmutzigen Hände der Wächter fiele. Ich hatte es von Arnold Scheffer, einem Neffen Ary Scheffers, malen lassen, als mein Kind sieben Jahre alt war.

Da der Weg in der Dunkelheit kein Ende zu nehmen schien, so fragte ich mich bereits, wo wir denn wohl sein möchten, denn ich schwamm den beiden anderen ein wenig voraus; da stieß ich mit dem Knie gegen eine Felsenspitze; ich schwang mich hinauf und faßte festen Fuß. Wir waren auf unserer Klippe.

Wir verbargen uns in einer Felsspalte, obwohl keine Gefahr vorhanden war, daß uns jemand sähe. Und nun das Warten, das mir so endlos lang vorkam, daß ich bereits zu glauben begann, das Boot wäre schon wieder abgefahren, weil es niemand angetroffen. Wir saßen seit etwa zwanzig Minuten auf der Klippe und sprachen schon davon, an Land zurückzuschwimmen, denn wir glaubten, Grandthille sei schon dagewesen oder aber er habe das Boot seines Prinzipals nicht bekommen können. Die fünf Gasflammen beim Zuchthaus auf der Insel Nou

glänzten allein in dem nächtlichen Schwarz, das uns umhüllte; da verschwand eines dieser Lichter, dann erschien es wieder, während das nächste zu verlöschen schien. Es war kein Zweifel möglich: zwischen uns und den Lichtern fuhr ein dichter Gegenstand entlang. Bald darauf hörten wir ein ganz schwaches Geräusch von Riemen und erkannten an der Vorsicht, womit sie gehandhabt wurden, daß unsere Freunde kämen.

„Seid ihr da?" fragte eine Stimme.

„Ja."

„Schön! Dann schwimmt zu uns heran. Das Boot kann nicht näher kommen; wir könnten auf ein Riff stoßen!"

Wir ließen uns ins Wasser gleiten, mit wenigen Schwimmstößen waren wir beim Boot und einer nach dem andern wurden wir in den schwankenden Nachen hinaufgezogen. Jourde, Ballière und Grandthille gaben uns unsere Kleider aus dem mitgebrachten Bündel und wir zogen uns an, ohne uns erst abzutrocknen. Ballière setzte sich ans Steuer, wir griffen zu den Riemen und ruderten auf den Hafen von Nouméa zu, wo die Schiffstreppe der P-C-E auf uns wartete. In diesem Augenblick begann ein starker Regen mit thalergroßen Tropfen zu fallen; nichts konnte uns erwünschter sein als dieser Guß, denn es war nicht anzunehmen, daß bei einem solchen Wetter Neugierige sich am Kai herumtrieben, oder daß jemand im Hafen spazieren führe. Trotzdem war das Wasser noch belebt und ein kalter Schauer durchrieselte uns, als plötzlich eine Schaluppe mit vier oder fünf Mann in unserer nächsten Nähe auftauchte. Daß es Wächter waren, sahen wir an ihren Käppis; glücklicherweise schienen sie ebenfalls auf verbotenen Wegen zu wandeln, wahr-

scheinlich wollten sie ohne Urlaub an Land, denn sowie sie uns bemerkten, hielten sie schleunigst von uns ab, und bald waren sie in der Dunkelheit verschwunden. Ein zweiter Zwischenfall, der uns begegnete, drohte schlimmer abzulaufen. Ballière hatte sich im Lauf des Tages genau über die Lage unseres Fahrzeugs vergewissert, denn es lagen mehrere Schiffe im Hafen und besonders zwei Avisos von der Kriegsflotte, die dazu bestimmt waren, im Fall einer Flucht auf die Deportierten oder Sträflinge Jagd zu machen. Zum Unglück hatte sich die P-C-E mit der Flut vollkommen um sich selbst gedreht, sodaß unser Kamerad sich außer stande erklärte, sie wiederzuerkennen. Während wir nun unsere Blicke über die Rhede schweifen ließen, bemerkten wir an einem Schiff eine Treppe, die sich uns so einladend entgegenstreckte, als sei sie eigens für unsern Empfang bestimmt. Einer von uns, ich weiß nicht mehr wer, hatte schon zwei Sprossen der Leiter erstiegen, als wir plötzlich auf dem Deck zwei Leute ein Französisch sprechen hörten, das zu rein war, um unverdächtig zu sein. Und wirklich, wir waren ganz einfach im Begriff, auf den einen Aviso hinaufzuklettern. Man kann sich denken, mit welcher Geschwindigkeit wir wieder unsere Plätze im Boot einnahmen! Der Dreimaster des Kapitäns Law lag gerade an der Seite des Avisos. Diesmal sahen wir uns das Schiff erst genau an und als jeder Irrtum ausgeschlossen war, stiegen wir in aller Gemächlichkeit die Leiter hinan. Im Augenblick, wo ich den Fuß auf Deck setzte, hörte ich in Nouméa Mitternacht schlagen.

Im Schiff stand uns noch eine kleine Enttäuschung bevor: Der Kapitän war nicht da. Er war einem guten Tropfen nicht abhold und da er seiner Schwäche sich be-

wußt war, so führte er niemals geistige Getränke an Bord, hielt sich aber dafür, wenn er im Hafen war, an Land schadlos. Nach seiner Gewohnheit machte er auch an diesem Abend die Runde durch die verschiedenen Kaffeehäuser und hatte uns dabei vollständig vergessen. Wir waren daher sehr überrascht, als uns an seiner Stelle der Stewart empfing, der einzige Mann von der Besatzung, der noch wach war. Er war aber wohl noch erstaunter als wir, als plötzlich sechs Burschen von wenig vertrauenerweckendem Aussehen in dunkler Nacht vor ihm auftauchten und das Schiff mit Sturm nahmen. Von uns sprach keiner genügend Englisch, um uns dem Meister Koch verständlich zu machen, den der Kapitän nicht ins Vertrauen gezogen hatte. Zum Glück erschien endlich der Kapitän, der augenscheinlich etwas illuminiert war, aber doch nicht allzusehr. Er schickte zunächst den Koch in seine Kabine, sagte uns hierauf laut Adieu, als wenn wir wieder von Schiff gingen und ließ uns dann ganz leise auf einer Leiter in den Kielraum hinuntersteigen. Als Betten fanden wir dort aufgerollte Schiffstaue, auf denen uns zwar alle Glieder weh thaten, die uns aber köstlicher dünkten, als das weichste Schlummerkissen. Ehe wir uns aber zur Ruhe begeben konnten, war noch eine wichtige Arbeit zu thun: unser Boot mußte versenkt werden. Kapitän Law nahm die schwersten Steine von seinem Ballast und füllte damit unser Rettungsbot an, bis wir es zu unserer großen Genugthuung in der Flut untergehen sahen. Ich hatte mir vorgenommen, den Preis dafür dem Marketender zu ersetzen und ich habe dies auch wirklich später gethan. Aber wenn man uns auf unserer Flucht ergriffen hätte, welche entehrenden Strafen hätte man wohl über uns ausgesprochen, weil wir einen Kahn gestohlen!

Meine Ermüdung machte sich bald geltend, und obwohl die eigentliche Gefahr durchaus noch nicht beschworen war, sondern im Gegenteil erst begann, schlief ich auf meinem harten Lager von Tauen, bis mich das Geräusch des Ankerlichtens weckte. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Hafenkommissar erscheinen zu sehen, der uns zur Uebergabe aufforderte und mit Ketten an den Händen abführte. Eine Stunde, zwei Stunden verstrichen, ohne daß ein Vertreter der Gerechtigkeit sich sehen ließ, aber auch ohne daß von einer Vorwärtsbewegung etwas zu spüren war. Und wir hatten es doch so eilig! Warum blieben wir immer auf dem gleichen Fleck? Ein Papierfetzen mit ein paar Bleistiftzeilen fiel durch die Deckluke zu uns herab und brachte uns eine schmerzliche Nachricht. Kapitän Law schrieb uns: „Wir haben keinen Windhauch und der Lotse versichert mir, es sei unmöglich, heute zu segeln."

Jede Minute, die wir in diesem unbeweglichen Warten verbrachten, rückte die Gefahr der Entdeckung näher. Um elf Uhr lagen wir immer noch auf demselben Fleck. Wir hatten alles auf diese eine Karte gesetzt, bis dahin war alles ausgezeichnet gegangen und nun sollten wir, weil uns ein bißchen Wind fehlte, das Spiel dennoch verlieren! Wir sollten nicht unsere Freiheit wieder haben, nicht unsere Familien wiedersehen, uns nicht an den Schurken rächen, die uns bis aufs Blut beschimpft hatten — sondern wir würden vielleicht mit brutaler Gewalt nach dem Lande zurückgeschleppt, vielleicht sogar im Schiffsraum selbst, das unsere einzige Zuflucht war, auf der Stelle niedergemacht werden!

Wir verlebten fürchterliche Minuten. Endlich fiel ein neuer Zettel von oben zu uns herab; uns war's, als fiele er vom Himmel! Der Kapitän schrieb: „Ich dränge

zur Abfahrt, aber der Lotse rät, noch zu warten, weil wir im gewöhnlichen Fahrwasser Gegenwind haben."

Es war also doch Wind da, wenn auch Gegenwind! Bald kam eine neue Nachricht: „Die Brise hat ein wenig aufgefrischt, ich will versuchen, durch den Engpaß von Boulari aus den Korallenriffen herauszukommen. Wir segeln in diesem Augenblick mit dem Winde an der Halbinsel Ducos vorbei!" Ich warf einen Blick durch eine Luke und sah am Strande unsere Kameraden, die ahnungslos dem dicht an ihnen vorbeistreichenden Dreimaster nachsahen. Oft hatte ich wie sie den Segeln nachgeschaut und gedacht: wenn ich doch hinüberschwimmen könnte! Solange wir noch innerhalb der Korallenriffe waren, die in einem Abstand von ungefähr zehn Meilen Neukaledonien wie ein Gürtel umgeben, waren wir noch in französischen Gewässern und jedes winzige Boot der Runde hatte das Recht, unser Schiff anzuhalten und zu durchsuchen. Waren wir aber einmal aus dem Korallengürtel heraus, so wurde das Deck der P-C-E sofort wieder englischer Boden und jeder Angriff darauf wäre eine Verletzung der britischen Flagge gewesen. Niemals wurde daher wohl ein Liebesbriefchen mit größerem Entzücken gelesen als der letzte Zettel, der zu uns herabflatterte und worin es hieß:

„Wir sind außerhalb der Riffe. Keine Gefahr mehr vorhanden. Sie können auf Deck kommen."

Es war ungefähr vier Uhr abends, und seit sieben Uhr folterte uns die Unruhe! Die Matrosen waren sehr überrascht, als sie plötzlich unsere Köpfe aus der Luke auftauchen sahen und der Kapitän that, als wenn er noch erstaunter wäre als seine Leute. Er machte uns auf englisch über unsere Unklugheit Vorwürfe, die wir nicht verstanden und worauf wir ihm französische Antworten gaben,

die er ebenso wenig verstand. Nach diesem Verfahren, wodurch dem Gesetz Genüge geleistet wurde, wies er einem jeden von uns eine Kajüte an und ließ uns ein Frühstück auftragen.

Aber nachdem ich kaum das Kabeltau verlassen hatte, von dem mir das Rückgrad und alle Knochen weh thaten, wurde ich von der schrecklichsten Seekrankheit befallen, die ich jemals durchgemacht hatte. Der Wind, der sich so zurückhaltend benommen hatte, als wir ihn brauchten, legte jetzt, wo wir nichts als ein ruhiges Wetter wünschten, mit voller Gewalt los. Wir waren in einen Zyklon geraten, der uns glücklicherweise nur streifte und uns nach zwei Stunden wieder frei gab. Die mir angewiesene Kajüte strömte einen Geruch von Schmieröl aus, der allein schon genügt hätte, mich krank zu machen, und der Teergeruch gab mir vollends den Rest. Die Steine, womit wir Dussers Boot versenkt hatten, fehlten außerdem am Ballast und das Schiff tanzte auf eine ganz gefährliche Art auf den Wogen.

„Wenn wir nur nicht kentern!“ sagte Olivier Pain. „Das hieße doch wirklich im Hafen scheitern.“

„Mir ist alles einerlei!“ stöhnte ich zwischen zwei Ergüssen. „Sprechen Sie nur nicht mit mir. Ich bin zu krank.“

Um wenigstens dem Schmierölgeruch zu entgehen, ließ ich mir meine Matratze auf Deck bringen und streckte mich darauf aus. Auf dieser Matratze lebte ich die ganzen sieben Tage, die unsere Ueberfahrt dauerte, denn es war mir unmöglich, mich aufrecht zu erhalten. An Essen war gar nicht zu denken. Ich versuchte zu schlafen, indem ich auf dem Rücken liegend das Sternengeflimmer betrachtete, bis mir die Augen weh thaten und vor Müdigkeit zufielen,

aber nach ein paar Minuten wachte ich jedesmal mit einem schmerzhaften Zusammenfahren wieder auf. Vom Glück der Freiheit hatte ich also nicht das geringste Bewußtsein und ich glaube, wenn die Ueberfahrt von Nouméa nach Australien fünfzehn Tage anstatt sieben gedauert hätte, so wäre ich nicht lebend angekommen.

Endlich erblickte ich über den Wogen des Ozeans einen Hügel, an dessen Abhang sich helle Häuser im Sonnenschein hinzogen. Es war Newcastle, der Heimatshafen der P-C-E und Geburtsort des Kapitäns Law. Jetzt waren wir wirklich gerettet, aber einen Augenblick glaubten wir, wir seien es noch nicht. In der Ferne sahen wir den Rauch von zwei Dampfern, die auf uns zuhielten und die wir für die beiden französischen Kriegsfahrzeuge hielten, die von Nouméa abgefahren sein konnten um uns den Weg zu verlegen. Einen Augenblick schnürte uns ein Angstgefühl die Kehle zu. Kapitän Law gestand uns, seine ganzen Verteidigungsmittel beständen in sieben alten verrosteten Flinten, von denen kaum eine andere Wirkung zu erhoffen wäre, als daß sie einem beim Abfeuern in der Hand zersprängen. Ich dachte schon daran, mich durch eine Luke ins Meer zu stürzen und das Land schwimmend zu erreichen, aber dies abermalige Bad blieb mir zum Glück erspart, die beiden feindlichen Schiffe erwiesen sich als zwei Schleppdampfer, die in der Hoffnung, unser Schiff durch die Brandung bugsieren zu dürfen, einen kleinen Wettlauf unter einander veranstalteten. Der alte Seebär Law, der seine heimatlichen Gewässer ganz genau kannte, lehnte aber jede Hülfe ab und wir fuhren triumphierend in den Hafen ein. Ich hatte buchstäblich seit sieben Tagen nichts gegessen, denn eine Kartoffel, die ich hinuntergewürgt, hatte ich sofort wieder von mir gegeben, aber es giebt

nichts so Stärkendes, als die Freiheit wieder zu haben, deren man seit drei Jahren beraubt war und die man schon für immer verloren zu haben glaubte.

Zufällig waren die zahlreichen im Hafen liegenden Schiffe reich beflaggt und bewimpelt, als ob sie sie zur Feier unserer Ankunft geschmückt hätten. Der Festglanz galt dem Gouverneur von Neusüdwales, Sir Hercules Robinson, den man zu einer Regatta erwartete. Die ganze Bevölkerung war daher am Hafen versammelt. Unser Aufzug paßte allerdings nicht sehr zu der Feststimmung, denn wir sahen aus wie Bettelmusikanten. Kapitän Law hatte mir zum Schutz gegen die Sonne einen Hut aus Oelleinwand geliehen, der mir viel zu klein war, sodaß ich ihn ganz im Nacken tragen mußte, was bei den Beulen auf meiner Stirn mich nicht gerade schöner machte.

Man kann sich denken, was für einen Hunger ich nach meinem siebentägigen Fasten auf der P-C-E hatte. Der brave Law führte uns also zunächst in einen Gasthof, wo wir ausgezeichnet aufgenommen wurden, obwohl wir nicht im stande waren unsere Rechnung zu bezahlen. Denn wir besaßen alle sechs zusammen wohl etwa dreihundert Franken, aber leider in Papier — und was für einem Papier: Kassenscheine der Bank von Nouméa! Als wir diese Fetzen in einem Wechselladen vorzeigten, wohin der unermüdliche Kapitän uns geführt hatte, wurde uns die Thür gewiesen, als ob wir Falschmünzer wären. Im nächsten Laden aber war das Bild ganz anders. Sobald wir unsere ‚Wertpapiere' heraus holten, begann ein allgemeines Getuschel und sobald man die Worte: ‚Banque calédonienne' erblickte, geriet das ganze Geschäft in Bewegung.

„Sie sind entflohene französische Gefangene? Sind

Sie mit der P-C-E gekommen? Nennen Sie uns bitte Ihre Namen und erzählen Sie uns von Ihrer ‚escape'."

Andere Leute wurden herzugerufen, es bildete sich ein Kreis um uns und wir mußten alles erzählen. Das Geschäft befaßte sich wie alle ähnlichen in jenem Lande nicht nur mit Geldwechseln und dergl., sondern zugleich auch mit der Einfuhr aller möglichen Artikel. Man schänkte uns einen Madeira ein, der dem Kapitän Law einen hohen Begriff von seinen Passagieren gab. Er erzählte, wie er in einer Zeitschrift mein Bild mit einer Photographie gesehen und mich danach sogleich wiedererkannt hätte. In Anbetracht unserer Berühmtheit, unseres Mutes und unseres Unglücks nahm der Wechsler unsere Banknoten mit einem Abzug von nur zweiundzwanzig Prozent an. Niemals ist das Papier der Bank von Nouméa zu einem solchen Kurs bezahlt worden.

Indessen: Geschäft ist Geschäft, und während wir ohne das geringste Mißtrauen schwatzten, machte einer der Geschäftsinhaber in einem Nebenzimmer Notizen und setzte sofort eine Depesche auf, die in Paris noch vor dem Telegramm ankam, das wir selbst vom Newcasteler Postamt an das Reutersche Bureau adressierten. Leider kamen infolgedessen unsere Namen so verstümmelt in Europa an, daß unsere Familien dadurch in eine Unruhe gerieten, die erst bei der zwölften Depesche sich in freudige Gewißheit verwandelte.

Wir waren bald die Löwen des Tages. Ganz stolz und glücklich über seine edle und mutige Handlungsweise, deren Tragweite er nicht im entferntesten geahnt hatte, wollte der Kapitän gar nicht mehr von uns lassen. Er hat meinen Arm unter den seinigen genommen und schleppt mich durch alle Straßen. Jedem Bekannten, den er trifft,

werde ich vorgestellt, und da wegen der Ankunft des Gouverneurs die ganze Stadt auf den Beinen ist, so sind dieser Bekannten nicht wenige. Und jedesmal muß die Geschichte vor einem beständig anwachsenden Zuhörerkreis neu erzählt werden; zwei Stunden nach unserer Ankunft sind wir schon am zweiunddreißigsten Bulletin.

In unserem Gasthof, dem Great-Northern-Hotel, treffen wir die Zeitungsschreiber der ganzen Gegend; wir schütteln dem Herrn Bonnard, Eigentümer der ‚Revue australienne' mit großem Vergnügen die Hand; er hatte, ohne uns zu kennen, die Freundlichkeit gehabt, uns sein Blatt regelmäßig nach unserer Strafkolonie zu schicken, wo Zeitungsnachrichten ein ebenso seltener Artikel waren, wie frisches Gemüse.

Unsere wachsende Popularität führte allmählich alle angesehenen Einwohner von Newcastle in den Gasthof, und es wurden auf unsere Gesundheit und auf den glücklichen Ausgang unserer Flucht unzählige Gläser französischen Weins getrunken. Am Abend überreichte uns der Wirt die Rechnung, die sich auf siebenhundertundfünfzig Franken belief. Und dabei hatten wir alle zusammen höchstens noch hundertfünfzig. Mit der Zeche durchgehen konnten wir natürlich auch nicht, und so blieb denn nichts anderes übrig, als Geiseln zu stellen. Drei von uns sollten in Newcastle als Pfand unserer Ehrlichkeit bleiben, während ich mit Ballière und Grousset nach Sidney reiste, um einen freundlichen Herrn aufzutreiben, der uns das nötige Kleingeld pumpte. Ein Schiff nach Sidney ging ungefähr um Mitternacht, wir bestiegen es und ich war von dem anstrengenden Tag so erschöpft, daß ich bis zur Landung in meiner Kajüte schlief wie ein Brett. Einer unserer Gäste in Newcastle hatte uns die

Adresse eines guten französischen Gasthauses in Sidney aufgegeben, dessen Inhaber, Namens Courvoisier, mir bereits dem Namen nach bekannt war. Sein Bruder war ein Bekannter Edmond Adams und hatte, wie ich wußte, dem Australier geschrieben, er solle doch einmal nach Nouméa fahren und mich besuchen.

Ich ließ mir sein Haus zeigen und morgens um halb fünf Uhr zogen wir die Nachtglocke in lustiger und beinahe ausgelassener Stimmung, obwohl wir kein Geld in der Tasche hatten.

Das ganze Haus lag in tiefem Schlaf; endlich nach wiederholtem Klingeln kam Courvoisier selbst an die Thür. Man kann sich sein Erstaunen denken, als er Henri Rochefort davor stehen fand, dem er für die Woche darauf einen Besuch auf der Halbinsel Ducos zugedacht hatte.

Er weckte das ganze Hotel auf, wo in einem Augenblick alles munter war. Man wies uns die besten Zimmer an und ich für mein Teil bekam ein herrliches breites Bett, worin ich mich mit einem ungemischten Glücksgefühl ausstreckte und bis in den hellen Morgen hinein schlief, denn es war zehn Uhr vorbei, als ich die Augen aufschlug. Niemals werde ich das Gefühl von Behagen vergessen, das ich empfand, als ich mich in dem guten, französischen Bett mit sauberen, weißen Mückengardinen sah, während der ausgezeichnete Courvoisier vor mir stand mit einer großen Tasse Milchkaffee in der Hand, die er mir in eigener Person hatte überbringen wollen.

Der brave Mann wurde bald genug auf die Probe gestellt. Ich setzte ihm auseinander, daß wir keinen Sou in der Tasche und dabei noch drei Kameraden als Pfand in Newcastle zurückgelassen hätten.

„Wieviel brauchen Sie?“ fragte Courvoisier einfach.

„Ich weiß nicht — vielleicht fünfzehnhundert Franken."

„Ich werde Ihnen dreitausendfünfhundert geben, damit Sie in aller Ruhe Geld aus Frankreich abwarten können."

Ich sandte schleunigst tausend Franken an Olivier Pain, um ihn und die anderen auszulösen, und am selben Abend saßen wir alle zusammen am Tische des guten Courvoisier, bei dem die allerbeste französische Küche geführt wurde.

Wenn unsere Ankunft Newcastle in Aufregung gebracht hatte, so rief sie in Sidney beinahe einen Aufruhr hervor. Augenblicklich erschien die Photographie, die Disderi 1868, als die Lanterne herauskam, von mir gemacht hatte, in allen Buchläden und Papierhandlungen. Der Besuchssaal des Hauses Courvoisier wurde nicht mehr leer, denn eine Abordnung folgte der anderen. Eine Gesellschaft von Goldsuchern brachte mir vier oder fünf Flaschen voll Goldkörnern, Goldstaub und goldhaltigem Quarz. Wenn ich ein Finanzmann gewesen wäre, hätte ich auf diese Muster hin die allerschönste Minenaktiengesellschaft mit ansehnlichem Kapital gründen können.

Aber die Medaille hatte auch ihre Kehrseite. Für die irländischen Priester, deren es in Australien eine Menge giebt, waren wir immer noch die Mörder des Erzbischofs, und da in jenen Gegenden die Freiheit der Straße unbeschränkt ist, so begannen sie öffentlich gegen uns zu predigen. Eines Tages, als wir nach dem Zoologischen Garten gingen, der vielleicht der schönste auf der ganzen Welt ist, kamen wir bei einer Volksmenge vorbei, der ein Mann im Priesterrock in großer Aufregung etwas vorpredigte. Obwohl ich damals von der englischen Sprache ebensowenig etwas verstand wie heute*) — nachdem ich

*) Das merkt man: Rochefort meint augenscheinlich: murderer of the archbishop.

sechs Jahre in England gelebt — unterschied ich in dem Lärm doch meinen Namen mit dem bezeichnenden Beiwort: ‚murder of archbischop'. Glücklicherweise erkannte man uns nicht, sonst wären wir vielleicht gelyncht worden, und das wäre ein trauriges Ende unserer abenteuerlichen Fahrten gewesen.

Ein junges irländisches Dienstmädchen des Hotels teilte der Wirtin mit, sie könne nicht unter einem Dache mit uns schlafen. Nicht, als ob wir einen Angriff auf ihre Schamhaftigkeit gemacht hätten! Nein, aber ihr Beichtvater hatte ihr gesagt, die Erde würde sich aufthun und uns und das Haus und alle seine Insassen verschlingen. Davon war sie einfach nicht abzubringen. Sie schlief also auswärts, und ihr Erstaunen, als sie am andern Morgen kam und die Ruinen des vom himmlischen Feuer zerstörten Hauses sehen wollte, war zum Totlachen komisch. Sie begann gegen die angeblichen Gewißheiten ihres Beichtvaters seitdem sehr mißtrauisch zu werden, bezog ihr altes Zimmer und nahm ihre Thätigkeit wieder auf. Ja, sie trieb den Unglauben sogar so weit, daß sie mir die Kleider bürstete!

Auf die Abordnungen folgten die Einladungen. Der Präsident des australischen Parlaments übersandte uns eine Aufforderung, an einer der Sitzungen teilzunehmen, und wir fanden besondere Plätze für uns hergerichtet. Unser Eintritt war der Glanzpunkt des Tages. Man sprach fast die ganze Zeit von uns und unserer ‚escape' und am anderen Tage hoben die Zeitungen hervor, daß wir ‚mit der unserer Nation eigentümlichen Höflichkeit' die Hüte abgezogen hätten, als wir Platz nahmen.

Wir empfingen auch den Besuch des Doktor Evans, eines reichen Grundbesitzers, der uns zu Ehren einige

Kilometer von Sidney in seinem prachtvollen Walde am Paranatafluß eine Känguruhjagd veranstaltete. Es war ein entzückender Tag, d. h. nicht für die armen Känguruhs, von denen drei daran glauben mußten, während ein viertes gefehlt wurde, oder vielmehr gefehlt worden wäre, wenn ich geschossen hätte. Aber als ich es sah, rief ich unwillkürlich meinen Freunden zu:

„O, da ist aber eins! Was für ein großes Tier!"

Das Gelächter, das von allen Seiten losbrach, verscheuchte das Wild und als es weg war, redeten alle auf mich los:

„Warum haben Sie denn nicht sofort Ihr Gewehr abgeschossen? Man hatte Ihnen ja doch den besten Platz gegeben."

Hierauf antwortete ich:

„Ich konnte wirklich nichts dafür. Als ich es so aufrecht vor mir sah, wie es die Hand an die Beuteltasche legte, da kam es mir vor wie ein Omnibusschaffner."

Es wurden uns in der Kolonie solche Sympathieen entgegengebracht, daß der Sekretär des französischen Konsulats selber heimlich zu uns kam und uns von der niederschmetternden Wirkung berichtete, die unsere Flucht in Pariser Regierungskreisen hervorgebracht hatte.

Außer der Depesche an das Reutersche Bureau hatte ich auch eine an Edmond Adam abgesandt, die ich aus Sparsamkeitsgründen so wortkarg wie möglich gemacht und aus Vorsicht nur mit meinem Vornamen Henri unterzeichnet hatte. Die Unterschrift Rochefort würde allerdings weitaus genügt haben, um meine Depesche unterdrücken zu lassen, denn die klerikalen Grützköpfe, deren erster der Herzog von Broglie war, hatten sich eingebildet, das beste Mittel gegen die Folgen unserer Flucht sei sie totzuschweigen. Als das nicht ging, ließen die Herren von

der ‚moralischen Ordnung‘ durch ihre Leibjournalisten das Gerücht verbreiten, die angeblichen Flüchtlinge wären ganz gewöhnliche Industrieritter, die Edmond Adam um fünfundzwanzigtausend Franken prellen wollen. Um diese Summe hatte ich ihn nämlich gebeten, aber die Kosten der Depesche betrugen dreihundertfünfzig und wohl wenig Flibustier würden einen solchen Betrag an einen Schwindel riskiert haben, der unfehlbar bald aufgedeckt werden mußte.

Uebrigens war Broglie seit unserer Landung in Newcastle von allen Thaten und Worten von Stunde zu Stunde auf dem Laufenden erhalten worden und zwar durch den französischen Konsul in Sidney, einem gewissen Simon, den die von den Australiern gegen uns an den Tag gelegte Begeisterung ganz außer sich brachte. Dieser Beamte richtete an das angesehenste Blatt der Stadt ein Schreiben, worin er sein höchstes Erstaunen über den uns bereiteten warmen Empfang an den Tag legte. Man irrte sich gänzlich in der Beurteilung unserer Persönlichkeiten: wir wären keine politischen Uebelthäter, sondern gewöhnliche Verbrecher, die wegen Diebstahls, Mordes, Brandstiftung und anderer höchst interessanter Thaten verurteilt wären; die Bevölkerung hätte daher allen Anlaß, uns gegenüber auf der Hut zu sein. Wir erwiderten in der gleichen Zeitung: wenn wir wirklich wegen der angegebenen gemeinen Verbrechen verurteilt wären, so brauchte er ja nur von England unsere Auslieferung zu verlangen. Aber er wüßte wohl, warum er dieses nicht thäte. So ganz nebenbei machten wir ihm bemerklich, wenn er noch einmal über uns etwas Derartiges veröffentlichte, würden wir uns zu unserem Bedauern genötigt sehen, ihn bei den Ohren zu nehmen.

Unsere Identität unterlag also in den Augen dieser Persönlichkeit keinem Zweifel und die Fabel von den sechs Flibustiern war in allen Einzelheiten von Broglie in seiner Wut erfunden worden, wie der Konsulatssekretär uns an der Hand von Depeschen nachwies. Die Regierung hatte auch nach Sidney den Befehl gegeben, das Märchen zu verbreiten, aber von Simon die Antwort erhalten, dies hätte keinen Zweck; ein Irrtum wäre ausgeschlossen, denn er hätte mich selbst auf der Straße erkannt.

Inzwischen saßen wir immer noch in Sidney und sahen voll Bedauern einen Dampfer nach dem andern ohne uns abfahren, weil wir kein Geld hatten, um die Ueberfahrt zu bezahlen. Edmond Adam hatte allerdings das Geld hergegeben und unser Freund Georges Périn war damit nach London gefahren, um uns die Summe telegraphisch anweisen zu lassen; aber merkwürdigerweise machten alle dortigen Banken Schwierigkeiten, weil sie diplomatische Verwickelungen befürchteten.

Während unserer unfreiwilligen Wartezeit bekamen wir einen Brief von der Halbinsel Ducos. Unser Mitdeportierter Arnold berichtete uns darin zwerchfellerschütternde Einzelheiten über die allgemeine Verblüffung, die unsere unerwartete Flucht unter dem Personal der Strafverwaltung hervorgerufen hatte. Unser Entweichen war erst am Samstag nachmittag um drei Uhr entdeckt worden und am Donnerstag abend um acht waren wir abgereist, sodaß wir also einen Vorsprung von über vierzig Stunden hatten. Als sie die traurige Gewißheit unseres Verschwindens hatten, waren die Aufsichtssoldaten über unsere armselige zurückgelassene Habe hergefallen und hatten ihre Wut an unseren Vorhängen ausgelassen, die sie in tausend Fetzen zerrissen. Mehrere von den Ober-

aufsehern waren in der größten Angst gewesen, daß man sie der Mitwissenschaft oder gar Begünstigung anklagen könnte. Zu allererst setzte man den unglücklichen Dusser fest, der am Tage unserer Flucht mit uns gefrühstückt hatte und daher unbedingt mitschuldig sein mußte, zumal da sein Boot, das inzwischen wieder flott geworden war, ohne Ruder, ohne Steuer und leider! auch ohne Passagiere auf dem Wasser treibend aufgefunden war. Er wurde deshalb zwei Wochen lang in strenger Haft gehalten. Wegen seiner Leiden strengte er sogar später einen Prozeß gegen mich an, den er übrigens verlor — und das von Rechts wegen. Denn er hätte sich höchstens an die Leute halten können, die ihn trotz seiner Unschuld gefangen setzten, oder allenfalls an Bastien Grandthille, der sein Boot von der Kette losgemacht hatte. Für den Schaden, den sein Fahrzeug genommen hatte, habe ich übrigens mehr als reichlich bezahlt.

Hierauf hatte man, so berichtet Arnold weiter, sich zu einem Kriegsrat zusammengethan. Daß man uns sofort verfolgen mußte, darüber waren alle einig. Die Frage war nur, wie? Denn der Zufall, der uns überhaupt so sehr begünstigte, hatte gewollt, daß von den beiden Regierungsdampfern der eine mit Zwieback und anderen Lebensmitteln nach der Fichteninsel unterwegs war, während auf dem andern unser Gouverneur eine Rundfahrt um seine Kolonie machte. Da man also nichts thun konnte, so ging der Kriegsrat wieder auseinander. Ein paar Tage darauf kam Herr Gauthier de la Richerie zurück, sehr befriedigt von dem schmeichelhaften Empfang, den man ihm überall in seinem Reiche bereitet hatte. Aber seine behagliche Stimmung wurde nur zubald getrübt, denn als er seinen aus neukaledonischen Hölzern hergestellten

Palast, der aussieht, als wäre er aus alten Zigarrenkisten erbaut, betrat, empfing man ihn mit der Nachricht:

„Rochefort ist weg!“

Er preßte die Lippen zusammen und sprach nichts als das von einer sehr gesunden Beurteilung der Sachlage zeugende Wort:

„Das kostet mich sicher mein Amt.“

Da man nicht recht wußte, was man thun sollte und doch irgend etwas thun mußte, so versammelte man die sämtlichen Deportierten zum Namensaufruf. Da wir fort waren, so hatte das natürlich keinen Zweck, als daß es Anlaß zu einer sehr lustigen Szene gab. Als Grandthilles Name an die Reihe kam, antwortete ein Deportierter für ihn:

„Bastien hatte Stiefel an und hat sich auf die Sohlen gemacht!“

Und als der Unteroffizier dreimal den Namen Rochefort brüllte, sagte ein Kamerad:

„Rochefort ist abgereist, aber er hat versprochen wiederzukommen.“

Während der Gouverneur, allerdings vergeblich, meines Wiederkommens harrte, wartete in Sidney der gute Kapitän Law mit einem Vertrauen, das uns beiden Ehre machte, auf die versprochenen zehntausend Franken und ich selbst in fieberhafter Ungeduld auf die erbetenen fünfundzwanzigtausend. Denn die Schuld an unsern Retter lag mir schwer auf dem Herzen und nicht weniger das von Courvoisier hergeliehene Geld. Endlich bekam ich von der Australasia-Bank eine Mitteilung, ich möchte auf ihrer Kasse vorsprechen; Georges Périn hatte glücklich in London einen Bankier entdeckt, der kühn genug war, den ‚Sträflingen‘ die tausend Pfund anzuweisen. Man zahlte

mir die Summe in Gold aus, denn in Australien ist dieses so reichlich, daß das Papiergeld Agio kostet. Nachdem ich mit unserem Wirt und mit Kapitän Law abgerechnet hatte, der neuntausend Franken für seine Person und tausend für die Mannschaft erhielt, verteilte ich den ganzen Rest des Geldes unter meine Fluchtgenossen und behielt für mich nur den Betrag der Ueberfahrt, nämlich zweitausend Franken. Ich erwähne diesen Umstand, weil die klerikale Schmutzpresse in ihrer Verblüfftheit, als sie nicht mehr wußte was sie lügen sollte, das Märchen ausbrachte, ich hätte das ganze Geld, das Edmond Adam uns gesandt, in üppigem Leben verschlemmt und spielte den großen Herrn, während meine Kameraden hungrig und mittellos in den australischen Einöden umherirrten. Ich gab ihnen nicht nur den größten Teil, wie man sieht, sondern ich zahlte auch das Geld, das uns ja auch auf meine, zum mindesten moralische, Bürgschaft hin übersandt war, allein zurück! Auch muß ich gestehen, es hat mich ein wenig überrascht, als ich bemerken mußte, wie lau meine Kameraden, außer Grandthille und Pain, diese Verleumdungen zurückwiesen.

Nachdem wir unser Reisegeld hatten, dachten wir daran, Australien so schnell wie möglich zu verlassen, denn Sidneys Pflaster war nicht billig und Courvoisiers Rechnung schwoll schon nach einigen Tagen wieder bedrohlich an. Wir fanden mit einiger Mühe noch die nötigen Plätze auf der ‚Cyphrinès' und schifften uns nach San Francisco ein. Die Kabinen, die wir zu erhalten so glücklich waren, boten das Gegenteil von Bequemlichkeit; sie erinnerten weniger an Zimmer als an Schlafwagencoupés und es erforderte einen beträchtlichen Aufwand von Turnkünsten, um sich auf die Lagerstatt hinaufzuschwingen.

Der Kapitän schien ein sehr tüchtiger Seemann zu sein, aber als Gastgeber war er höchstens dritten Ranges. Sein Hauptgericht war ein Gemengsel von Hammelfleisch, Reis und Cayennepfeffer, das einem den Gaumen verbrannte. Nach vier Tagen hatte Pain davon eine Magenentzündung.

Unsere Reisegesellschaft bestand zum größten Teil aus reichen Leuten, die im ‚Busch' mit Rindvieh- oder Schafzucht sich ein Vermögen gemacht hatten; außerdem hatten wir eine große Menge von Geistlichen nicht nur verschiedener, sondern sogar feindlicher Sekten an Bord. Jeder von ihnen hatte die verrückte Hoffnung, mich durch seine Worte in den Schoß seiner, natürlich allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Aber die Verschiedenheit ihrer Lehren war der beste Beweis gegen sie; wie sollte ich mich für eine von den vielen Kirchen erklären, von denen jede die allein echte war? Lieber als mit diesen Herren unterhielt ich mich mit einem prachtvollen, rot und blauen Papagei, Namens ‚Joe', den ich in Sidney gekauft hatte und der so gut englisch plapperte, daß ich die Sprache von ihm hätte lernen können. Er machte mir mehr Umstände als ein kleines Kind und war nicht im geringsten dankbar für all meine Mühe, denn als wir kaum in England angekommen waren, flog er mir fort, während sein Käfig gereinigt wurde.

Nach einer Fahrt von acht Tagen gingen wir infolge eines heftigen Sturmes bei der Insel Kandavu in der Fidji-Gruppe vor Anker. Obwohl die Eingeborenen unverbesserliche Menschenfresser sind, beschlossen wir Flüchtlinge nebst einem Landsmann Namens Bénédikt, einem Vetter von Adrien Marx vom Figaro, den ich zufällig in Sidney auf der Straße getroffen hatte, den Wilden

einen Besuch abzustatten. Wir waren im vollen Genuß unserer neugewonnenen Freiheit, die wir mit vollen Zügen einatmeten und sahen alles im rosigsten Lichte. Deshalb hörten wir auch nicht auf die Beschwörungen unseres Kapitäns, dessen Hammelpfeffer uns nicht besonders locken konnte, sondern winkten eins von den uns umschwärmenden Kanakenbooten heran und stiegen furchtlos zu dem Kannibalen in seinen Kahn.

Da wegen der Korallenriffe die Piroge nicht ganz bis ans Ufer heranfahren konnte, so wateten einige kräftige junge Burschen zu uns heraus, um uns für den üblichen Schilling ihre Schultern anzubieten, und auf Kanakenrücken langten wir auf dem Boden von Kandavu an, empfangen von dem unauslöschlichen Gelächter von etwa hundert Eingeborenen, die zusammengelaufen waren, um uns soviel wie möglich von ihren Sachen zu verkaufen. Die Weiber drehten uns rund herum und betrachteten uns von allen Seiten, zupften uns an der Halsbinde und wunderten sich besonders über die Steifheit und Weiße unserer Manschetten. Einige von ihnen sahen uns ganz mitleidig an, als wir unsere Handschuhe auszogen, die wir vorher zum Rudern des Bootes angelegt hatten; wir hörten in ihren Ausrufen mehrfach das Wort: Mann oui oui. Wie wir später erfuhren, ist dieses in ganz Ozeanien die Bezeichnung für die Franzosen: Mann oui oui bedeutet ‚die Männer, die immer oui, oui sagen'. Als sie uns die Handschuhe ausziehen sahen, hatten sie geglaubt, wir streiften uns die Haut von den Händen ab; daher ihr Mitgefühl mit dieser vermeintlichen chirurgischen Operation.

Das Aeußere der Fidjibewohner hat nichts Bestialisches an sich. Besonders die Frauen haben in ihrer ersten Jugendblüte — denn sie verwelken sehr schnell — Körper-

formen wie die wundervollsten Bildhauerkunstwerke und ihre Gesichtszüge sind oft von großer Lieblichkeit. Die Stirn ist schön gewölbt und die Lippen sind nicht mehr aufgeworfen als bei manchen Europäerinnen, plattgedrückte Nasen trifft man nur selten. Wir wußten sofort die Namen der interessanten Schönen, denn sie trugen sie in englischen Buchstaben auf den Arm tättowiert; diese Kenntnis der Schrift haben sie von den protestantischen Missionären, die die eigentlichen Beherrscher jener Gegenden sind.

Männer und Weiber legten zu unseren Füßen eine Menge Waren nieder: Assagaien, große Kalebassen und Töpferarbeiten von beinahe etruskischem Charakter. Jeder Gegenstand kostete denselben Preis: einen Schilling. Man hörte nichts als den tausendmal wiederholten Ausruf: one Shilling! An diesem Preis hielten sie unbedingt fest. Unser Freund Bénédikt hatte ein sehr schönes Halsband von Eberzähnen gekauft und wollte dafür eine Münze von zwei Schillingen geben. Aber der Verkäufer verweigerte energisch die Annahme derselben und der Handel würde sich zerschlagen haben, wenn nicht einer von uns Bénédikt einen einfachen Schilling geliehen hätte, den der Kanake dann mit großer Zufriedenheit in Empfang nahm. Diese unglaubliche Vorliebe für den Schilling ist den Fidjianern von der protestantischen Mission eingepflanzt, deren Finanz- und Handelswirtschaft auf einer ganz engelhaften und echt evangelischen Einfachheit beruht. Sie läßt die Eingeborenen Kokosnüsse sammeln, deren Oel das einzige Wertprodukt jener Inseln bildet. Der Tagelohn für eine zwölfstündige Arbeit beträgt einen Schilling und wird von der Ostmission bezahlt. Kaum aber hat der Kanake ihn empfangen, so nimmt die Westmission ihn wieder ab als

Opfergabe für den Christengott. Wer nicht jährlich seine bestimmte Zahl von Schillingen abliefert, wird mit den ärgsten Höllenstrafen bedroht, und die furchtsamen armen Leutchen leben daher in beständiger Seelenangst. Die beiden jungen Mädchen, die uns so fröhlich begrüßt hatten, Alamita und Terewini, waren erst vierzehn Jahre alt und hatten jede schon siebenunddreißig Pfund Sterling an die Missionäre abgeliefert.

Wir haben während unseres kurzen Aufenthaltes eigens zu dem Zweck ein paar Sätze kanakisch gelernt, um den Insulanern begreiflich zu machen, daß solche Priester wenig empfehlenswert seien. Aber die frommen Wilden zeigten auf den Himmel und rollten so angstvoll mit den Augen, daß wir es bald aufgaben, ihnen den Kultus der Göttin Vernunft zu predigen. Anfangs hatten wir einige Gewissensbisse empfunden, zu so lächerlich geringen Preisen die prachtvollsten Perlmutterarbeiten, drei Meter lange Eisenholzlanzen und andere Gegenstände zu erwerben. Aber als wir erfuhren, in wessen Taschen unser Geld wanderte, kauften wir ohne Bedenken.

Bald darauf kam der Häuptling der Insel mit seinem Sohn, einem schönen, zehnjährigen Knaben. Obwohl dieser Herrscher im Ruf eines großen Kriegers stand, so ließ er sich doch gern herab, seine Zivilliste durch ein Geschäftchen mit den Fremden aufzubessern. Wir kauften von ihm einige Perlmuttersachen und er führte uns in seinem Reich spazieren und stellte uns seinen Unterthanen vor, denen wir begegneten. Wenn man die angeborene Fröhlichkeit dieser Wilden, ihr zuthunliches Wesen und ihre fortwährenden Heiterkeitsausbrüche sah, so wurde es einem schwer, die Beschuldigung des Kannibalismus ernst zu nehmen. Es kann indessen an der Wahrheit der be-

treffenden Berichte nicht gezweifelt werden*). Zwei englische Kaufleute, Davidson und Goldsmith, die schon seit zehn Jahren auf Kandavu wohnten, stellten uns einen großen Burschen von ungefähr fünfundzwanzig Jahren vor, dessen heitere Gesichtszüge und gute Manieren einen sehr angenehmen Eindruck machten.

„Guten Tag, Uraja," sagte Davidson, der die Fidjisprache so gut wie ein Kanake sprach. „Wo kommst du denn her? Man hat dich ja schon seit ein paar Tagen nicht mehr gesehen."

„Ich komme von da drüben," antwortete Uraja, nach Norden zeigend. „Ich war auf dem Feste, das Kavinavakavi uns gab."

„Hat man viel gegessen?"

„Ja, hundert junge Mädchen," gestand Uraja ohne die geringste Verlegenheit.

Das Fleisch der Weiber gilt für leckerer als das der Männer. Die bevorzugten Stücke sind das Gehirn, der Oberarm und die Lende.

Wir hatten die Absicht gehabt, nach einem kleinen Ausflug am Abend wieder an Bord zu gehen, aber ein plötzlich ausbrechender Wirbelsturm vereitelte diese Absicht. Es wäre zu gefährlich gewesen, in einer Piroge uns dem Meer anzuvertrauen und wir nahmen daher Urajas gastfreundliches Anerbieten an, der den Fremdlingen, Bénédikt, Pain und mir, seine Hütte zur Verfügung stellte. Aus der Nachtruhe wurde allerdings nicht viel, denn unsere Lagerstätten, die lediglich aus einer Kokosmatte und einem Stück Bambus als Kopfstütze bestanden, entbehrten

*) Seitdem die Fidjiinseln 1875 von England angekauft wurden, ist die Menschenfresserei allmählich immer mehr zurückgegangen und jetzt gänzlich verschwunden.

jeglicher Behaglichkeit. Außerdem erhielten wir jede Viertelstunde den Besuch von zwei Schweinen, die über die Anwesenheit von drei Unbekannten in ihrer Behausung sehr erstaunt zu sein schienen und uns immer wieder beschnüffelten. Unser Gastfreund Uraja freilich ließ sich dadurch nicht stören, sondern schnarchte an unserer Seite in seligem Schlummer.

Ich fragte ihn am anderen Morgen, ob er bei seiner gastlichen Aufnahme nicht vielleicht irgend welchen kulinarischen Hintergedanken gehabt hatte, aber er antwortete mir in seinem gebrochenen Englisch:

„Nein, wir lieben das Fleisch der Weißen nicht. Es ist zu salzig."

Die ozeanischen Eingeborenen haben nämlich alle einen unwillkürlichen Abscheu gegen das Salz. Sie wenden es niemals an und legen sogar die gefangenen Meerfische erst in süßes Wasser, ehe sie sie zubereiten. Wie stimmt das zu der Behauptung aller unserer gelehrten Aerzte, daß das Salz unentbehrlich sei zur Verdauung der Speisen? Die Ozeanier nehmen niemals ein Körnchen, essen dreimal so viel als wir und sind gesund wie die Eichen.

Als wir am Abend nicht wieder an Bord waren, malte sich unser Kapitän in seiner Phantasie uns schon aus, wie wir in einer Erdgrube zwischen vier glühenden Steinen schmorten — dies ist nämlich das bevorzugte Verfahren der ozeanischen Kochkunst. Am frühen Morgen ging eine Expedition, der sich ein großer Teil unserer Mitpassagiere angeschlossen hatte, zu unserer Aufsuchung an Land. Die Männer waren mit Revolvern, die Damen mit Sonnenschirmen bewaffnet und der Anblick, wie sie im Gänsemarsch mit äußerster Vorsicht den verdächtigen Strand betraten, war höchst komisch. Als man uns in

bester Gesundheit sah, war natürlich schnell alle Sorge vergessen. Unter den Herren, mit denen wir diesen schönen Tag auf Kandavu verbrachten, war auch ein Seekapitän, in dessen Krawatte ich eine köstliche Perle bewunderte, die größte, rundeste und glänzendste, die ich je gesehen habe. Ich bemerkte ihm, er müßte jedenfalls einen sehr hohen Preis dafür bezahlt haben und er antwortete mir lachend:

„Der Preis? Sie kostet mich einen tüchtigen Fußtritt vor den Hintern des Kanaken, der sie gefischt hatte!"

Wenn die Perlen in Ozeanien so billig zu haben sind, so ist es allerdings seltsam, daß man in Paris so ungeheure Preise dafür bezahlt!

Wir mußten ungefähr acht Tage bei den Fidjiinseln warten, bis endlich der Dampfer ‚Mikado' ankam, der uns nach San Francisco weiterbefördern sollte. Er fuhr mit vollem Dampf, um die verlorene Zeit nach Möglichkeit wieder einzubringen; trotzdem brauchten wir sieben lange Tage, bis wir in den Hafen von Honolulu einliefen. Die Beziehungen der französischen Regierung zum Beherrscher der Sandwichinseln flößten uns einige Besorgnisse ein; es bestand allerdings kein Auslieferungsvertrag zwischen den beiden Ländern, aber der erste beste französische Schiffskapitän oder sogar unser Konsul, konnte ein Auslieferungsbegehren stellen und wer weiß, ob Hawai unsere Eigenschaft als reisende Flüchtlinge geachtet hätte. Man riet uns daher auch von allen Seiten, während des Aufenthaltes an Bord zu bleiben, aber der Gedanke, daß die anderen Passagiere nach Herzenslust sich in der Stadt amüsierten, während wir in unseren Kabinen vor Langeweile umkämen, brachte uns zu dem Entschluß, allen Gefahren zu trotzen.

Mehrere Reisegenossen erboten sich, mit uns an Land zu fahren und dort stets einige Schritte vor uns herzugehen, um uns zu warnen und nötigenfalls sogar zu verteidigen. Aber wir lehnten dieses Anerbieten ab, wir zogen es vor, ein volles Vertrauen auf die anständige Gesinnung der Sandwichsregierung zur Schau zu tragen, indem wir hofften, daß man dieses Vertrauen zu würdigen wissen würde.

Bénédict, Olivier Pain und ich durchbummelten also mit sorglosen Schritten die blumenprangenden Alleen, die die merkwürdige Stadt in allen Richtungen durchziehen, und kehrten dann zum Frühstück in einer Wirtschaft ein, auf deren Tischen mehrere amerikanische Zeitungen lagen. Wir lasen darin über unseren Aufenthalt in Sidney und unsere Abreise nach Europa eine Menge Einzelheiten, die uns wegen ihrer außerordentlichen Ungenauigkeit sehr viel Spaß machten. Während wir noch lasen, bemerkten wir plötzlich vor der Thür einen sehr großen Mann von sehr dunkler Gesichtsfarbe, mit tiefschwarzen Haaren, der mit finsteren Blicken auf uns sah und ganz den Eindruck eines Häschers machte, der auf seine Beute lauerte. Es wurde uns etwas unbehaglich zu Mute; da es indessen auf keinen Fall ratsam erschien, erst abzuwarten bis der schwarze Mann womöglich noch Verstärkung erhielt, so beschlossen wir, sofort aufzubrechen und uns auf unser Schiff zurückzubegeben. Kaum hatten wir einige Schritte ins Freie gethan, so fühlte ich eine schwere Hand sich auf meine Schultern niedersenken. Es war wirklich der Mann, der auf uns gewartet hatte. Er sagte zu mir einige Worte in schlechtem Englisch, die Bénédict verstand und wodurch das kleine Abenteuer eine erfreuliche Lösung fand: Der vermeintliche Polizist war ein wackerer Mestize, Sohn

einer Weißen und eines Eingeborenen, und hatte mich nach einer in seinem Besitz befindlichen Photographie erkannt. Er erbot sich, uns die Stadt zu zeigen und wir nahmen seine uneigennützigen Dienste mit großem Vergnügen an.

Da wir aus mehreren offenstehenden Kirchen fromme Gesänge erschallen hörten, bekamen wir Lust, einen Gottesdienst der Eingeborenen zu hören; denn die Kanaken der Sandwichinseln haben eine eigene Religion, der sie übrigens ohne allzu großen Glaubenseifer anhängen. Man beschäftigt sich in Honolulu zu sehr mit den Dingen dieser Welt, als daß man sich viel um den Himmel kümmerte und die Missionare machen deshalb auch recht schlechte Geschäfte. Unser Führer zeigte uns ein kanakisches Gotteshaus und bald sahen wir uns von einer großen Menge brauner Gesichter und bunter Kleider umgeben. Unsere Ankunft erregte ein solches Aufsehen, daß die heilige Handlung unterbrochen wurde und der liebe Gott von Hawai warten mußte, was er augenscheinlich geduldiger that, als einst Ludwig XIV.

Wir setzten uns auf eine Bank an die Seite eines schönen jungen Mädchens mit prachtvollen indischen Augen, das eine europäische Kleidung trug. Als sie uns mit unseren Taschentüchern die Stirnen trocknen sah, von denen nach dem halbstündigen Spaziergang der Schweiß herabrieselte, bot sie uns mit vieler Anmut ihren schönen Perlmutterfächer an. Nachdem wir ihn benutzt, reichte ich ihn ihr zurück, wir empfahlen uns ihr mit Verbeugungen im besten französischen Stil und kehrten an die frische Luft zurück, wo uns unser Mestize an der Kirchenthür erwartete. Er fragte uns sehr erstaunt:

„Warum haben Sie nicht auf das Fräulein gewartet, das Ihnen den Fächer anbot?“

„Aber wir kennen sie ja nicht."
„Das macht nichts."
„Aber wir sind ja zu dritt."
„Das macht nichts."
„Aber ihre Mutter war ja bei ihr."
„Das macht nichts."

In diesem dreimaligen ‚Das macht nichts' liegt die ganze Moral der Frauenwelt von Honolulu ausgedrückt. Ein ‚Nein' bringt auch die Allertugendhafteste nicht über ihre Lippen.

Wir ruhten hierauf eine halbe Stunde im Hause unseres Mestizen, dessen Damen uns mit großer Höflichkeit aufnahmen und uns das etwas genierliche Anerbieten machten, uns zu massieren. Wir lehnten dies mit bestem Dank ab. Hierauf gingen wir in eine Schenke, wo wir im Schatten prachtvoller Bäume uns an kühlenden Getränken erfrischten und eine schöne Aussicht auf das weite, blauende Meer genossen. Wir hätten uns gerne recht lange dieser angenehmen Ruhe hingegeben, aber nur zu bald wurde sie gestört, indem ein junger Mann als Abgesandter Seiner Majestät Kalakaua, des Königs aller Sandwichinseln, zu uns kam.

Der Adjutant hatte von seinem Souverän den Auftrag erhalten, uns zu einer Abendunterhaltung im Königlichen Palast einzuladen, wo von Politik geplaudert werden sollte.

Es war das erstemal, daß ein Monarch, wenn auch nur sechsten Ranges, uns etwas anderes anbot als wochenlange Gefängnisstrafen. Wir machten darauf aufmerksam, daß wir in unseren Reiseanzügen eine ziemlich klägliche Figur gegenüber einem gekrönten Haupt spielen würden; aber Kalakaua nahm es mit der Etikette nicht so genau, und wir mußten mitkommen.

Das Königliche Residenzschloß war nicht viel luxuriöser als ein norwegisches Holzhaus; der König empfing uns, umgeben von seinen drei Ministern, die alle zum Zeichen ihrer Würde ihr Portefeuille unter dem Arm trugen, was sie übrigens nicht hinderte, uns unsere Hüte abzunehmen.

Kalakaua sprach nur hawaiisch, das mir gänzlich unbekannt war und englisch, wovon ich nicht viel mehr verstand. Doch ging die Unterhaltung mit Hilfe Bénédicts und des jungen Adjutanten ganz flott von statten.

Es ist eine bekannte Manie der Könige, daß sie sich für bessere Republikaner ausgeben als die rötesten Verschwörer. So erzählte uns denn auch dieser Fürst sofort, sein Herrschertitel bestehe nur dem Namen nach, denn nach der Verfassung von Hawai sei das allgemeine Stimmrecht und der obligatorische und unentgeltliche Volksschulunterricht eingeführt. Ich will nicht gerade behaupten, daß er uns Kommunarden als Reaktionäre hinstellte, aber er gab uns doch ziemlich deutlich zu verstehen, daß er ein ganz anderer Revolutionär sei als wir. Hierauf wurden eine Menge Champagnerflaschen entkorkt, mindestens sieben- oder achtmal so viel, als Gäste da waren. Kalakaua, der ein recht hübscher Mann war, durchaus nicht schwarz, sondern nur von etwas sonnverbrannter Gesichtsfarbe, jedoch bereits eine ziemlich bedeutende Körperfülle zeigte, trank auf seinen Anteil allein drei oder vier Flaschen; gegen dreiviertelzehn Uhr war er beträchtlich angeheitert und bat uns, wir möchten ihm die Marseillaise vorsingen. Es kostete mich zwar einige Ueberwindung, zum erstenmal in meinem Leben als Tenor aufzutreten, aber Olivier Pain und ich glaubten doch, die Einladung nicht ablehnen zu dürfen, Bénédict setzte sich ans Klavier und wir stimmten den königsmörderischen Sang an.

Der König wollte uns zeigen, daß auch er die Tasten zu meistern wisse und verzapfte uns eine Musik, die allerdings nur ein ziemlich einfaches Gedudel war.

Dieser Hofempfang, der beinahe offiziell gewesen war, obwohl die Formen einer zwanglosen Herzlichkeit gewahrt blieben, war von Nebenabsichten des Königs Kalakana veranlaßt worden, von denen ich damals keine Ahnung hatte. Die frühere, zu jener Zeit entthronte Herrscherin der Insel, Königin Emma, erfreute sich bei ihren alten Unterthanen eines sehr warmen Andenkens, weil sie während ihrer Regierung in freigebigster Weise ihre Zivilliste unter das Volk verteilt hatte. Im Jahre 1867 hatte nun diese Mutter der Armen während der Weltausstellung Paris besucht. Sie war bei den Tuilerien vorgefahren und Madame Eugénie in ihrem lächerlichen spanischen Dünkel hatte sich geweigert sie zu empfangen. Ich hatte in einem meiner Artikel auf die Geschmacklosigkeit eines solchen Vergehens aufmerksam gemacht und unserer Souveränin bemerkt, in Anbetracht der Zerbrechlichkeit des Holzes, woraus Kaiserthrone gezimmert sind, würde sie vielleicht einst glücklich sein, bei der heut schnöde abgewiesenen Kollegin eine Zuflucht zu finden. Königin Emma hatte in meiner Abhandlung über die Vergänglichkeit königlichen Glanzes eine ihrer Person erwiesene Sympathiebezeugung erblickt, meinen Leitartikel ins Kanakische übersetzen und im Regierungsblatt der Sandwichinseln abdrucken lassen. Zweiundeinhalb Jahre später war Eugénie entthront und Emma ebenfalls.

Jedenfalls befürchtete Kalakaua, ich möchte zu seiner politischen Rivalin gehen, um ihr meine Ehrfurcht und die meiner Landsleute zu bezeigen. Er war diesem zuvorgekommen und hatte mich zuerst eingeladen. Die

gute Emma soll über meine Handlungsweise ein wenig enttäuscht gewesen sein, und als wir am nächsten Morgen nach San Francisco weiterreisten, ließ sie sich nach dem Hafen fahren, um den Mann zu sehen, der einstmals für sie eingetreten war und jetzt nichts mehr von ihr wissen zu wollen schien.

Ich habe diese Palastintrigue erst später erfahren, sonst hätte ich es gewiß für meine Pflicht gehalten, der gefallenen Majestät meine Huldigung darzubringen. Man zeigte sie mir aus der Ferne und ich kann versichern, daß ihr Sturz sie nicht magerer gemacht hatte — im Gegenteil!

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Amerika. — Reporterfindigkeit. — Unser Leibjournalist und seine Depeschen. — Miß Cora. — Der Niagarafall. — Ein Satz von acht Spalten Länge. — Mein Vortrag in der Academy of Music. — Plötzliche Europasehnsucht. — Empfang in Irland. — Der Glückwunsch des ‚Punch'. — Ich werde notgedrungen Karlist. — Mein Bild in der Schreckenskammer. — Die neue Lanterne. — Genf. — Allerlei Abrechnungen.

San Francisco oder Frisco, wie die Kalifornier sagen, war damals, im Jahre 1874, eine über Nacht aus der Erde geschossene Stadt und sozusagen ein wenig ‚auf Teufelholmich' gebaut. Trotzdem war der Anblick vom Hafen aus entzückend schön. Es war erst acht Uhr morgens, als unser Dampfer einlief und Bénédict, Pain und ich hatten ziemliche Mühe uns in den fremden Straßen zurechtzufinden, in denen noch kein einziger Laden geöffnet war. Wie wir später hörten, hatten uns einige Kommunekameraden einen feierlichen Empfang zugedacht, da aber der

‚Mikado‘ etwas früher einlief, als man ihn erwartete, so war keine Menschenseele am Hafen, die uns hätte zurechtweisen können. Wir machten uns daher auf gut Glück auf die Suche nach einem Gasthof. Es war uns sogar ganz angenehm, daß wir gänzlich unbeobachtet ankamen, denn wir wollten am nächsten Morgen nach New York weiterfahren und bedurften nach den Anstrengungen der Seereise dringend eines Ruhetages. Die Hauptsache war daher für uns, allen Einladungen und vor allem auch den Interviews aus dem Wege zu gehen.

Es wurde uns bald klar, welches Schicksal uns bevorstände, wenn man uns entdeckte. Einem Pariser Landsmann, Inhaber eines Likörausschanks, der gerade seine Bude aufmachte, entgingen wir noch glücklich, indem wir auf seine unschuldige Frage, ob wir nicht auf dem ‚Mikado‘ Rochefort gesehen hätten, uns stellten, als wäre uns ein solcher Name noch nie zu Ohren gekommen. Aber in einer Barbierstube, wo wir unserem Antlitz eine sehr notwendige Verschönerung wollten angedeihen lassen, erkannte man uns. Von allen Seiten hörten wir die Leute miteinander flüstern und tuscheln und einen Augenblick darauf sahen wir schon mehrere Photographen erscheinen, die vor, neben und hinter uns ihre Apparate aufpflanzten. Es ist vielleicht verzeihlich, daß wir vor solchen Anstalten schnöde die Flucht ergriffen. Auch zahlreiche Reporter hatten wir schon auf unseren Fersen. Die ‚Chronicle‘ von San Francisco veröffentlichte von Stunde zu Stunde Extraausgaben über die Ergebnisse dieses Hallali. Ueberall hatte man uns gesehen: in Montgomery-Street, in einem Bilderladen, wo wir Ansichten von der Gegend gekauft haben sollten, in einem Wäschegeschäft, bei einem Schneider, in einem Hutladen.

Unterdessen saßen wir selbst aber im Like-House-Hotel, wohin wir uns geflüchtet hatten und frühstückten in aller Gemütsruhe. Wir lasen dort auch die neuesten Zeitungen und bekamen daraus einen Vorgeschmack von der Völkerwanderung von Besuchern, die uns bedrohte. Fast ein jedes der zahlreichen Blätter brachte eine Notiz, die etwa folgendermaßen lautete:

„Aller Wahrscheinlichkeit nach kommt morgen der Mikado an, an dessen Bord sich bekanntlich vier von den neukaledonischen Flüchtlingen befinden. Wir haben alle Vorkehrungen getroffen, um aus ihrem eigenen Munde alle Einzelheiten der kühnen Flucht zu erfahren und sie sofort dem Publikum mitzuteilen."

Auf ihren Treibjagden durch die ganze Stadt hatten inzwischen die Reporter die ziemlich sichere Gewißheit gewonnen, daß wir im Like-House abgestiegen waren. Denn dort hatten drei Individuen in einem fast unverständlichen Englisch Zimmer verlangt und einer von ihnen hielt sich sogar fortwährend sein Taschentuch vors Gesicht, als ob er Zahnschmerzen hätte.

Wir hatten keine Ahnung, daß man uns auf der Spur war und erfreuten uns bei der unmäßigen Hitze unserer Siesta, als ein Kellner kam und bat, durch den Uhrmacher des Hotels unsere Zimmeruhr richten lassen zu dürfen. Da uns sehr viel daran lag, am nächsten Morgen ganz pünktlich zu sein und den Zug nicht zu verfehlen, so gaben wir gerne die Erlaubnis. Der Uhrmacher erschien und begann seine Arbeit, um die wir uns natürlich nicht bekümmerten; wir setzten unser Gespräch über alle möglichen Gegenstände unbedenklich fort, um so mehr, da wir annahmen, daß der Handwerker nicht französisch verstehe. Dieser verwandte auf seine Arbeit eine außer-

ordentliche Sorgfalt, verglich fortwährend die Zeit auf unserer Zimmeruhr mit seiner Taschenuhr und zog sich dann, nachdem er endlich den schützenden Glassturz wieder aufgesetzt hatte, mit einer sehr tiefen Verbeugung zurück.

Eine Stunde darauf verkündete der Chronicle der erstaunten Welt, daß wir im Like-House in Zimmern mit grünen Vorhängen und gleichfarbigen Ripsmöbeln wohnten, daß ich einen Stehkragen, Olivier Pain aber einen Klappkragen trüge, daß ich während der Unterhaltung mit meinen Reisegefährten gerne auf und ab ginge, diese letzteren hingegen es vorzögen, sitzen zu bleiben, und daß ich beim Sprechen mir oft mit den Fingern durch die Haare führe.

Es war kein Zweifel möglich: unser Uhrmacher war ein Journalist. Uebrigens gestand er's uns am nächsten Morgen selbst ein, denn wir trafen ihn in der Dampffähre, die uns nach dem Bahnhof übersetzte. Kaum hatten wir das Fahrzeug betreten, so bemerkten wir einen jungen Menschen in elegantem Anzug und mit tadellosen Handschuhen, der uns mit einer tiefen Verbeugung begrüßte.

„Unser Uhrmacher!" rief Olivier Pain aus.

Der junge Herr ging auf mich zu, ohne sich anscheinend seines gestrigen Berufes zu erinnern und stellte sich mir vor:

„Ich bin Redakteur an der San Francisco-Chronicle und wäre sehr glücklich gewesen, Sie bis New York begleiten zu können . . ." — ein Schauder fuhr uns durch alle Glieder: von San Francisco nach New York fährt man sieben Tage mit der Eisenbahn . . .

„Indessen," fuhr der Journalist fort, „muß ich leider schon morgen meinen Artikel erscheinen lassen. Ich werde Ihnen also nur auf ein Stück Weges von 40 oder 50 Meilen das Geleit geben können."

Das war schon schlimm genug. Da wir aber doch einmal gefaßt waren, so hielten wir es für das beste, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Der Zeitungsmann setzte sich mit unerschütterlicher Ruhe an die Seite seines Opfers und zog mit der Kaltblütigkeit eines Zahnarztes, der seine Instrumente zurechtlegt, Notizbuch und Bleistift hervor. Wir baten ihn indes, die Operation noch für einen kurzen Augenblick aufschieben zu wollen; wir sollten auf der Großen Pacific-Bahn eine volle Woche verbringen und mußten deshalb vor allen Dingen uns möglichst gute Plätze für die Nächte besorgen.

Als wir hinsichtlich unserer Bequemlichkeit beruhigt sein konnten, kehrten wir zu unserem Redakteur zurück, der mich zunächst einem gründlicheren Verhör unterzog, als je ein Untersuchungsrichter es gethan hatte, und hierauf mich bat, ihm für sein Blatt einen Artikel mitzugeben oder vielmehr, da das Schreiben eines solchen infolge des Schaukelns und Rüttelns unseres Zuges ein wenig unbequem gewesen wäre, einen gewöhnlichen Brief, der gleichzeitig in französischer Sprache und in englischer Uebersetzung abgedruckt werden sollte und worin das ehemalige Mitglied der Nationalverteidigung sich über die augenblicklichen politischen Verhältnisse Frankreichs ausspräche. Ich schrieb diesen Brief mit dem Bleistift des Reporters, der während ich meine Gedanken verarbeitete, zur Aufgabe auf der nächsten Station eine Reihenfolge sehr komischer Depeschen entwarf:

Erste Depesche: Habe Rochefort gebeten, in gedrängter Form seine Ansichten über die Verhältnisse seiner Heimat zu entwickeln. Er hat sich bereit erklärt, an die Chronicle einen besonderen Brief über diesen wichtigen Gegenstand zu richten.

Zweite Depesche: Rochefort denkt nach. Mehreremale fährt er sich mit der Hand über die Stirn. Plötzlich ergreift er

den Bleistift und schreibt mit fieberhafter Hast einige Zeilen. Er hält inne und sagt: „Es ist drei Jahre her, seit ich Zeitungsartikel geschrieben habe; ich bin doch ein wenig eingerostet."

Dritte Depesche: Er ist wieder an der Arbeit. Bald hebt er die Augen zum Himmel auf, bald senkt er sie auf den Fußboden nieder. — Ich habe den Brief. Er ist infolge der Stöße des Eisenbahnzuges fast unentzifferbar, aber ich werde ihn abschreiben und auf die Post geben. Heute abend noch bekommen Sie ihn.

Der Artikel, in welchen unser Reisebegleiter, der nach Zurücklegung seiner vierzig Meilen ganz gerührt Abschied von uns nahm, meine paar improvisierten Zeilen verflochten hatte, kam uns während unseres Aufenthalts im Mormonenland, in der Salzseestadt, zu Gesicht; er war nicht weniger als fünf Spalten lang. Zugleich fragte der Kollege bei mir an, welchen Preis ich für meinen Brief an seine Zeitung festsetzte, worauf ich ihm antwortete, ich fühlte mich durch die mehr als schmeichelhafte, von der Chronicle mir gewidmete Aufmerksamkeit reichlich belohnt.

In Europa waren damals die Schlafwagenbetten, die am Abend zum Gebrauch heruntergeklappt werden, noch unbekannt. Die Amerikanerinnen, die mit uns den Sleeping-Car bewohnten, zeigten ein sehr liebenswürdiges freies Benehmen, obwohl sie jedenfalls ihre Ehre ebenso gut zu bewahren wußten wie irgend eine Französin. Während der Nacht war meine Bettnachbarin, deren blonde Haare fast meinen schwarzen Zottelkopf berührten, eine gewisse Miß Cora, ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, das von San Francisco nach New York reiste, um sich dort zu verheiraten.

Die vollkommene Sicherheit, mit der sie sich unter uns Männern bewegte, machte einen hochachtbaren und zugleich rührenden Eindruck. Sie zog sich in durchaus

anständiger Weise in unserer Gegenwart aus, ganz ohne zur Schau getragene Prüderie und ohne wie ein erschrecktes Vögelein zu thun.

Sobald unsere Köpfe auf den Kissen ruhten, begannen wir uns Geschichten zu erzählen, denn sie sprach ziemlich gewandt französisch. Wie oft mußte ich ihr alle Einzelheiten unserer Flucht erzählen! Sie war wohl nicht eigentlich hübsch mit ihren etwas aufgeworfenen Lippen, aber in ihrer Jugendfrische war sie sehr liebreizend. Unsere anderen Reisegefährtinnen, mit denen wir die acht langen Tage verbrachten, waren fast ebenso interessant. Als leidenschaftliche Patriotinnen spielten sie uns eine nach der anderen — sie waren vier oder fünf — auf dem Piano des Salonwagens den Sherman-Marsch vor, der im Sezessionskrieg die Marseillaise der Unionstaaten war.

Ein Windstoß hatte mir, als ich einmal während der Fahrt von einem Wagen zum andern ging, meinen Hut entführt. Unsere Damen thaten sich zusammen und stifteten mir auf der nächsten Station eine neue Kopfbedeckung, unter der ich vierzehn Tage darauf in Irland den europäischen Boden wieder betrat.

Nachdem wir uns in der Mormonenstadt einen Ruhetag gegönnt hatten, der sich durch keine besonderen Erlebnisse auszeichnete, fuhren wir weiter. Das Gerücht von unserer bevorstehenden Ankunft in New York hatte sich schon verbreitet und bereits auf den letzten Stationen vor Chicago drängte sich eine neugierige Menge an unseren Zug heran. Auf dem Bahnhof in Chicago erwartete uns einer der hervorragendsten Berichterstatter des New York-Herald, James O'Kelly, und überbrachte mir von seiten des Herrn Gordon Bennett die Anfrage, ob ich nicht für

sein Blatt über die Kommuneereignisse und unser Deportiertenleben auf Neukaledonien einen Artikel schreiben wollte, dessen Umfang er ganz meinem eigenen Ermessen anheimstellte. Meine Erzählung sollte zugleich in französischer und englischer Sprache veröffentlicht werden, damit ein jeder sie lesen könnte, aber sie sollte für den Tag meiner Ankunft in New York fertig sein, damit nach amerikanischer Art die Ungeduld des Publikums sofort befriedigt werden könnte.

Ich ergriff mit der größten Freude diese prachtvolle Gelegenheit, das seit drei Jahren um uns gesponnene Gewebe von Lügen und Verleumdungen zu zerstören, und an Stoff fehlte es mir keineswegs, um alle mir zur Verfügung gestellten Spalten zu füllen.

O'Kelly stieg in unseren Wagen und leistete uns bis zum Niagara Gesellschaft. Wir stiegen hier aus, denn es wäre ja fast eine Sünde gewesen, an diesem Wunder der Natur vorüberzufahren, ohne es zu sehen. Es ist schade, daß sich um die Fälle herum, die wirklich höchst großartig sind, ein Jahrmarktstreiben entwickelt hat, als wäre dort eine ewige Messe von Saint-Cloud. Ich erinnere mich, daß ein Tierbändiger mir durchaus einen, übrigens sehr schönen, fast kohlschwarzen Bären verkaufen wollte, der melancholisch in seinem Käfig die Runde machte, wie ich selbst es wenige Monate vorher in dem meinigen gethan hatte.

Im Clifton-Hotel, wo wir abstiegen, legte der Besitzer uns sofort den unvermeidlichen Folioband vor, in welchem die Gäste ihre Anerkennung des Wasserfalls und der Hotelküche kundzugeben haben. Da der Wirt uns nicht erkannt zu haben schien und ich wegen der Vorbereitung meines Heraldartikels allein zu sein und mein In-

cognito zu bewahren wünschte, begnügte ich mich mit der Eintragung des carnevalistischen Satzes:

„Dieser Fall ist tief, aber der meinige ist noch tiefer.
Der Schatten Napoleons III."

Am Nachmittag arbeitete ich in dem mir angewiesenen Zimmer an meinem Heraldartikel, obwohl das Donnergeräusch des Falls auf die Länge ziemlich störend wirkte.

Auf dem Bahnhof in New York erwartete uns eine Abordnung von zahlreichen Freunden und politischen Glaubensgenossen; ich sah diesem Empfang nicht gerade mit Freude entgegen, denn unser Aussehen nach einer achttägigen Eisenbahnfahrt in glühender Hitze stimmte wenig zu der glänzenden Aufnahme, die uns zugedacht war. Zudem war der Artikel für den Herald noch nicht ganz fertig, es mußte noch die letzte Feile an ihn gelegt und außerdem sollte er noch ins Englische übertragen werden. Die Stunden des Tages waren mir also knapp zugemessen und O'Kelly machte mich darauf aufmerksam, daß der Bahnhofsempfang, die zu erwartenden Besuche und Begrüßungsreden den ganzen Tag und Abend in Anspruch nehmen würden. Ich mußte ihm recht geben und beschloß daher, mich allen Feierlichkeiten zu entziehen. Im Augenblick, wo der Zug beim Einlaufen in die Halle seine Geschwindigkeit mäßigte, sprangen O'Kelly und ich ab, nahmen einen Wagen und fuhren nach dem Centralhotel auf dem Broadway.

Olivier Pain und Bénédict blieben im Waggon und hielten an meiner Stelle dem Ansturm der Freunde und Reporter stand. Sie machten ihnen mit einiger Mühe begreiflich, von welcher Wichtigkeit es für mich sei, ungestört meinen Artikel zu vollenden, der nicht nur eine

einfache Erzählung sei, sondern für uns Kommunarden die Bedeutung einer Verteidigungsrede vor dem Gerichtshof der ganzen zivilisierten Welt habe. Die Journalisten mußten sich wohl oder übel mit diesen Andeutungen begnügen und ihre Leser auf die nächste Morgenausgabe des Herald verweisen.

Sofort nach meiner Ankunft im Centralhotel begann die angestrengteste Arbeit. Sechs Uebersetzer machten sich gleichzeitig über meinen Aufsatz her; sie entwickelten den größten Eifer, aber wir bemerkten bald, daß wir uns unbedingt bei ihnen aufhalten mußten. Sobald ein spezifisch pariserischer Ausdruck vorkam, ging dessen Sinn verloren und es erschienen in der Uebertragung zuweilen ganz sonderbare Mißverständnisse. Bis in die Nacht hinein hatten wir fortwährend Auskünfte zu geben, die wohl nicht einmal immer richtig verstanden wurden, woran zum guten Teil auch unsere Unkenntnis der englischen Sprache schuld war.

Der Druck des französischen Textes ließ ebenfalls viel zu wünschen übrig, weil für eine sorgfältige Korrektur keine Zeit war. In den ersten Korrekturfahnen war weder Punkt noch Komma, noch überhaupt irgend ein Interpunktionszeichen, so daß das Ganze einen einzigen fortlaufenden Satz von acht Spalten Länge bildete. Diese kompakte Masse mußte erst wieder abgeteilt werden und die Mühe, die uns dies machte, war fast ebenso groß, wie die Arbeit der Abfassung des Artikels. Wir wurden erst um sechs Uhr morgens damit fertig, und trotz all dieser Sorgfalt wurde noch die gute Meinung, die ich von meinen schriftstellerischen Fähigkeiten hatte, auf harte Prüfungen gestellt, als ich die Ungeheuerlichkeiten bemerken mußte, die der Setzkastenteufel mich hatte sagen lassen.

Indessen auch in dieser nicht fehlerfreien Fassung fand

mein Artikel einen unglaublichen Widerhall. Es gab sozusagen keine einzige amerikanische Zeitung, die ihn nicht im Wortlaut, entweder französisch oder englisch, abgedruckt hätte. Nach unserer Berechnung wurde er in einer Anzahl von vier Millionen Exemplaren verbreitet. Wie wir es uns gedacht hatten, wurde die betreffende Nummer des New York-Herald in Paris in allen Zeitungskiosken konfisziert; da indessen die Regierung wie gewöhnlich zu spät kam, so war eine gute Anzahl bereits gekauft, gelesen und in Umlauf gesetzt.

Der Erfolg meiner Veröffentlichung brachte einige von meinen Freunden auf den Gedanken, ich sollte einen Vortrag halten und auf diese Weise meine Erlebnisse und die Vorgänge der Kommunezeit ausführlicher behandeln, als es im Rahmen eines Zeitungsartikels möglich gewesen war. Ich nahm diesen Vorschlag gerne an und bereitete mich in dem Landhause eines Gesinnungsgenossen, Pelletier, zwei Tage lang auf diesen Abend vor, der im großen Saal der Academy of Music abgehalten werden sollte und dem Publikum durch zahlreiche Plakate bekannt gegeben wurde.

Ich entnehme einem Bericht des New York-Herald, den ich aufbewahrt habe, die folgenden Sätze:

> Eine große Menschenmenge war gestern in der Academy of Music zusammengeströmt, um Henri Rochefort zu hören. Obwohl auch viele Amerikaner und Engländer erschienen waren, bestand das Publikum doch der Mehrzahl nach aus Franzosen. Das Theater war außen und innen beflaggt. Eine Rednertribüne war nicht errichtet, sondern es war vorn auf der Bühne ein Tisch aufgestellt, hinter welchem ein Sessel für den Vortragenden bereit stand. Hinter diesem Tisch waren lange Sitzreihen für die Mitglieder der französischen Vereinsvorstände reserviert, sowie auch für die Amerikaner und Engländer, die

als Vertreter verschiedener Körperschaften erschienen waren. Als Rochefort erschien, brach der ganze Saal in Bravos aus.

Es dauerte mehrere Minuten, bis er das Wort ergreifen konnte. Die ganze Versammlung hatte sich erhoben, die Männer schwenkten die Hüte und die Damen wehten mit den Taschentüchern.

Offen gestanden, als wir den warmen Empfang sahen, den nicht nur unsere Landsleute, sondern auch Tausende von Fremden uns bereiteten, da machte es uns doch einige Mühe, uns alle die Verbrechen zuzutrauen, die die reaktionären Pariser Blätter uns täglich zur Last legten.

Drei Tage vor dem Vortragsabend waren zwei Amerikaner bei mir erschienen und hatten mir vorgeschlagen, Herrn Grant, dem Bruder des damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, den Vorsitz der Versammlung zu übertragen, zu dessen Annahme er sich bereit erklärt habe. So ehrenvoll und schmeichelhaft dieses Anerbieten auch war, so durfte doch das frühere Mitglied der Nationalverteidigung nicht vergessen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten sofort beim Ausbruch des Krieges von 1870 eine ausgesprochen feindliche Haltung gegen Frankreich angenommen hatte. Freilich hat die deutsche Einwanderung der amerikanischen Bevölkerung einen so starken Zufluß geliefert, daß man vom Standpunkt des Politikers aus die Haltung des Generals Grant wohl begreifen kann; aber ich fand, es entspräche meiner Lage besser, wenn ich mich der Versammlung durch Herrn John Swinton, einen bekannten Führer der demokratischen Partei, vorstellen ließe.

Ehe Herr Swinton mir das Wort erteilte, hielt er selbst eine Rede, die einen großen Erfolg erntete. Wir hörten sie an, ohne den Grund für die beständigen Heiterkeits-

ausbrüche und den Beifallslärm begreifen zu können, denn es war niemand da, um uns seine Redewendungen zu erklären. Erst später erhielten wir den Schlüssel des Rätsels. Der Redner hatte eine Art Lebensbeschreibung von mir vorausgeschickt und dabei natürlich die Lobsprüche nicht gespart, bei jedem etwas kräftigen Kompliment aber hinzugefügt: „Wenn Rochefort englisch verstände, würde ich es nicht wagen, so etwas von ihm zu sagen, denn seine Bescheidenheit würde sich dagegen auflehnen. Aber er versteht kein Wort, und deshalb sehen Sie ihn so ruhig dasitzen und hören Sie mich so unternehmend sein Lob singen."

Der Erfolg des Abends war unseren Freunden zu Kopf gestiegen und sie überredeten uns, in gleicher Weise auch in Philadelphia, Boston, Quebec und den bedeutendsten anderen Städten von Nordamerika aufzutreten. Schon waren an Franzosen, die an den verschiedensten Plätzen ansässig waren, Depeschen abgesandt, um passende Säle zu besorgen, aber plötzlich kam ohne irgend einen äußeren Anlaß eine rasende Sehnsucht über uns, Frankreich oder wenigstens seine Grenzen wiederzusehen. Ohne jemanden ein Wort zu sagen, belegten wir auf einem Dampfer der Cunardlinie Plätze; den Tag darauf fuhren wir ab, nachdem wir uns nur von O'Kelly verabschiedet hatten.

Als wir uns Europa näherten, war es mir als ob ich eine andere Luft atmete; meine drei Jahre Gefängnis und Deportation lagen hinter mir wie der wüste Traum eines Scheintoten, der mit einem Schulterdruck den Deckel seines Sarges gesprengt hat. Leider hatten meine langen Seereisen mich immer noch nicht seefester gemacht, und diesmal wäre meine Seekrankheit mir beinahe teuer zu stehen gekommen. Um mir nämlich vierundzwanzig Stunden

Unwohlsein zu ersparen, stieg ich in Queenstown auf Irland aus, um mit der Eisenbahn weiterzufahren; auf diese Weise brauchten wir nur die kurze Dampfschiffahrt über den irischen Kanal zu machen.

In Queenstown ging ich vom Dampfschiff in die Stadt, um für Pain, der sich den Fuß verstaucht hatte und wegen der Anschwellung keinen Stiefel mehr vertragen konnte, ein Paar Pantoffeln zu kaufen. Aber kaum hatte ich zehn Schritte gethan, so sah ich wie ein Priester eine Gruppe von Leuten auf mich aufmerksam machte, die sofort hinter mir und zu meiner Seite gingen und dabei Worte murmelten, die ich nicht verstand. Die Thür des Ladens, in den ich trat, wurde förmlich belagert, und als ich mit meinen Pantoffeln herauskam, war bereits die ganze Straße voll und ich hörte wütendes Geschrei. Fünf oder sechs Männer in Priesterröcken gossen noch Oel in das Feuer dieser Volksleidenschaft und ich hörte deutlich, wie sie vom ‚Mörder des Erzbischofs' sprachen. Ich begab mich in die Matrosenkneipe, wo Pain auf mich wartete; er zog den Pantoffel an und bekam dadurch etwas Linderung. Aber nun wurde die Sache ernst; als wir das Haus verließen, flogen uns nicht nur Flüche und Verwünschungen, sondern auch Steine entgegen und die Geschichte wäre ohne Zweifel in eine regelrechte Steinigung ausgeartet, wenn nicht zum Glück vier Polizisten im Laufschritt herbeigeeilt wären, die uns in die Mitte nahmen und mit Mühe und Not nach dem Hafen brachten.

Das auffallendste dabei ist, daß kein Mensch größeres Mitgefühl mit Irlands Leiden hat als ich; ich hatte in meiner Marseillaise energisch den Fenier O'Donovan Rossa verteidigt und war stets für die irische Freiheitsbewegung eingetreten. Aber danach fragt der katholische

Fanatismus nicht. In den Augen dieser armen Teufel, die von ihren Pfaffen am Gängelbande geführt wurden, hatte ich den Erzbischof von Paris mit hingerichtet, obwohl ich diesem Geistlichen nie ein Haar gekrümmt hatte.

Wir fuhren mit der Eisenbahn nach Cork; aber die guten Patres hatten den Telegraphen spielen lassen und auf jeder Station wurden wir mit Schimpfwörtern und Geheul empfangen, worüber wir zuletzt unwillkürlich lachen mußten. Am Abend erhielt ich im Gasthof in Cork, wo wir über Nacht bleiben mußten, von einem der Führer der irischen Bewegung einen Brief, worin er mich dringend bat, die Kundgebungen des alten ultramontanen Geistes mir nicht zu Herzen zu nehmen und auch in Zukunft für die geistige, materielle und moralische Befreiung Irlands einzutreten.

Auch unser Empfang in London war nicht gerade herzlich zu nennen. Das erste Bild, das mir vor Augen kam, war eine Seite des ‚Punch', worauf ich abgebildet war, wie ich mit einer Petroleumflasche in der einen Tasche, mit einem Paket Dynamit in der anderen eine Leiter emporstieg, die der Henker Calcraft hielt. Daneben war der Galgen aufgerichtet mit dem für mich bestimmten Strick. Und unter dieser gemütvollen Karikatur stand die schmeichelhafte Unterschrift:

„Sei uns herzlich willkommen, liebenswürdiger Fremdling!"

Ich erinnerte mich von einer früheren Reise, die ich mit Gustave Flourens nach London gemacht hatte, des Panton-Hotels am Haymarket, wo das Personal französisch sprach und die Küche nicht ausschließlich englisch war. Dort stiegen wir ab. Edmond Adam brachte mir meine Kinder und das Fest war vollständig. Als meine Familie

eine Stunde bei mir war, schien es mir, als wäre ich nie von ihr fortgewesen.

Das Hotelleben war für einen Vater mit drei Kindern ebenso ungemütlich wie kostspielig, und ich ging deshalb auf die Wohnungssuche; aber sowie ich irgendwo meinen Namen nannte, wurde ich sofort mit allem Abscheu, der einem aus der Deportation entflohenen Sträfling gegenüber selbstverständlich ist, zurückgewiesen, denn damals war noch der Name ‚Kommunard' ein förmliches Brandmal. Ich wußte nicht, daß man in England unter irgend einem beliebigen Namen sich eine Wohnung mieten kann und daß der Hauseigentümer nichts weiter zu verlangen hat, als daß man ihm pünktlich die Miete zahlt. Schließlich fand ich nur dadurch ein Unterkommen, daß ich die Ueberzeugungen meines ganzen Lebens schnöde verleugnete. Eine alte katholische Engländerin, die mich sofort erkannte, nahm mich mit erstaunlicher Liebenswürdigkeit auf und gab mir zu verstehen, daß wir Gesinnungsgenossen als Karlisten wären. Ich war natürlich sehr erstaunt und fragte sie, warum sie mich für einen Anhänger von Don Carlos hielte. Sie gab mit einem bedeutsamen Augenzwinkern zu verstehen, sie wüßte aus guter Quelle, daß ich nur zum Schein und im karlistischen Interesse mich am Pariser Aufstand beteiligt hätte. Was wollte ich machen? Wenn ich ihr ihre Illusionen nahm, so bedeutete das die Rückkehr zu den immer noch allzu englischen Fleischtöpfen von Panton-Hotel. Ich ließ sie daher bei ihrem Glauben, ohne mich natürlich allzu deutlich auszudrücken, und erhielt für fünfhundert Franken monatlich ein reizendes, sehr bequem eingerichtetes Haus in der Ebury-Street, dicht am Belgrade-Square, und obendrein noch einen Garten, worin die beiden Jungen nach Herzenslust herumtoben konnten.

Olivier Pain, der bei mir blieb, erwartete mit großer Sehnsucht seine Kinder, von denen er das jüngste, das während seiner Haft geboren war, noch gar nicht kannte. Es war ein Mädchen, das die schalkhafte Frau Pain auf die Namen Andrea Adolphine getauft hatte zu Ehren von Adolphe Thiers, in dessen Bett im Ministerium des Auswärtigen es gezeugt war. Leider stimmten die Kosten so vieler Umzüge schlecht zu unseren bescheidenen Kassenverhältnissen und Pain mußte daher seiner Ungeduld, die Kinderchen zu küssen, noch Zügel anlegen.

In London sahen ich und meine Kinder auch mein Bildnis im Wachsfigurenmuseum von Tussand, und zwar in der Schreckenskammer zwischen Dumollard und Frau Lafarge. Zuerst hatte ich einen Platz im Ehrensaal gehabt, wo ich als Mitglied der Nationalverteidigung mitten unter den gekrönten Häuptern stand. Was für ein Sturz nach so viel Größe! Allmählich sanken aber die gegen die Kommune erhobenen Anschuldigungen immer mehr in sich zusammen und eines Tages verschwand ich aus der Gesellschaft der Mörder; der Platz unter den Majestäten wurde mir allerdings nicht wieder eingeräumt.

Dagegen nahm ich meinen Platz unter den thätigen Journalisten wieder ein, indem ein englischer Verleger mir vorschlug, in London meine alte Pariser und Brüsseler ‚Lanterne' wieder aufleben zu lassen. Der Kampf konnte allerdings nicht mehr dem Bonapartismus gelten, denn das Kaiserreich war ebenso tot wie der Kaiser Napoleon. Aber Frankreich litt noch unter den Nachwehen. Außerdem war es mir infolge des Belagerungszustandes und des Preßgesetzes nicht möglich, für andere Zeitungen zu schreiben, und ich war wiederum darauf angewiesen, mir ein Blatt für mich allein zu schaffen.

Wir berieten lange über die Mittel und Wege, entweder die Gleichgültigkeit des englischen Publikums aufzurütteln oder in Frankreich ein Abonnementssystem ausfindig zu machen, das uns erlaubte, das Blatt den Lesern regelmäßig zukommen zu lassen.

Zuletzt entschlossen wir uns, jedes Heft gleichzeitig in den beiden Sprachen erscheinen zu lassen. Der Uebersetzer der ersten Nummer war ein junger Kommunard, der zum Tode verurteilt, sein Leben durch die Flucht gerettet hatte und in London ein sehr kümmerliches Dasein führte. Er hieß Barrère. Er hat später seinen Weg gemacht. Als er erst sicher wußte, woher der Wind wehte, bekehrte er sich zum Opportunismus und erhielt zur Belohnung dafür von Gambetta einen diplomatischen Posten; er war erst Bevollmächtigter irgendwo in Amerika, dann Gesandter in Schweden und später in Bern. Es war sogar die Rede davon, ihn zum Gesandten in London zu machen, wo er zehn Jahre vorher als Flüchtling gelebt hatte! Man hat mir gesagt, daß die betreffende Nummer der Lanterne sehr schlecht übersetzt gewesen sei; trotzdem schien es mir, als ob Barrère das Englische mit derselben Leichtigkeit beherrschte wie seine Muttersprache. Ich bezahlte ihm seine Arbeit mit zweihundert Franken.

Das Haupthindernis für die Einführung meines Blattes in Frankreich war immer noch, wie zur Zeit des Kaiserreichs, die Zollgrenze. Das Schmuggeln war von England aus viel schwieriger als früher von Brüssel, und die Hefte kamen meistens mit beträchtlicher Verspätung in die Hände der Abonnenten. Die Frage einer Ortsveränderung wurde daher sehr bald dringend.

An Belgien durfte ich nicht denken; die verbannten Mitglieder der Kommune und erst recht also die Flücht-

linge erhielten eine Viertelstunde nach der Ankunft ihre Ausweisungsbefehle zugestellt. Die Zeit war vorüber, wo meine Ausfälle gegen den angeblichen Neffen des korsischen Siegers mit Begeisterung und sogar mit Dankbarkeit aufgenommen waren. Es blieb also nur die Schweiz, wo die Verurteilten von 1871 ebenso sicher lebten wie in England. Ein einzigesmal hatte der Präsident des Genfer Staatsrats versucht, unseren Kameraden Razona, früheren Kommuneobersten, zu verhaften, um ihn auf das Andrängen der französischen Regierung auszuliefern; aber sofort hatten sich die Genfer Arbeiter mit dem Gewehr in der Hand auf dem Bastionsplatz zusammengerottet, um gegen eine solche Verletzung des alten helvetischen Gastrechts zu protestieren. Diese Kundgebung genügte, Razona wurde freigelassen und seitdem war niemals wieder eines der Opfer der klerikal-orléanistischen Schreckensherrschaft belästigt worden.

Ich dachte also ernstlich daran, mich in dem ‚kalvinistischen Rom' niederzulassen und Olivier Pain reiste dorthin, um unsere Einrichtung zu besorgen und sich mit einem Buchdrucker wegen der Herausgabe meiner Wochenschrift zu verständigen.

Ich hatte außerdem noch persönliche Gründe, England zu verlassen: Obwohl die dummen Beschimpfungen durch käufliche Federn mich kalt ließen, wünschte ich doch meine Rechnung mit einigen Prahlhänsen zu machen, die mit ihren Herausforderungen klüglich gewartet hatten, bis ich in den vier Mauern einer Kerkerzelle lebendig begraben war. Sobald ich aber wieder in London gelandet war, hatte die Meute ihr Geheul gegen mich verdoppelt und als sie mich gar die Feder wieder ergreifen sahen, als ob die drei Jahre Gefangenschaft in ihren Verließen gar nicht

da gewesen wären, da steigerte sich ihre Wut zur Raserei. ‚Paris-Journal' verlangte allen Ernstes — es klingt unglaublich — von der Nationalversammlung ein Gesetz, wonach jeder Franzose, der meinen Namen ausspräche oder schriebe, zu Gefängnis und Geldbuße verurteilt werden sollte. Ich sollte also ein zweiter Herostrat werden! Allerdings muß ich anerkennen, daß dieser wahnwitzige Vorschlag nur einen großen Heiterkeitserfolg hatte und daß kein Abgeordneter einen solchen Antrag einbrachte.

Ein neuer Artikel de Pène's im Paris-Journal befestigte in mir den Entschluß, alle Beschimpfungen, die dieser Bramarbas gegen mich und gegen uns alle geschleudert hatte, mit einemmale wett zu machen. Aber auf Zweikampf steht in England Todesstrafe und die bloße Herausforderung wird mit sieben Jahren Zuchthaus bestraft; das wäre ein etwas teurer Preis gewesen und ich reiste deshalb nach Genf, wo die Sache ohne derartige Gefahren ausgetragen werden konnte.

Die Lust, diesem Menschen mit der Waffe in der Hand gegenüberzutreten, brannte mir dermaßen in den Fingerspitzen, daß ich, kaum im Hôtel du Lac abgestiegen, an den Herrn de Pène einen Brief richtete, dessen Ausdrücke allerdings bis an die äußersten Grenzen gingen, aber durch seine schnöden Beschimpfungen wohl berechtigt waren.

Ich hatte immerhin nicht allzuviel Hoffnung, daß der Maulheld, obwohl er für einen Hauptpistolenschützen und einen ‚brenzlichen Fechter' galt, sich mir stellen würde. Wenn nur ein bißchen Handgelenk nötig wäre, um einem Vater, dessen Kinder man beschimpft hat, stand zu halten, so würden Leute von dieser Sorte sich vielleicht heranwagen. Aber es braucht Herz und Mut — und das haben sie nicht.

Und richtig! Der Herr Chevalier de Pène drückte sich, jedenfalls im Vorgefühl, daß der Handel heiß werden und mit dem Zorn, der sich seit drei Jahren in mir angesammelt hatte, im Einklang stehen würde. Er schrieb meinen Zeugen, ich wäre ohne Zweifel verrückt und mit einem Wahnsinnigen schlüge man sich nicht. Hierauf gab ich ihm eine Antwort, auf die er nichts sagen konnte:

Wie! Ich war also wahnsinnig? Also gegen einen unglücklichen Geisteskranken verlangten Sie die Anwendung der Todesstrafe, während auf der ganzen Welt der Wahnsinn als geheiligt gilt?

Sie wußten, daß Sie einen Menschen, der am Irrsinn litt, vor sich hatten und Sie verlangen seit drei Jahren beständig, nicht daß man ihn in eine Heilanstalt schickt, sondern daß er an den Hinrichtungspfahl in Satory gestellt wird! Sie sind also noch erbärmlicher als ich glaubte!

In meinem Hotelzimmer in Genf erhielt ich einen Brief, der mir die süßeste Rache gegen einen Feind verschaffte. Ein mir unbekannter Herr Royer aus Brüssel schrieb mir eine Darstellung, woraus klar hervorging, daß der mit der Vertretung der Anklage gegen mich vor dem Dritten Kriegsgericht beauftragte Marineinfanteriehauptmann G. das bei meiner Verhaftung in Meaux mir abgenommene Notizbuch für sich behalten und nicht nur die darin befindliche Geldsumme von siebentausend Franken in Banknoten unterschlagen, sondern sogar meine Notizblätter anderen Leuten zum Kauf angeboten hatte.

Jetzt erklärte ich mir auch, warum dieser Hauptmann meinem Verteidiger Joly gegenüber erklärt hatte, er würde die Todesstrafe beantragen: wahrscheinlich beabsichtigte er meinen Leichnam an den Präparierboden der medizinischen Fakultät zu verschachern.

Unverzüglich sandte ich an Herrn Cissey, den damaligen Kriegsminister, den nachstehenden Brief:

Herr Minister!

Ich erhalte soeben den beiliegenden Brief. Der Hauptmann G., der die mir gestohlenen Brieftaschen verkauft, hat Anspruch auf dieselbe Beförderung wie der Hauptmann Garcin wegen der Ermordung des Abgeordneten Millière. Sie wird ihm gewiß nicht entgehen. Aber der Brief, den ich Ihnen sende, sagt noch nicht alles. Mehrere Blätter des erwähnten Notizheftes sind einem Ihnen befreundeten Journalisten, Herrn de Villemessant, verkauft worden, der mehrere von meiner Hand geschriebene Sätze in dem von ihm herausgegebenen Autographenalbum in Faksimiledruck veröffentlicht hat. Der Beweis für diesen Vertrauensbruch ist in dem im Juli 1872 erschienen Heft enthalten.

Der Offizier G., Kommissar der Regierung, hat also gestohlene Gegenstände verkauft und Herr Villemessant hat sich der Hehlerei schuldig gemacht. Diese beiden erbärmlichen Gesellen werde ich gerichtlich verfolgen. Aber ich habe mich auch an die Regierung selbst zu halten und zwar wegen folgenden Vorfalls: Als die Versailler Truppen Paris einnahmen, ist eine Abteilung Soldaten in meine Wohnung eingedrungen, wo sie nach dem Ausdruck eines Polizeikommissars, den ich als Zeugen laden werde, gehaust haben, ‚wie ein Wirbelwind'. Meine Broncekunstwerke, meine Porzellansachen, meine Wäsche und sogar den Sattel meines Reitpferdes haben sie als gute Beute mitgenommen. Der materielle Schaden, der durch diese Plünderung mit bebewaffneter Hand angerichtet wurde, ist mir weniger empfindlich, aber Ihre Soldaten haben ihren Thaten die Krone aufgesetzt, indem sie einen Koffer, der meine Familienpapiere enthielt, erbrachen und den Inhalt bis auf den letzten Fetzen mitgenommen haben. Mehrere von diesen Schriftstücken waren von einem zu auffälligen Aussehen, als daß die Räuber ihre Wichtigkeit nicht hätten bemerken müssen. Unter anderem befand sich dabei ein mit ‚Louis' (Louis XV.) unterzeichnetes Pergament, die Bestallung meines Urgroßvaters als Marschall-Lieutenant für die Provinz Issoudun.

Der Offizier, der mir während der Untersuchung gegen mich selbst gestanden hat, daß er bei der Durchsuchung meines Hauses in der Rue Châteaudun Nro. 11 zugegen war, weiß ohne Zweifel, wohin diese Papiere gekommen sind. Auf jeden Fall ist vor dem Gesetz der Herr Marschall von Mac Mahon, jetziger Präsident der Republik, als Höchstkommandierender der Versailler Truppen für die Plünderung meiner Wohnung verantwortlich, in die sie auf seinen Befehl eingedrungen sind.

Ich zeige Ihnen also an, Herr Minister, wenn ich binnen acht Tagen nicht wieder im Besitz der mir entwendeten Schriftstücke bin, die ich weniger als mein Eigentum, wie als das meiner Kinder betrachte, so reiche ich eine Klage gegen Ihren Gebieter, Herrn von Mac Mahon, ein.

Ich hege allerdings nicht den kindlichen Glauben, es könnten sich unter dem Septennat Beamte finden, die einem republikanischen Schriftsteller, der von einem Marschall des Kaiserreichs ausgeplündert ist, zu seinem Recht verhelfen. Mir liegt vor allem nur daran, daß Ihre ehrenwerten Offiziere nicht meine Papiere benutzen, um damit Zechprellereien zu treiben. Ob ich nun den Prozeß verliere oder gewinne, jedenfalls wird dieser soviel Aufsehen machen, daß meine Spitzbuben sich nicht meiner Dokumente bedienen können, wie der Zuchthäusler Coignard, der als Graf Pontis de Sainte-Hélène reiste.

Genf, Hôtel du Lac.

Henri Rochefort.

Cissey wußte nicht, was er auf diesen Brief, den ich natürlich mit einigen Zusätzen in der ‚Lanterne' abdruckte, erwidern sollte und antwortete deshalb auch nicht. Aber der Heiterkeitserfolg, den ich mit meiner Veröffentlichung erzielte, genügte mir noch nicht und ich streckte noch nicht die Waffen. Der radikale Abgeordnete Gatineau, der mich später oftmals und stets mit Glück verteidigt hat, besuchte mich in Genf. Ich erzählte ihm mein Abenteuer und er riet mir, gegen den Dieb meines Taschenbuchs eine Klage einzureichen, die er selbst dem alten Justiz-

minister Dufaure, der als Politiker ein unbarmherziger Reaktionär, als Mensch aber ein strenger Ehrenmann war, übergeben wollte.

Mein Brief machte auf den Minister großen Eindruck, teilte mir Gatineau mit, aber er habe darauf bemerkt: wenn meine Anschuldigungen auch begründet wären, so könnten sie gleichwohl kein gerichtliches Einschreiten zur Folge haben, da die Strafthat verjährt wäre. Und er hatte hinzugefügt:

„Herr Rochefort wird vielleicht antworten, daß er als Gefangener außer stande war, Schritte zur Verfolgung zu thun, aber ein Mensch, der auf der Landstraße ermordet wird, ist auch nicht im stande seinen Mörder anzugeben, und dieser genießt trotzdem nach Ablauf einer gewissen Zeit die Rechtswohlthat der Verjährung."

Auf diese Belehrung über das Strafrecht erteilte ich dem Herrn Minister als Antwort ebenfalls eine:

„Der Regierungskommissar, der bei mir Haussuchung hielt, war in Ausübung seines Amtes begriffen und seine Unterschlagung war daher nicht ein Vergehen, sondern ein Verbrechen. Die Verjährungsfrist für Verbrechen beträgt aber nicht drei, sondern zehn Jahre."

Als er meinen neuen Brief erhielt, sagte Dufaure zu Gatineau: „Herr Rochefort hat recht. Ich werde die ganze Strenge des Gesetzes zur Anwendung bringen."

Und am selben Abend wurde der Hauptmann, der gegen mich die Todesstrafe hatte durchsetzen wollen, verhaftet, einige Wochen später kam er vor ein Kriegsgericht und erhielt fünf Jahre Gefängnis, die er im Zuchthaus zu Poissy mit der Anfertigung von Lampenschirmen verbracht hat.

Diesmal war ich der Meister gewesen!

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Courbet und seine Bilder. — Wera Sassulitsch. — Ausflug nach Luxemburg. — Nobilings Attentat. — Geldverlegenheiten. — Ein böser Vikar von Savoyen. — Meine Doppelgänger. — Die Opportunisten. — Neukaledonien als Sommerfrische. — Mac Mahon und seine Wunde. — Seine Rache für meine Witze.

Unter den Bekanntschaften, die ich während meiner Verbannung am Lac Léman pflegte, ist besonders der Maler Courbet zu nennen, von dem die französische Regierung durchaus die Kosten für die Wiederaufrichtung der Vendômesäule eintreiben wollte. Er hatte sich daher als Schuldner des Staates nach der Schweiz geflüchtet, wo er immer ein wenig in Sorge lebte, daß man ihm seine Bilder abpfänden könnte. Er hatte zu allen Zeiten einen gewissen Hang zur Absinthflasche gehabt und im Exil seine Neigung noch weiter ausgebildet, sodaß seine Hauptbeschäftigung darin bestand, seinen Kummer zu ertränken. Leider konnte dieser schwimmen, wie Aurélien Scholl einmal sagte, und zuletzt sah Courbet die ganze Natur nur noch durch die Opalfarbe seiner fortwährenden Absinthgläschen hindurch. Er stellte den sonderbaren hygienischen Grundsatz auf, daß ein einziges Glas sehr schädlich auf den menschlichen Körper einwirkte, daß aber, wenn man sofort ein zweites hinterher tränke, die schädlichen Wirkungen des ersten aufgehoben würden. Und er sagte, um mich zu seiner Theorie zu bekehren:

„Machen Sie es wie ich. Sie sollen mal sehen, wie ausgezeichnet Sie sich dabei befinden werden. Aber wohlbegriffen: immer zwei Gläser auf einmal!"

Die Pariser Gewalthaber hatten verschiedene Bilder Courbets in Kunsthandlungen beschlagnahmt; sie hatten in

ihrer krassen Unwissenheit keine Ahnung davon, daß die von Privatpersonen oder Händlern angekauften Gemälde nicht mehr dem Künstler gehörten, sondern den Leuten, die sie bezahlt hatten. Natürlich mußten sie die Bilder wieder freigeben, und dieser Vorfall gab uns oder vielmehr mir einen ausgezeichneten Gedanken ein, den Banausen der Regierung ihre Schikanen heimzuzahlen. Ein junger Landschaftsmaler mußte in dreiviertel Stunden Ansichten von Schloß Chillon oder vom Montblanc zusammenbürsten und kühn den Namen ‚Courbet' darauf setzen. Hierauf wurden die Sachen nach Paris geschickt und verschiedenen Kunstläden in Kommission gegeben. Der kunstverständige General Ladmirault, der während des Belagerungszustandes Oberkommandant war, fiel hochentzückt über die willkommene Beute her, die er sofort zu Gunsten der Wiederaufrichtung der Säule verkaufte. Er war sehr erstaunt über die niedrigen Preise, die er erzielte, und der Künstler, von dessen Talent man so viel gesprochen hatte, sank sehr in seiner Achtung, als die besseren Stücke höchstens dreißig Franken einbrachten.

Aber das war nur der erste Teil von Courbets Rache. Als der Tag für die Versteigerung einer weiteren Anzahl dieser Bilder angesetzt war, schrieb er nach meinem Diktat an den vereidigten Auktionator einen Brief, worin er in aller Form dagegen Verwahrung einlegte, daß unter seinem Namen ein derartiger Schund zum Verkauf ausgeboten würde, und mit einem Prozeß drohte, wenn man die Landschaften nicht sofort zurückzöge.

Der arme Ladmirault, der selber von Kunst keine blasse Ahnung hatte, war hierüber so verblüfft, daß er die falschen Courbets freigab und für die Zukunft auch die echten in Ruhe ließ.

Aber der Maler selbst sollte diese Freude nicht lange mehr genießen. Seine Doppelgläschen Absinth zogen ihm eine Wassersucht zu und die Punktionen, die man vornehmen mußte, um ihm Linderung zu verschaffen, schwächten ihn derartig, daß er immer bleicher und magerer wurde und sich schließlich zu Bett legen mußte. Eines Tages erhielt ich eine Depesche, ich möchte sofort nach Vevey kommen, wo er wohnte; ich eilte hin, aber ich kam bereits zu spät. Im Augenblick, wo ich ins Zimmer trat, that er den letzten Atemzug. Gebaut wie ein Koloß, hätte er bei ein wenig Nüchternheit hundert Jahre alt werden können.

Den Bauer aus der Franche-Comté konnte der Künstler niemals ganz verleugnen. Wir fanden in den Schubladen der verschiedensten Möbel ungefähr vierzigtausend Franken an Gold und Banknoten, in Wäsche und alten Strümpfen versteckt. Sein Vater, der trotz seiner achtundsiebzig Jahre stark war wie eine Eiche, leitete diese Nachforschungen und stieß bei jedem neuen Funde ein Freudengeschrei aus.

Auch mit den Kreisen der russischen Nihilisten unterhielt ich einige Beziehungen, die wahrscheinlich auch in Rußland bekannt geworden waren. Als ich eines Abends in meine Wohnung am Plainpalais heimkam, fand ich auf dem Tisch ein rätselhaftes Telegramm aus Berlin:

„Bleiben Sie in Genf und erwarten Sie Brief!"

Am nächsten Tag traf ein langes Schreiben ein, worin mir die Lage der jungen Nihilistin Wera Sassulitsch geschildert wurde. Zwei Jahre lang hatte sie in einer Zelle bei Wasser und Brot geschmachtet, ohne daß man ihr auch nur den Grund ihrer Gefangenschaft nannte; nach Ablauf dieser Zeit hatte man sie hinausgeworfen, wie man sie hineingeworfen, ohne alle Erklärungen oder

Entschuldigungen. Das erste, was sie in ihrer Freiheit erfuhr, war die Nachricht von der fürchterlichen Behandlung eines gefangenen jungen Studenten, Namens Bogolinboff, der auf Befehl des Generals Trepoff, Chefs der russischen Polizei, in unmenschlicher Weise mit Ruten gezüchtigt war, weil er diesen bei einer Inspektion der Peter- und Paulsfestung nicht vorschriftsmäßig gegrüßt hatte. Der Bericht von diesen Gräueln regte Wera dermaßen auf, daß sie beschloß, Bogolinboff, den sie nur dem Namen nach kannte, zu rächen. Sie erschien bei Trepoff in Audienz unter dem Vorwande, ihm eine Bittschrift zu überreichen und während er ihr Schreiben durchlas, feuerte sie zwei Kugeln auf ihn ab, von denen die eine ihn ziemlich schwer am Unterleib verletzte.

Sie erwartete nach einer Scheingerichtsverhandlung gehängt zu werden und, wie sie mir selbst erzählte, sie machte sich nichts aus diesem Schicksal. Indessen es kam anders. Sie schilderte vor den Geschworenen mit so viel Feuer und Beredsamkeit die Leiden, die sie selbst erduldet oder andere hatte erdulden sehen, daß der ganze Saal zu Thränen gerührt war. Das häßliche Gesicht des knutengewaltigen Trepoff wirkte ebenfalls zu Gunsten der Heldin und sie wurde fast ohne Beratung einstimmig für nichtschuldig erklärt. Aber Alexander II. hob kraft seines Rechts als Selbstherrscher diese Freisprechung auf, und ihre Freunde, die dies schon vorausgesehen hatten, hielten sie an einem sicheren Ort verborgen und beförderten sie darauf über die deutsche Grenze, die sie unter vielen Gefahren erreichte. In Deutschland war aber auch noch keine Sicherheit für sie, denn der alte Wilhelm hätte sich natürlich trotz ihrer Freisprechung ein Vergnügen daraus gemacht, sie seinem Freund, dem Zaren, zurückzuschicken.

Man fragte mich daher, ob ich für die Sicherheit der Flüchtigen einstehen könnte und mich ihrer annehmen wollte. Ich antwortete darauf mit dem einzigen Worte: „Kommt!"

Ich wußte, daß ihr Asyl in der Schweiz unverletzlich wäre, trotzdem erkundigte ich mich vorsichtshalber noch bei dem mir bekannten Direktor des Innern und dieser sagte mir, mein Schützling solle nur einen andern Namen angeben, damit die Genfer Regierung auf etwaige Anfrage des russischen Konsulats antworten könnte, eine Wera Sassulitsch sei am Ort nicht bekannt.

Den nächsten Tag kam Wera an, und ich war sehr überrascht, in ihr ein kleines junges Mädchen mit schwarzen Zöpfen zu sehen, die ihr in den Nacken fielen. Sie war nach ihrer Angabe schon fünfundzwanzig Jahre alt, sah aber aus, als ob sie höchstens achtzehn wäre. Man konnte sie nicht gerade hübsch finden, ihr Gesicht war ein wenig kalmückisch, aber ihre Stimme und ihr Blick waren so sanft, ihr Auftreten so bescheiden und einfach, daß sie mich sogleich für sich einnahm. Ich erkannte augenblicklich in ihr die Denkerin, die anstatt revolutionäres Geschrei zu machen, ihre Entschlüsse in der Stille mit sich selbst und ihrem Gewissen ausmacht. Mit Einzelheiten über das, was sie selbst ‚ihr Verbrechen' nannte, war sie trotz meinen wiederholten Fragen sehr karg. Ich mußte unwillkürlich lachen, wenn sie im ungezwungendsten Ton sagte, als wenn sie von einer ganz einfachen Sache spräche:

„Als ich mich entschloß, mein Verbrechen zu begehen . . ."

Ich brachte sie nach einem Zimmer, das ich ihr besorgt hatte, und sie schrieb sich als ‚Madame Studeneski', d. h. Studentin, ein. Um nicht die Aufmerksamkeit der

Spione des russischen Konsulats auf sie zu lenken, enthielt ich mich jeden Besuches bei ihr. Trotz dieser Vorsicht wäre sie fast entdeckt worden oder vielmehr, sie war schon entdeckt. Ein paar Tage nach ihrer Ankunft war nämlich das Begräbnis unseres Kameraden Razona und wir nahmen die junge russische Sozialistin mit, um dem französischen Sozialisten die letzte Ehre zu erweisen. Ein Redakteur des ‚Petit Lyonnais' war als Berichterstatter in Genf erschienen und wir stellten ihm die Neuangekommene vor, deren Schicksal damals ganz Europa beschäftigte. Trotz allen Versprechungen hatte der Reporter nichts Eiligeres zu thun, als in seinem Blatt, um sich bei seinem Chefredakteur auf guten Fuß zu stellen, lang und breit von der berühmten Nihilistin und von dem gemeinsamen Essen, das wir vor der Leichenfeierlichkeit eingenommen hatten, zu berichten. Diese Indiskretion war für uns um so peinlicher, als das russische Konsulat die Genfer Regierung um Auskunft über den Sachverhalt ersuchte.

In dieser Not opferte ich mich selbst. Ich setzte selbst einen Artikel auf, der an die feindlichsten Blätter versandt wurde und folgendermaßen lautete:

Dieser arme Rochefort ist entschieden der König der Gimpel! Ganz Genf lacht über ein Abenteuer, dessen Opfer er geworden ist. Eine Hochstaplerin hat sich ihm als die berühmte Wera Sassulitsch vorstellen lassen, die kürzlich freigesprochen wurde, aber von der russischen Polizei von neuem gesucht wird, weil sie zwei Revolverschüsse auf den General Trepoff abgefeuert hat.

Rochefort und seine Freunde bereiteten dieser Pseudo-Heldin einen begeisterten Empfang. Man mietete ihr eine Wohnung, bot ihr Diners an und sammelte Geld für sie, das das angebliche Opfer der Justiz ohne alle Bedenken einsackte. Als die Entdeckung der Betrügerei endlich nicht länger ausbleiben konnte, verschwand die Schöne, ohne eine Adresse zu hinterlassen, aber unser Mitnahme der erhaltenen Geschenke.

Und richtig! Der Herr Chevalier de Pène drückte sich, jedenfalls im Vorgefühl, daß der Handel heiß werden und mit dem Zorn, der sich seit drei Jahren in mir angesammelt hatte, im Einklang stehen würde. Er schrieb meinen Zeugen, ich wäre ohne Zweifel verrückt und mit einem Wahnsinnigen schlüge man sich nicht. Hierauf gab ich ihm eine Antwort, auf die er nichts sagen konnte:

Wie! Ich war also wahnsinnig? Also gegen einen unglücklichen Geisteskranken verlangten Sie die Anwendung der Todesstrafe, während auf der ganzen Welt der Wahnsinn als geheiligt gilt?

Sie wußten, daß Sie einen Menschen, der am Irrsinn litt, vor sich hatten und Sie verlangen seit drei Jahren beständig, nicht daß man ihn in eine Heilanstalt schickt, sondern daß er an den Hinrichtungspfahl in Satory gestellt wird! Sie sind also noch erbärmlicher als ich glaubte!

In meinem Hotelzimmer in Genf erhielt ich einen Brief, der mir die süßeste Rache gegen einen Feind verschaffte. Ein mir unbekannter Herr Royer aus Brüssel schrieb mir eine Darstellung, woraus klar hervorging, daß der mit der Vertretung der Anklage gegen mich vor dem Dritten Kriegsgericht beauftragte Marineinfanteriehauptmann G. das bei meiner Verhaftung in Meaux mir abgenommene Notizbuch für sich behalten und nicht nur die darin befindliche Geldsumme von siebentausend Franken in Banknoten unterschlagen, sondern sogar meine Notizblätter anderen Leuten zum Kauf angeboten hatte.

Jetzt erklärte ich mir auch, warum dieser Hauptmann meinem Verteidiger Joly gegenüber erklärt hatte, er würde die Todesstrafe beantragen: wahrscheinlich beabsichtigte er meinen Leichnam an den Präparierboden der medizinischen Fakultät zu verschachern.

Unverzüglich sandte ich an Herrn Cissey, den damaligen Kriegsminister, den nachstehenden Brief:

Herr Minister!

Ich erhalte soeben den beiliegenden Brief. Der Hauptmann G., der die mir gestohlenen Brieftaschen verkauft, hat Anspruch auf dieselbe Beförderung wie der Hauptmann Garcin wegen der Ermordung des Abgeordneten Millière. Sie wird ihm gewiß nicht entgehen. Aber der Brief, den ich Ihnen sende, sagt noch nicht alles. Mehrere Blätter des erwähnten Notizheftes sind einem Ihnen befreundeten Journalisten, Herrn de Villemessant, verkauft worden, der mehrere von meiner Hand geschriebene Sätze in dem von ihm herausgegebenen Autographenalbum in Faksimiledruck veröffentlicht hat. Der Beweis für diesen Vertrauensbruch ist in dem im Juli 1872 erschienen Heft enthalten.

Der Offizier G., Kommissar der Regierung, hat also gestohlene Gegenstände verkauft und Herr Villemessant hat sich der Hehlerei schuldig gemacht. Diese beiden erbärmlichen Gesellen werde ich gerichtlich verfolgen. Aber ich habe mich auch an die Regierung selbst zu halten und zwar wegen folgenden Vorfalls: Als die Versailler Truppen Paris einnahmen, ist eine Abteilung Soldaten in meine Wohnung eingedrungen, wo sie nach dem Ausdruck eines Polizeikommissars, den ich als Zeugen laden werde, gehaust haben, ‚wie ein Wirbelwind'. Meine Broncekunstwerke, meine Porzellansachen, meine Wäsche und sogar den Sattel meines Reitpferdes haben sie als gute Beute mitgenommen. Der materielle Schaden, der durch diese Plünderung mit bewaffneter Hand angerichtet wurde, ist mir weniger empfindlich, aber Ihre Soldaten haben ihren Thaten die Krone aufgesetzt, indem sie einen Koffer, der meine Familienpapiere enthielt, erbrachen und den Inhalt bis auf den letzten Fetzen mitgenommen haben. Mehrere von diesen Schriftstücken waren von einem zu auffälligen Aussehen, als daß die Räuber ihre Wichtigkeit nicht hätten bemerken müssen. Unter anderem befand sich dabei ein mit ‚Louis' (Louis XV.) unterzeichnetes Pergament, die Bestallung meines Urgroßvaters als Marschall-Lieutenant für die Provinz Issoudun.

Der Offizier, der mir während der Untersuchung gegen mich selbst gestanden hat, daß er bei der Durchsuchung meines Hauses in der Rue Châteaudun Nro. 11 zugegen war, weiß ohne Zweifel, wohin diese Papiere gekommen sind. Auf jeden Fall ist vor dem Gesetz der Herr Marschall von Mac Mahon, jetziger Präsident der Republik, als Höchstkommandierender der Versailler Truppen für die Plünderung meiner Wohnung verantwortlich, in die sie auf seinen Befehl eingedrungen sind.

Ich zeige Ihnen also an, Herr Minister, wenn ich binnen acht Tagen nicht wieder im Besitz der mir entwendeten Schriftstücke bin, die ich weniger als mein Eigentum, wie als das meiner Kinder betrachte, so reiche ich eine Klage gegen Ihren Gebieter, Herrn von Mac Mahon, ein.

Ich hege allerdings nicht den kindlichen Glauben, es könnten sich unter dem Septennat Beamte finden, die einem republikanischen Schriftsteller, der von einem Marschall des Kaiserreichs ausgeplündert ist, zu seinem Recht verhelfen. Mir liegt vor allem nur daran, daß Ihre ehrenwerten Offiziere nicht meine Papiere benutzen, um damit Zechprellereien zu treiben. Ob ich nun den Prozeß verliere oder gewinne, jedenfalls wird dieser soviel Aufsehen machen, daß meine Spitzbuben sich nicht meiner Dokumente bedienen können, wie der Zuchthäusler Coignard, der als Graf Pontis de Sainte-Hélène reiste.

Genf, Hôtel du Lac.

Henri Rochefort.

Cissey wußte nicht, was er auf diesen Brief, den ich natürlich mit einigen Zusätzen in der ‚Lanterne' abdruckte, erwidern sollte und antwortete deshalb auch nicht. Aber der Heiterkeitserfolg, den ich mit meiner Veröffentlichung erzielte, genügte mir noch nicht und ich streckte noch nicht die Waffen. Der radikale Abgeordnete Gatineau, der mich später oftmals und stets mit Glück verteidigt hat, besuchte mich in Genf. Ich erzählte ihm mein Abenteuer und er riet mir, gegen den Dieb meines Taschenbuchs eine Klage einzureichen, die er selbst dem alten Justiz-

miniſter Dufaure, der als Politiker ein unbarmherziger Reaktionär, als Menſch aber ein ſtrenger Ehrenmann war, übergeben wollte.

Mein Brief machte auf den Miniſter großen Eindruck, teilte mir Gatineau mit, aber er hatte darauf bemerkt: wenn meine Anſchuldigungen auch begründet wären, ſo könnten ſie gleichwohl kein gerichtliches Einſchreiten zur Folge haben, da die Strafthat verjährt wäre. Und er hatte hinzugefügt:

„Herr Rochefort wird vielleicht antworten, daß er als Gefangener außer ſtande war, Schritte zur Verfolgung zu thun, aber ein Menſch, der auf der Landſtraße ermordet wird, iſt auch nicht im ſtande ſeinen Mörder anzugeben, und dieſer genießt trotzdem nach Ablauf einer gewiſſen Zeit die Rechtswohlthat der Verjährung.“

Auf dieſe Belehrung über das Strafrecht erteilte ich dem Herrn Miniſter als Antwort ebenfalls eine:

„Der Regierungskommiſſar, der bei mir Hausſuchung hielt, war in Ausübung ſeines Amtes begriffen und ſeine Unterſchlagung war daher nicht ein Vergehen, ſondern ein Verbrechen. Die Verjährungsfriſt für Verbrechen beträgt aber nicht drei, ſondern zehn Jahre.“

Als er meinen neuen Brief erhielt, ſagte Dufaure zu Gatineau: „Herr Rochefort hat recht. Ich werde die ganze Strenge des Geſetzes zur Anwendung bringen.“

Und am ſelben Abend wurde der Hauptmann, der gegen mich die Todesſtrafe hatte durchſetzen wollen, verhaftet, einige Wochen ſpäter kam er vor ein Kriegsgericht und erhielt fünf Jahre Gefängnis, die er im Zuchthaus zu Poiſſy mit der Anfertigung von Lampenſchirmen verbracht hat.

Diesmal war ich der Meiſter geweſen!

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Courbet und seine Bilder. — Vera Sassulitsch. — Ausflug nach Luxemburg. — Nobilings Attentat. — Geldverlegenheiten. — Ein böser Vikar von Savoyen. — Meine Doppelgänger. — Die Opportunisten. — Neukaledonien als Sommerfrische. — Mac Mahon und seine Wunde. — Seine Rache für meine Witze.

Unter den Bekanntschaften, die ich während meiner Verbannung am Lac Léman pflegte, ist besonders der Maler Courbet zu nennen, von dem die französische Regierung durchaus die Kosten für die Wiederaufrichtung der Vendômesäule eintreiben wollte. Er hatte sich daher als Schuldner des Staates nach der Schweiz geflüchtet, wo er immer ein wenig in Sorge lebte, daß man ihm seine Bilder abpfänden könnte. Er hatte zu allen Zeiten einen gewissen Hang zur Absinthflasche gehabt und im Exil seine Neigung noch weiter ausgebildet, sodaß seine Hauptbeschäftigung darin bestand, seinen Kummer zu ertränken. Leider konnte dieser schwimmen, wie Aurélien Scholl einmal sagte, und zuletzt sah Courbet die ganze Natur nur noch durch die Opalfarbe seiner fortwährenden Absinthgläschen hindurch. Er stellte den sonderbaren hygienischen Grundsatz auf, daß ein einziges Glas sehr schädlich auf den menschlichen Körper einwirkte, daß aber, wenn man sofort ein zweites hinterher tränke, die schädlichen Wirkungen des ersten aufgehoben würden. Und er sagte, um mich zu seiner Theorie zu bekehren:

„Machen Sie es wie ich. Sie sollen mal sehen, wie ausgezeichnet Sie sich dabei befinden werden. Aber wohlbegriffen: immer zwei Gläser auf einmal!“

Die Pariser Gewalthaber hatten verschiedene Bilder Courbets in Kunsthandlungen beschlagnahmt; sie hatten in

ihrer krassen Unwissenheit keine Ahnung davon, daß die von Privatpersonen oder Händlern angekauften Gemälde nicht mehr dem Künstler gehörten, sondern den Leuten, die sie bezahlt hatten. Natürlich mußten sie die Bilder wieder freigeben, und dieser Vorfall gab uns oder vielmehr mir einen ausgezeichneten Gedanken ein, den Banausen der Regierung ihre Schikanen heimzuzahlen. Ein junger Landschaftsmaler mußte in dreiviertel Stunden Ansichten von Schloß Chillon oder vom Montblanc zusammenbürsten und kühn den Namen ‚Courbet' darauf setzen. Hierauf wurden die Sachen nach Paris geschickt und verschiedenen Kunstläden in Kommission gegeben. Der kunstverständige General Ladmirault, der während des Belagerungszustandes Oberkommandant war, fiel hochentzückt über die willkommene Beute her, die er sofort zu Gunsten der Wiederaufrichtung der Säule verkaufte. Er war sehr erstaunt über die niedrigen Preise, die er erzielte, und der Künstler, von dessen Talent man so viel gesprochen hatte, sank sehr in seiner Achtung, als die besseren Stücke höchstens dreißig Franken einbrachten.

Aber das war nur der erste Teil von Courbets Rache. Als der Tag für die Versteigerung einer weiteren Anzahl dieser Bilder angesetzt war, schrieb er nach meinem Diktat an den vereidigten Auktionator einen Brief, worin er in aller Form dagegen Verwahrung einlegte, daß unter seinem Namen ein derartiger Schund zum Verkauf ausgeboten würde, und mit einem Prozeß drohte, wenn man die Landschaften nicht sofort zurückzöge.

Der arme Ladmirault, der selber von Kunst keine blasse Ahnung hatte, war hierüber so verblüfft, daß er die falschen Courbets freigab und für die Zukunft auch die echten in Ruhe ließ.

Aber der Maler selbst sollte diese Freude nicht lange mehr genießen. Seine Doppelgläschen Absinth zogen ihm eine Wassersucht zu und die Punktionen, die man vornehmen mußte, um ihm Linderung zu verschaffen, schwächten ihn derartig, daß er immer bleicher und magerer wurde und sich schließlich zu Bett legen mußte. Eines Tages erhielt ich eine Depesche, ich möchte sofort nach Vevey kommen, wo er wohnte; ich eilte hin, aber ich kam bereits zu spät. Im Augenblick, wo ich ins Zimmer trat, that er den letzten Atemzug. Gebaut wie ein Koloß, hätte er bei ein wenig Nüchternheit hundert Jahre alt werden können.

Den Bauer aus der Franche-Comté konnte der Künstler niemals ganz verleugnen. Wir fanden in den Schubladen der verschiedensten Möbel ungefähr vierzigtausend Franken an Gold und Banknoten, in Wäsche und alten Strümpfen versteckt. Sein Vater, der trotz seiner achtundsiebzig Jahre stark war wie eine Eiche, leitete diese Nachforschungen und stieß bei jedem neuen Funde ein Freudengeschrei aus.

Auch mit den Kreisen der russischen Nihilisten unterhielt ich einige Beziehungen, die wahrscheinlich auch in Rußland bekannt geworden waren. Als ich eines Abends in meine Wohnung am Plainpalais heimkam, fand ich auf dem Tisch ein rätselhaftes Telegramm aus Berlin:

„Bleiben Sie in Genf und erwarten Sie Brief!"

Am nächsten Tag traf ein langes Schreiben ein, worin mir die Lage der jungen Nihilistin Wera Sassulitsch geschildert wurde. Zwei Jahre lang hatte sie in einer Zelle bei Wasser und Brot geschmachtet, ohne daß man ihr auch nur den Grund ihrer Gefangenschaft nannte; nach Ablauf dieser Zeit hatte man sie hinausgeworfen, wie man sie hineingeworfen, ohne alle Erklärungen oder

Entschuldigungen. Das erste, was sie in ihrer Freiheit erfuhr, war die Nachricht von der fürchterlichen Behandlung eines gefangenen jungen Studenten, Namens Bogolinboff, der auf Befehl des Generals Trepoff, Chefs der russischen Polizei, in unmenschlicher Weise mit Ruten gezüchtigt war, weil er diesen bei einer Inspektion der Peter- und Paulsfestung nicht vorschriftsmäßig gegrüßt hatte. Der Bericht von diesen Gräueln regte Wera dermaßen auf, daß sie beschloß, Bogolinboff, den sie nur dem Namen nach kannte, zu rächen. Sie erschien bei Trepoff in Audienz unter dem Vorwande, ihm eine Bittschrift zu überreichen und während er ihr Schreiben durchlas, feuerte sie zwei Kugeln auf ihn ab, von denen die eine ihn ziemlich schwer am Unterleib verletzte.

Sie erwartete nach einer Scheingerichtsverhandlung gehängt zu werden und, wie sie mir selbst erzählte, sie machte sich nichts aus diesem Schicksal. Indessen es kam anders. Sie schilderte vor den Geschworenen mit so viel Feuer und Beredsamkeit die Leiden, die sie selbst erduldet oder andere hatte erdulden sehen, daß der ganze Saal zu Thränen gerührt war. Das häßliche Gesicht des knutengewaltigen Trepoff wirkte ebenfalls zu Gunsten der Heldin und sie wurde fast ohne Beratung einstimmig für nichtschuldig erklärt. Aber Alexander II. hob kraft seines Rechts als Selbstherrscher diese Freisprechung auf, und ihre Freunde, die dies schon vorausgesehen hatten, hielten sie an einem sicheren Ort verborgen und beförderten sie darauf über die deutsche Grenze, die sie unter vielen Gefahren erreichte. In Deutschland war aber auch noch keine Sicherheit für sie, denn der alte Wilhelm hätte sich natürlich trotz ihrer Freisprechung ein Vergnügen daraus gemacht, sie seinem Freund, dem Zaren, zurückzuschicken.

Man fragte mich daher, ob ich für die Sicherheit der Flüchtigen einstehen könnte und mich ihrer annehmen wollte. Ich antwortete darauf mit dem einzigen Worte: „Kommt!"

Ich wußte, daß ihr Asyl in der Schweiz unverletzlich wäre, trotzdem erkundigte ich mich vorsichtshalber noch bei dem mir bekannten Direktor des Innern und dieser sagte mir, mein Schützling solle nur einen andern Namen angeben, damit die Genfer Regierung auf etwaige Anfrage des russischen Konsulats antworten könnte, eine Wera Sassulitsch sei am Ort nicht bekannt.

Den nächsten Tag kam Wera an, und ich war sehr überrascht, in ihr ein kleines junges Mädchen mit schwarzen Zöpfen zu sehen, die ihr in den Nacken fielen. Sie war nach ihrer Angabe schon fünfundzwanzig Jahre alt, sah aber aus, als ob sie höchstens achtzehn wäre. Man konnte sie nicht gerade hübsch finden, ihr Gesicht war ein wenig kalmückisch, aber ihre Stimme und ihr Blick waren so sanft, ihr Auftreten so bescheiden und einfach, daß sie mich sogleich für sich einnahm. Ich erkannte augenblicklich in ihr die Denkerin, die anstatt revolutionäres Geschrei zu machen, ihre Entschlüsse in der Stille mit sich selbst und ihrem Gewissen ausmacht. Mit Einzelheiten über das, was sie selbst ‚ihr Verbrechen' nannte, war sie trotz meinen wiederholten Fragen sehr karg. Ich mußte unwillkürlich lachen, wenn sie im ungezwungendsten Ton sagte, als wenn sie von einer ganz einfachen Sache spräche:

„Als ich mich entschloß, mein Verbrechen zu begehen . . ."

Ich brachte sie nach einem Zimmer, das ich ihr besorgt hatte, und sie schrieb sich als ‚Madame Studenesky', d. h. Studentin, ein. Um nicht die Aufmerksamkeit der

Spione des russischen Konsulats auf sie zu lenken, enthielt ich mich jeden Besuches bei ihr. Trotz dieser Vorsicht wäre sie fast entdeckt worden oder vielmehr, sie war schon entdeckt. Ein paar Tage nach ihrer Ankunft war nämlich das Begräbnis unseres Kameraden Razona und wir nahmen die junge russische Sozialistin mit, um dem französischen Sozialisten die letzte Ehre zu erweisen. Ein Redakteur des ‚Petit Lyonnais' war als Berichterstatter in Genf erschienen und wir stellten ihm die Neuangekommene vor, deren Schicksal damals ganz Europa beschäftigte. Trotz allen Versprechungen hatte der Reporter nichts Eiligeres zu thun, als in seinem Blatt, um sich bei seinem Chefredakteur auf guten Fuß zu stellen, lang und breit von der berühmten Nihilistin und von dem gemeinsamen Essen, das wir vor der Leichenfeierlichkeit eingenommen hatten, zu berichten. Diese Indiskretion war für uns um so peinlicher, als das russische Konsulat die Genfer Regierung um Auskunft über den Sachverhalt ersuchte.

In dieser Not opferte ich mich selbst. Ich setzte selbst einen Artikel auf, der an die feindlichsten Blätter versandt wurde und folgendermaßen lautete:

Dieser arme Rochefort ist entschieden der König der Gimpel! Ganz Genf lacht über ein Abenteuer, dessen Opfer er geworden ist. Eine Hochstaplerin hat sich ihm als die berühmte Wera Sassulitsch vorstellen lassen, die kürzlich freigesprochen wurde, aber von der russischen Polizei von neuem gesucht wird, weil sie zwei Revolverschüsse auf den General Trepoff abgefeuert hat.

Rochefort und seine Freunde bereiteten dieser Pseudo-Heldin einen begeisterten Empfang. Man mietete ihr eine Wohnung, bot ihr Diners an und sammelte Geld für sie, das das angebliche Opfer der Justiz ohne alle Bedenken einsackte. Als die Entdeckung der Betrügerei endlich nicht länger ausbleiben konnte, verschwand die Schöne, ohne eine Adresse zu hinterlassen, aber unser Mitnahme der erhaltenen Geschenke.

Die echte Wera Saſſulitſch iſt, wie wir erfahren, im Augenblick, wo ſie die deutſche Grenze überſchreiten wollte, von neuem verhaftet worden und befindet ſich jetzt in einer ruſſiſchen Feſtung. Sie wird binnen kurzem nach Sankt-Petersburg gebracht werden, um zum zweitenmal abgeurteilt zu werden.

Alas! alas! poor Rochefort!

Die macmahoniſchen Blätter amüſierten ſich höchlichſt über dieſes Quiproquo, das ihnen acht Tage auf meine Koſten zu lachen gab. Aber für uns war die Hauptſache erreicht: Wera konnte ruhig in Genf weiter wohnen, denn die Gefahr der Auslieferung war beſeitigt.

Während ich andere Leute vor Gefahren bewahrte, war ich aber auch ſelbſt in meinem vermeintlich ganz ruhigen Zufluchtsort nicht immer ſicher. Sollte man es glauben? Im Jahre 1878 wäre ich beinahe geköpft worden. Und nicht einmal von dem Fallbeil der Guillotine, ſondern von einem echten Richtbeil, wie Thou, Cinq-Mars und Karl I. von England. Dies iſt allerdings die vornehmere Art der Hinrichtung, ich kann aber doch nicht ſagen, daß ich ſie für den Hauptbeteiligten angenehm finde. Die Sache trug ſich in folgender Weiſe zu:

Ich ging ziemlich oft nach Vevey, wo ich mit meinem verſtorbenen Freund Courbet verkehrt hatte und wo noch andere Freunde von mir wohnten. Eines Tages kam ich in das Haus eines mir bekannten ruſſiſchen Flüchtlings, der am Seeufer eine kleine Villa bewohnte. Im Garten ſah ich, ohne übrigens dieſem Umſtand große Aufmerkſamkeit zu ſchenken, einen jungen Mann, der mit einem Stutzen nach einer Scheibe an der Mauer ſchoß. Ich ſagte dem Hausherrn Guten Tag und ſetzte hierauf meinen Spaziergang fort, während der Unbekannte in ſeiner Schießübung fortfuhr.

Einen Monat später geriet ich in eine peinliche, wenngleich lächerliche Verlegenheit, über deren Art ich mich hier nicht näher aussprechen kann; genug, es war eine von jenen Lagen, in die man kommt, so lange man noch keine weißen Haare hat und manchmal auch, wenn man schon welche hat. Olivier Pain kam gerade aus den russischen Gefängnissen zurück, in die man ihn nach der Einnahme von Plewna geworfen hatte. Er sah meinen kläglichen Zustand und sagte mir kurz entschlossen: „Kommen Sie mit!“ Wir reisten ab, begaben uns an einen Ort, wo wir annehmen konnten, daß niemand uns vermuten würde, nach Luxemburg, und stiegen in einem Gasthaus sechsten Ranges in der Nähe des Bahnhofs unter falschen Namen ab. Luxemburg, wo jedermann französisch spricht, gefiel uns ausgezeichnet. Die Einwohner sind von einer patriarchalischen Einfachheit, können die Preußen nicht leiden und haben dagegen eine große Vorliebe für Frankreich. Wir liefen zu unserem Vergnügen in den sehr interessanten Straßen herum, wo wir zu unserer großen Genugthuung lauter ganz unbekannte Gesichter bemerkten. Leider aber tauchte plötzlich ein Bekannter vor uns auf, ein Geschäftsreisender, mit dem wir einmal in Genf in einer Gesellschaft zusammen gespeist hatten. Sehr erfreut über dieses Wiedersehen fragte er uns, wo wir abgestiegen wären und war erstaunt, daß wir weder im Hôtel de France noch im Hôtel de Hollande, sondern in einer wahren Kutscherkneipe wohnten, wo wir übrigens ganz ausgezeichnet und zu märchenhaft billigen Preisen verpflegt wurden.

Es ist sonderbar: obwohl ich weder in meiner Kleidung noch in meinem sonstigen Auftreten irgend etwas Pomphaftes zur Schau trage, hält mich jedermann für

reich. Und dabei war gerade der schwindsüchtige Zustand unserer Börse bei der Wahl unseres bescheidenen Gasthofs ausschlaggebend gewesen. Unser Bekannter konnte nicht begreifen, weshalb ich so hartnäckig in unserer Kneipe bleiben wollte, seine Ueberraschung wuchs aber noch, als er uns dort einen Besuch machen wollte und von unserer Wirtin erfuhr, daß weder ein Herr Olivier Pain, noch ein Herr Henri Rochefort bei ihr abgestiegen sei.

„Warum sind Sie denn unter falschen Namen hier in Luxemburg?" fragte er uns beim nächsten Zusammentreffen. Den wahren Grund konnten wir ihm nicht nennen und wir hatten die größte Furcht, daß er die Nachricht von unserem Aufenthalt unter unseren Genfer Bekannten, denen wir gerade uns entziehen wollten, verbreiten würde, denn er wollte dorthin zurückreisen. Wir beschlossen deshalb wieder abzureisen und uns in irgend einem Schweizer Dorf zu verkriechen.

Jetzt kommt das merkwürdige unseres Abenteuers: Kaum waren wir in dem Zuge, mit welchem wir durch Elsaß-Lothringen fahren wollten, als ein Herr ganz aufgeregt in unseren Abteil sprang und mit halberstickter Stimme uns zurief:

„Wissen Sie das neueste, meine Herren? Der Kaiser Wilhelm ist soeben ermordet!"

Pain und ich stießen einen Ruf der Ueberraschung aus, ohne noch zu wissen, daß diese Neuigkeit uns auch persönlich etwas anging.

Unser Reisegefährte, ein Elsässer, der uns mit der neuen Ordnung der Dinge sehr versöhnt erschien, übersetzte uns aus einer Menge deutscher Zeitungen die neuesten Depeschen: daß auf den alten Kaiser aus einem Hause ‚Unter den Linden' geschossen, daß er von sieben oder acht

Schrotkörnern getroffen sei, daß man den Mörder bereits verhaftet habe, einen gewissen Nobiling, der sich in der letzten Zeit in der Schweiz aufgehalten und dort mit den hervorragendsten Kommuneflüchtigen viel verkehrt habe, und besonders mit Rochefort.

In der Unschuld meines ganz reinen Gewissens mußte ich über diese letzte Nachricht herzlich lachen. Aber in der Schweiz erfuhr ich, daß der junge Mann, den ich im Hause meines russischen Freundes seine Schießübungen hatte anstellen sehen, eben jener Königsmörder Nobiling gewesen war. Es wurde mir klar, daß ich einer sehr großen Gefahr ahnungslos entgangen war. Hätte man mich während der Eisenbahnfahrt auf deutschem Boden erkannt, so wäre ich ohne Zweifel verhaftet worden und dann war es um mich geschehen.

Freilich fühlte ich mich ganz unschuldig und war es auch, aber die Indizien, die sich gegen mich vorbringen ließen, waren in der That erdrückend. Zunächst ließ es sich feststellen, daß ich in einem Nihilistenhause freundschaftlich verkehrte, wo Nobiling sich auf die Ausführung seiner That einübte, ja ich hätte nicht leugnen können, daß ich mit ihm gleichzeitig dort anwesend war. Dann war im höchsten Grade verdächtig meine plötzliche Abreise von Genf, ohne irgend einem Bekannten ein Wort zu sagen. Und warum war ich in der Richtung nach Deutschland gereist, während ich doch ebenso gut nach Italien hätte gehen können, wenn es sich nur darum handelte, den Ort zu wechseln? Was sollte ich in Luxemburg, wo ich nichts zu suchen hatte? Weshalb war ich dort in einer Gastwirtschaft niedrigsten Ranges abgestiegen, was gar nicht zu meinen sonstigen Lebensgewohnheiten paßte? Warum hatte ich mich unter falschem Namen dort aufgehalten?

Woher diese Hast zu erklären, mit der ich abreiste, sobald ich mich von einem Bekannten entdeckt sah? Und noch mehr: Die Depesche von Wera Sassulitschs Freunden war aus Berlin. Sie trug keine Unterschrift und der Wortlaut: ‚Bleiben Sie in Genf und erwarten Sie Brief' klang verdächtig.

Und Nobiling selbst konnte mich nicht entlasten, denn er hatte sich zwei Kugeln in den Kopf gejagt und war verschieden, ohne ein Wort gesprochen zu haben*).

Man hätte mir unzweifelhaft den Prozeß gemacht und wer weiß, was bei der Wut, in der Bismarck nach dem Hödelschen und Nobilingschen Attentat sich befand, der Ausgang gewesen wäre. Im günstigsten Fall würde man mich als entflohenen Kommuneverbrecher an Mac Mahon ausgeliefert haben und das wäre schon schlimm genug gewesen, denn es bedeutete eine zweite Auflage von Neukaledonien, wo man mich diesesmal jedenfalls besser bewacht hätte.

Es ist Thatsache, daß damals meinetwegen zwischen der Schweiz und Deutschland Verhandlungen geführt wurden; wer sich dafür interessiert, könnte es im Jahrgang 1878 des Journal de Genève nachlesen. Glücklicherweise beruhigte sich Deutschland, nachdem die ersten Einschüchterungsversuche bei der Schweizer Eidgenossenschaft vergeblich gewesen waren. Hätte man aber in Berlin von meinem, wenngleich stummen, Zusammentreffen mit Nobiling und von meiner Reise nach Luxemburg gewußt, so wäre es wohl nicht so einfach abgegangen.

Von der materiellen Seite angesehen, war unser

*) Nobiling lebte noch vom 2. Juni, dem Tage des Attentats, bis zum 10. September 1878, allerdings ohne auf längere Zeit zur Besinnung gekommen zu sein.

Flüchtlingsleben in Genf keineswegs glänzend. Die Lanterne kostete für Druck und Versendung an die Pariser Abonnenten soviel und noch mehr, als sie uns eintrug. Wie oft erwachten Pain und ich morgens, ohne zu wissen, wo wir das Frühstück für unsere Kinder hernehmen sollten. Frau Pain mußte mehreremale den Weg nach dem Leihhaus machen, und es kam auch vor, daß wir nicht einmal wußten, was wir versetzen sollten. Trotzdem erschien uns unser Dasein in rosigem Lichte im Vergleich zu dem, welchem wir entronnen waren.

Diese Verlegenheiten konnten überdies auch nur vorübergehend sein, denn ich empfing von verschiedenen Seiten Anträge zur Mitarbeiterschaft an Zeitungen. Das Schwierige war nur, wie meine Beiträge veröffentlicht werden sollten, denn nach dem Preßgesetze war der Druck eines Artikels mit meinem Namen schlechthin verboten. Ja in engherziger Auslegung des Buchstabens erlaubte man nicht einmal die Veröffentlichung eines gewöhnlichen Liebesromans oder eines Kunstausstellungsberichtes, wenn mein Name darunter stand. Die Säbelhelden, die uns regierten, gingen sogar so weit, daß Zeitungen wegen anonym erschienener Artikel angeklagt und verurteilt wurden, weil diese von mir herrühren sollten. Und dabei hatte ich kein Wort davon geschrieben. Meine gegenwärtige Lage war demnach schlimm genug, denn einen anderen Beruf als den, welchen ich gelernt hatte, konnte ich nicht ausüben.

Aber immer, wenn es recht bedenklich um mich stand, trat irgend ein Glücksumstand ein, der mich plötzlich aus aller Not herausriß. So war es auch diesmal.

Ich empfing vom Begründer des ‚Petit Lyonnais' einen sehr verlockenden Vorschlag: er wollte für ein Soublatt den volkstümlichen Titel der Lanterne annehmen und

ich sollte der Hauptmitarbeiter sein, denn er war entschlossen, alles zu wagen. Und bevor ich auch nur eine Zeile schriebe, wollte er mir als Handgeld eine runde Summe von zwanzigtausend Franken auszahlen. Das war die Rettung für mich, ja beinahe das Glück, denn meine Tochter hatte sich mit dem Maler Frédéric Dufaux verlobt, dem Sohne des in Genf sehr angesehenen, tüchtigen Bildhauers. Aber Vater Dufaux hatte seinen Kindern nichts weiter hinterlassen als seinen guten Namen, und die Heirat mußte also notwendigerweise verschoben werden, weil auch zu der bescheidensten Einrichtung die Mittel fehlten. Diese zwanzigtausend Franken beseitigten alle Hindernisse und machten mich für eine hübsche Zeit wieder flott; ich behielt den vierten Teil für meine Haushaltung und gab den Rest meiner Tochter.

Sie heiratete und zog nach Paris; ich war sehr glücklich über ihr Glück, nur fühlte ich mich nach ihrer Abreise recht einsam. Zuweilen ging ich mit Paul Pia, der unter der Kommune Direktor der Eisenbahnen gewesen und deshalb zur Deportation verurteilt war, mit anderen befreundeten Franzosen und mit meinen beiden Söhnen zum Angeln nach Hermance, einem entzückend gelegenen Dorf hart an der Grenze, denn es ist von Frankreich nur durch einen ganz schmalen Bach getrennt, über den eine Brücke von höchstens drei Metern führt. Mit Vorliebe schlenderte ich an dem kleinen Wasserlauf entlang, der in ein Gehölz führte, in dessen Schatten ich oft mich niederließ, um nachzudenken oder zu lesen.

Eines Tages saß ich mit Pia vor einem Wirtshaus, das eine schöne Aussicht auf den See hatte, als ein französischer Gendarm vorbeiging, der mich aufmerksam ansah. Er trug dem Gebrauch gemäß weder seinen Säbel

noch seinen Karabiner, denn das Betreten des eidgenössischen Bodens ist für bewaffnete Soldaten einer fremden Nation verboten. Nachdem er mich lange beobachtet hatte, trat er auf mich zu und sagte:

„Herr Rochefort, ich will Ihnen einen Rat geben: seien Sie recht auf Ihrer Hut! Ein savoyischer Pfarrer hat gegen Sie ein ganz außerordentliches Komplott geschmiedet. Er hat nämlich gehört, daß Sie ziemlich oft am Rand des Baches spazieren gehen und hat ein Dutzend oder fünfzehn Weiber aus seiner Gemeinde angeworben, denen er den Glauben beigebracht hat, sie könnten sich nicht besser das Paradies verdienen, als wenn sie Sie an die französischen Behörden einlieferten."

„Aber wie sollten sie denn das machen," warf ich ein, „ich bin doch auf Schweizer Gebiet?"

„Sehr einfach. Sie stellen sich an den Bach und thun, als ob sie dort ihre Wäsche abhalten. Sie knüpfen ein Gespräch mit Ihnen an, nähern sich unvermerkt dem schweizerischen Ufer, stürzen sich plötzlich auf Sie und werfen Ihnen ein Betttuch über den Kopf. Hierauf schleppen sie Sie nach dem anderen Ufer und übergeben Sie vier französischen Gendarmen, die hinter dem Gebüsch versteckt sein werden. Sie können sich darauf verlassen, daß das, was ich Ihnen sage, wahr ist, denn ich bin selbst zu dem Handstreich kommandiert. Ich habe auch gethan als ob ich darauf einginge, aber ich hatte mir vorgenommen, Sie davon in Kenntnis zu setzen."

Ich dankte diesem kostbaren Gendarmen von ganzem Herzen und wir luden ihn ein, mit uns ein Glas zu trinken. Nur ein Priester konnte ein solches Bubenstück aussinnen, das mich nicht nur meine Freiheit gekostet, sondern mich zugleich unsterblich lächerlich gemacht hätte.

Die Eidgenossenschaft würde sich natürlich beschwert und wahrscheinlich auch meine Freilassung verlangt haben, aber Mac Mahon hatte schon ganz andere Rechtsbrüche begangen und hätte jedenfalls seine Beute nicht wieder losgelassen. Uebrigens würden selbstverständlich Weiber, Priester und Gendarmen beschworen haben, daß ich freiwillig über die Grenze gekommen wäre. Vielleicht hätten sie sogar behauptet, ich hätte, von meinen bösen Lüsten getrieben, eine von den Wäscherinnen verfolgt und sei auf diese Weise ihnen in die Hände gefallen.

Immerhin war die Enthüllung des Gendarmen so eigentümlich, daß ich sie anfangs kaum ernst nehmen mochte. Aber ich habe sogar gewissermaßen die Bestätigung für die Wahrheit seiner Erzählung gehabt. Am Samstag darauf war ein Freund von mir, der Uhrmacher Cambriat, nach Hermance gegangen; er sah ganz deutlich in langer Reihe meine Eumeniden am Bachrand, wie sie mit besonders heftigen Schlägen ihrer Waschhölzer sich bemerkbar machten.

Der ausgezeichnete Gendarm hatte mir aber auch noch einen anderen sehr wertvollen Wink gegeben. Er fragte mich:

„Sind Ihre beiden Söhne nicht am letzten Sonntag zur Kirchweih in Ferney gewesen?"

„Allerdings."

„Sorgen Sie dafür, daß sie ja nicht am nächsten Sonntag dorthin gehen. Ich weiß, man sucht einen Vorwand, um ihnen eine schlimme Geschichte anzuhängen."

„Aber was kann man ihnen denn anhaben?" fragte ich sehr überrascht.

„Irgend etwas. Zum Beispiel ist es nicht so schwer, daß irgend ein Polizeibeamter ihnen ein Portemonnaie in

die Tasche steckt und sie darauf wegen Diebstahls verhaftet."

Man kann sich denken, daß ich meinen beiden Knaben den strengsten Befehl gab, in Genf zu bleiben.

Ich habe diese klerikale und macmahonsche Schurkerei hier mitgeteilt, damit man sieht, welche Fallstricke man mir legte, und begreift, warum ich gegen die Reaktion ein unbesiegliches Mißtrauen habe, das übrigens später mehr als reichlich gerechtfertigt worden ist.

Daß die Regierung die allergrößte Lust hatte mich zu fangen, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Gerade damals wäre den Leuten an der Spitze ein solches Ereignis hochwillkommen gewesen. Die Wahlen standen vor der Thür und von ihrem Ausfall hing es ab, ob die Amnestie in der Kammer durchging. Diese wollte natürlich die Regierung um jeden Preis verhindern und deshalb that sie alles, um durch die Angst vor den Kommunarden ihren konservativen Anhang aufzurütteln. Rochefort mußte verhaftet werden und da man den echten nicht bekommen konnte, nahm man einfach einen anderen. Eines Tages meldeten also die Regierungsblätter, ich wäre auf französischem Boden verhaftet worden, im Augenblick, wo ich die italienische Grenze überschreiten wollte, ‚nachdem ich an die Sektionen der ‚Internationale' das Stichwort zum Losschlagen ausgegeben'.

Der Mann, den man verhaftete, um dieser Meldung einen gewissen Rückhalt zu geben, war ein Amerikaner, der mir übrigens nicht im geringsten ähnlich sah, außer etwa, daß er wie ich leichtgekräuseltes Haar hatte. Ich sah im Café du Nord in Genf dieses Opfer der moralischen Ordnung, denn er kam an meinen Tisch und erzählte mir sein Abenteuer.

Besonders sein Accent war ihm verhängnisvoll geworden, denn der Polizeikommissar, der ihn verhaftete, hatte gemeint, eine so unnatürlich schlechte Aussprache des Französischen müsse unbedingt Verstellung sein. Man hatte ihm natürlich all sein Geld abgenommen und ihn durchsucht, alle seine Briefschaften waren geöffnet und übersetzt worden und hierauf hatte man ihn ins Gefängnis gebracht, das er erst zwei Tage darauf verließ.

„Hat man Ihnen auch Ihr Geld wiedergegeben?“ fragte ich.

„Ja.“

„Nun, da können Sie noch froh sein. Mir hat man auch alles abgenommen, aber niemals das geringste zurückgegeben.“

Er fragte mich, was er als Entschädigung verlangen könnte, und ich riet ihm, von Mac-Mahon hunderttausend Franken zu fordern. Wenn ich ein Geschäftsmann gewesen wäre, hätte ich die Lust der Regierung, mich zu verhaften, sogar ausbeuten können, indem ich eine ganze Schar von falschen Rocheforts ausschickte, die sich an meiner Stelle verhaften ließen und nachdem ihre Unschuld sich herausgestellt hatte, große Summen als Schadenersatz verlangten, die wir uns dann geteilt hätten. Leider habe ich damals nicht daran gedacht, aber vielleicht kann ich in meinem nächsten Exil von diesem einträglichen Plan Gebrauch machen.

Während meines zweiten Exils in London wurde ich mit einem anderen armen Kerl bekannt, den die Polizei von Nancy am Kragen genommen hatte, weil er unbedingt der Chefredakteur des ‚Intransigeant‘ sein müsse. Dieser Doppelgänger von mir war klein, dick, mit einer sehr großen Glatze und trug lange Bartkoteletten. Die

Polizei hatte sich gesagt: „Unmöglich kann ein Mensch Rochefort so wenig ähnlich sehen. Das muß er sein!“

Die neue Lanterne zu einem Sou hatte leider infolge meiner Mitarbeit so viele Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden, daß die Geschäfte sehr schlecht gingen und die Begründer sich entschlossen, das Unternehmen aufzugeben. Zum Glück für meine materielle Lage kamen gerade in diesem Augenblick zwei entschlossene Sozialisten, von denen inzwischen der eine ein nicht weniger entschlossener Reaktionär geworden ist, nach Genf, um Mitarbeiter für ein neues Blatt mit dem schönen Titel ‚Les Droits de l'Homme‘ unter der Flüchtlingskolonie zu werben.

In diesem Blatt wurde zum erstenmal die seitdem so viel gebrauchte Bezeichnung ‚Opportunisten‘ von mir angewendet. Einige Kollegen haben mir allerdings die Vaterschaft dieses Wortes bestritten, indem sie behaupteten, es schon vorher in Provinzialblättern gelesen zu haben. Es liegt mir nicht übermäßig viel daran, denn Wörter haben ihre Schicksale wie Bücher. Ich habe es jedenfalls nicht aus Provinzialblättern, denn ich empfing keine und las keine, und ich hatte die Bezeichnung niemals gehört, ehe ich sie in Genf niederschrieb. ‚Die Opportunisten‘ lautete der Titel des ersten Artikels, der gezeichnet mit dem Buchstaben X . . ., an der Spitze der ersten Nummer der ‚Droits de l'Homme‘ stand.

Den Tag, an dem mein Artikel erschien und nicht vorher, war das Wort ‚Opportunisten‘ in aller Mund und es hat seitdem seinen Weg gemacht.

Die ‚Droits de l'Homme‘ hatten ein bewegtes, aber nur kurzes Dasein. Nach Gambettas schnödem Ausdruck „packte Mac Mahon uns sofort an der Kasse.“ Jeder

Vorwand war willkommen für eine gerichtliche Verfolgung und Verurteilung zu Geldstrafe. Der erste beste, der gern zwei- oder dreihundert Franken gehabt hätte, brauchte nur, ohne irgend einen Grund, die ‚Droits de l'Homme' daraufhin zu verklagen und konnte sicher sein, das Geld als ‚Schadenersatz' zu erhalten. Unser schnelles Ende wurde noch beschleunigt durch die Veröffentlichung eines von mir in Genf geschriebenen Romans, der unter dem Titel ‚Nordlicht' im Feuilleton erschien und dessen Gegenstand die bedrohliche religiöse Reaktion war, die überall in ganz Frankreich dem ‚Heiligen Herzen Jesu' Kirchen errichtete.

Diese klerikale Reaktion trat wirklich schon mit einer erschrecklichen Offenheit auf. Der Hauptmann de Mun, der in seiner Zeugenaussage über die Vorgänge am 18. März sich damit gebrüstet hatte, Frauen erschossen zu haben, die „mit einer gewissen Unverschämtheit in den Tod gingen", dieser Herr de Mun hatte katholische Arbeitervereine gegründet, auf deren Vortragsabenden er seinen Zuhörern erzählte, nur der ‚Syllabus' sei im stande uns Elsaß und Lothringen zurückzugeben.

Der damalige Erzbischof von Paris, Guibert, wählte als Tag, um unser unglückliches Frankreich endgiltig dem Heiligen Herzen Jesu zu weihen, den 16. Juni, weil an einem 16. Juni im siebzehnten Jahrhundert die heilige Jungfrau der stigmatisierten Marie Alacoque erschienen war!

Und wenn man erst die Handlungen der frommen Leute mit ihren Reden verglich, dann mußte sich einem das Herz umkehren! Gerade in jener Zeit wurde der Tod des jungen Gustave Maroteau gemeldet, der im Zuchthaus in Neukaledonien gestorben war, wohin man ihn wegen einer Zeitungsnotiz von fünfzehn Zeilen geschickt hatte. Dieses Ende war vorauszusehen gewesen,

denn Maroteau war eingeschifft worden, obwohl er bereits krank war. Also sterben mußte ein Mensch, nicht wegen eines Artikels, sondern wegen eines Viertels von einem Artikel! So etwas war denn doch noch nicht dagewesen, seitdem Johann Huß, Etienne Dolet oder Hieronymus von Prag auf ihren Scheiterhaufen geendet hatten.

Dieser Mord — denn es war einfach ein Mord — machte unter dem Publikum sehr böses Blut, und die Mac Mahonschen Blätter mußten deshalb für mildernde Umstände sorgen. Und wirklich, die ‚Liberté' fand zu gunsten der Mörder die folgende Ungeheuerlichkeit heraus: Der brustleidende Maroteau war nach der Insel Nou gebracht worden, „in der Hoffnung, daß das Klima von Ozeanien ihm frische Kräfte gäbe." So hätte der Bischof Cauchon, der Jeanne d'Arc auf den Scheiterhaufen schickte, behaupten können, er habe nur dafür sorgen wollen, das sie warme Füße bekäme. Jedenfalls war es eine neue Art die Schwindsucht zu behandeln, indem man den Schwindsüchtigen nicht etwa in einem Salonwagen nach Monte Carlo schickte, sondern sechstausendfünfhundert Meilen weit zu den Antipoden und zwar im Kielraum eines Kriegsschiffes, wo die Nahrung in Pökelfleisch und die ganze ‚Behandlung' in Stockprügeln bestand! Das war denn doch der Gipfel des Cynismus, die Insel Nou für einen Luftkurort, für eine Art Filiale von Nizza und Monaco zu erklären. Die ‚Touristen', die diesen Ort besuchten, spielten allerdings nicht Roulette, sondern sie arbeiteten sechzehn geschlagene Stunden des Tages in den Steinbrüchen bei einer Hitze, die oft auf fünfzig Grad im Schatten stieg.

Was wir die ‚Folterkammer' zu nennen pflegten, das war eigentlich ein Kasinospielsaal und die Gäste des pracht-

vollen Hotels, das die Regierung in unserer Kolonie hatte erbauen lassen, unterzogen sich von Zeit zu Zeit im Interesse ihrer Gesundheit einer Behandlung, die man dort ‚Bastonnade' nannte, die aber in allen Kurorten unter dem Namen ‚Massage' gebräuchlich ist.

Leider hatte diese wohlthuende Körperpflege Maroteau nicht retten können, dessen arme in Frankreich gebliebene Mutter den Tod ihres geliebten Kindes beweinen mußte.

Das waren die Heldenthaten, wodurch die Helden von 1870 sich im Frieden auszeichneten. War es ein Wunder? Hatten sie doch an ihrer Spitze den ‚glorreichen Verwundeten' von Sedan! Allerdings war sein Ruhm nicht ganz unbestritten, ebenso wenig wie seine Wunde; ich besonders hatte mich nicht gescheut, meine Zweifel in dieser Hinsicht offen auszusprechen. Aber auch andere fanden sich, die gegen ihn auftraten, allerdings aus ganz anderen Beweggründen. Wenn der Marschall auch die Republik so schlecht regierte, daß alle Monarchisten ihre Freude daran haben konnten, so zögerte er doch nach deren Meinung viel zu lange mit der Einführung der Monarchie. Das nahmen sie ihm sehr übel und eines Tages bestieg der stürmische General Du Temple die Tribüne der Kammer, um Erklärungen über diesen Punkt zu verlangen. Er rief einen Skandal hervor, der uns Kommuneflüchtigen vielen Spaß machte. Im Einklang mit meinen Artikeln, worin ich behauptet hatte, Mac Mahon habe seine Verwundung bei Sedan nur simuliert, um den Oberbefehl und damit die Verantwortung für die Katastrophe an einen anderen abgeben zu können, nannte Du Temple ihn dreimal den ‚falschen Verwundeten von Sedan'.

Alle Mitglieder der Regierungspartei erhoben sich wie

ein Mann und ballten die Fäuste gegen diesen Du Temple, der es wagte, ihrem Idol alle Schleier abzureißen, und den sie beschuldigten, ‚der Verbündete Rocheforts' zu sein, was jedenfalls ein Beweis dafür war, daß die Abgeordneten fleißig meine Lanterne lasen.

Aber Du Temples Hieb hatte gesessen und ich verlangte in aller Form im nächsten Heft der Lanterne, daß der glorreiche Verwundete von einer ärztlichen Kommission untersucht würde, ob die Wunde wirklich vorhanden gewesen; „denn wenn er nicht verwundet ist," sagte ich, „so ist er auch nicht glorreich."

Zu jener Zeit verlangten gerade fast alle früheren Beamten des Kaiserreichs Pensionen wegen Invalidität, die sie sich in Ausübung ihres Amtes zugezogen haben wollten, und alle diese Männer mußten für ihre Gesuche ärztliche Zeugnisse beibringen. Ich machte darauf aufmerksam, wenn frühere Minister oder Oberstaatsanwälte sich untersuchen lassen müßten, um eine gewöhnliche Pension von sechstausend Franken zu bekommen, so wäre es nicht mehr als recht und billig, wenn ein Marschall von Frankreich, der als Verwundeter und zwar als glorreich Verwundeter Präsident der Republik geworden sei, sich demselben Verfahren unterziehe, da es sich in seinem Fall um ein Gehalt von sechsmalhunderttausend Franken handle, ohne die zwölfmalhunderttausend Franken Repräsentationsgelder zu rechnen.

Der Held von Magenta blieb mir die Antwort nicht schuldig, indem er den Verkauf meines Romans, ‚Die Verderbten', in der neu erschienenen Buchausgabe untersagte. Zwar hatte er keinen Schimmer von Berechtigung hierzu, denn der Roman war ohne Beanstandung im Feuilleton des Rappel erschienen und von Politik war

darin gar nicht die Rede. Das Verbot konnte also nur darin begründet sein, daß man von dem bloßen Namen eines kriegsgerichtlich verurteilten Verbrechers eine Beunruhigung der öffentlichen Meinung erwartete.

Der ritterliche Held, der sich so gerne mit Bayard vergleichen hörte, obgleich er weder zu siegen noch zu sterben gewußt hatte, war also doch nicht so fest überzeugt, daß meine ekelhafte Persönlichkeit der Pariser Bevölkerung nur Abscheu einflößte, wie er immer behaupten ließ! Er fürchtete also, dieser Mann ohne Furcht, daß meine früheren Wähler mir ihre Sympathie bezeigen und dadurch gegen das Urteil seines unfehlbaren Kriegsgericht protestieren könnten.

Ich erkläre hiermit, wenn ich Präsident der Republik und Mac Mahon im Exil gewesen wäre, ich würde mit allen Mitteln darauf hingewirkt haben, um einem von ihm geschriebenen Buch Eingang nach Frankreich zu verschaffen.

Allerdings wäre dies meinerseits die grausamste Rache gewesen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Olivier Pain in Plewna. — Seine Gefangenschaft und Befreiung — Reaktionäre Dummheiten. — Die staatsgefährliche Preisverteilung. — ‚Salvum fac Mac Mahonem'. — Heimweh. — Grévys Wahl. — Gambettas Diktatur. — Die Amnestie.

Gegen das Ende meines Genfer Exils begann es recht einsam um mich zu werden, denn meinen Sohn Octave hatte ich auf Anraten des Herrn Arlès-Dufour seiner Gesundheit wegen nach Algier geschickt, wo er das

Gymnasium besuchte, und Olivier Pain war als Berichterstatter für die ‚Lanterne‘ und das ‚Bien public‘ in den russisch-türkischen Krieg gezogen.

Seine Sympathieen veranlaßten ihn, ins russische Lager zu gehen und er wies dort seine Beglaubigung vor, aber man nahm ihn so kühl auf und er hatte so viele Formalitäten zu erfüllen, daß ihn dies ungeduldig machte und er zu den Türken ging. Osman Pascha, der in Plewna kommandierte, empfing ihn so herzlich, daß Pain sich erbot, ihm im schriftlichen Verkehr mit dem Großfürsten Nikolaus, der gemäß den diplomatischen Bestimmungen in französischer Sprache geführt werden mußte, als Sekretär zu dienen.

Als die regelrechte Belagerung Plewnas durch die Russen begann, hatte Osman Pascha alle Kriegsberichterstatter zusammenberufen und ihnen gesagt, wer die Gefahren und Unbequemlichkeiten der Belagerung nicht mitmachen wolle, habe volle Freiheit, seines Weges zu ziehen.

Alle machten von dieser Erlaubnis Gebrauch mit Ausnahme Pains, den gerade die Gefahr anzog und der sich während der Belagerung als denselben Helden bewährte, der er in den Kommunekämpfen gewesen war. Er erzählte mir später, daß er sich den Spaß gemacht, auf die Drohbriefe des Großfürsten Nikolaus Antworten zu schreiben, die sich sehr weit von der parlamentarischen Sprache entfernten, die aber Osman Pascha, der des Französischen gänzlich unkundig war, vertrauensvoll unterzeichnete.

Die Entbehrungen, die er zu erdulden hatte, erinnerten ihn an die Belagerung von Paris. Wie wir damals, verzehrte man die Pferde und Hunde; als man nichts mehr zu essen hatte, ergab man sich. Dadurch wurde die

Lage des Korrespondenten der Lanterne mehr als kritisch, beinahe verzweifelt. Nachdem die von Genf mitgebrachten Kleider abgetragen waren, hatte er sich gezwungen gesehen, eine türkische Offiziersuniform anzuziehen. Er war aber Franzose, Abgesandter eines Pariser Blattes, und konnte nicht zu einer kriegführenden Partei gerechnet werden. Er galt demgemäß nicht als Kriegsgefangener und die Bestimmungen der Kapitulation kamen ihm nicht zu gute. Im Augenblick, wo die Russen in Plewna einrückten, half Osman Pascha ihm eigenhändig, die Knöpfe und Gradabzeichen von seinem Waffenrock abzutrennen. Trotzdem wurde er verhaftet. Die Erschießung blieb ihm allerdings für den Augenblick noch erspart, aber er mußte zu Fuß in dem tiefen Schnee von Plewna nach Szysran an der Wolga marschieren. Zwanzigmal war er unterwegs vor Erschöpfung umgesunken und als er endlich am Bestimmungsort ankam, mußten zwei Soldaten ihn in seine Gefängniszelle tragen, wo er monatelang auf die Eröffnung seines Prozesses wartete.

Seit der Einschließung von Plewna hatte ich nichts mehr von ihm gehört und ich wurde ernstlich um ihn besorgt, als auch nach dem Fall der Festung immer noch kein Lebenszeichen von ihm kam. Er saß schon seit mehreren Monaten in Szysran, und wir hatten jede Hoffnung aufgegeben, ihn wieder zu sehen, da erhielt ich von seinem im Departement Yonne wohnenden Vater einen Brief, Olivier habe ihm auf einem Zettel mitgeteilt, daß er demnächst vor einem Kriegsgericht erscheinen und ganz bestimmt entweder zum Erschießen oder zum Strang verurteilt würde.

Ich ging sofort zu meinem Freund Héridier, der mir auch in der Angelegenheit der Wera Sassulitsch mit seinem

Rat beistand, und er führte mich mit seiner gewöhnlichen Dienstwilligkeit sofort zum Genfer Staatskanzler, dem die Beziehungen zum Ausland unterstanden. Der treffliche Kanzler stellte sich mir mit Vergnügen zur Verfügung, aber es war sehr schwierig, für Pain einen Ausweg aus seiner unglücklichen Lage zu finden.

Eigentlich konnte er nur von seiner Regierung reklamiert werden; und daß Mac Mahons Regierung mit dem größten Vergnügen einen aus Nouméa entflohenen Franzosen von den russischen Kugeln hätte fallen sehen, ist klar. Ich selbst hatte keinerlei Rechtstitel, zu Gunsten meines Freundes einzuschreiten und würde im Gegenteil die Vollstreckung des Urteils nur beschleunigt haben. Endlich entschlossen wir uns zu einem sehr gewagten Vorgehen: Pain, der seit zwei Jahren in Genf gewohnt hatte, sollte als Genfer Bürger reklamiert werden. Wir setzten ein langes Bittgesuch in Form einer Depesche an den russischen Minister des Auswärtigen auf, der Kanzler unterzeichnete und beförderte sie nach Petersburg.

Wir hatten wenig Vertrauen auf Erfolg und erwarteten mit ziemlicher Bestimmtheit die Antwort, es sei schon zu spät. Vierzehn Tage hatte ich schon in peinlicher Erwartung verbracht, da wurde ich eines Nachts gegen drei Uhr durch ein heftiges Läuten aus meinem Bett aufgeschreckt. Ich stürzte an die Thür und rief:

„Wer ist da?"

„Machen Sie auf, ich bin's!" antwortete Pain, und im Augenblick darauf sah ich ihn zum Skelett abgemagert, ganz in Lumpen gehüllt und mit einem roten Fez auf dem Kopf in mein Haus eintreten. Er war halbtot vor Hunger und Müdigkeit, denn den letzten Teil des Weges hatte er, weil ihm das Geld ausgegangen war, zu Fuß

machen müssen. Man hatte ihn auf Befehl des Zaren Alexander aus seinem Gefängnis herausgelassen und er sah sich mit den paar türkischen Pfunden, die man ihm zurückgegeben hatte, mutterseelenallein in dem fremden Lande, dessen Sprache er nicht verstand.

Natürlich fand er bei mir Unterkunft.

Doch ich bin in der Erzählung von meines Freundes Pain Rückkehr den Ereignissen bereits etwas voraufgeeilt und habe doch noch allerlei von der Regierungskunst Mac Mahons und seiner Leute zu berichten.

Eine ihrer erstaunlichsten Thaten war jedenfalls das Verbot der Preisverteilung im Collège Chaptal: Die Herren Buffet, Minister des Innern, und Ferdinand Duval, Seinepräfekt, hatten nämlich in dieser Versammlung von Jünglingen einen Verstoß gegen die Bestimmung entdeckt, daß alle Vereinigungen behördlicher Erlaubnis bedürfen.

So etwas war wirklich noch nicht dagewesen, das ging in der That noch übers Bohnenlied. Logischerweise hätten der Minister und sein Präfekt die Collèges überhaupt schließen und die Lehrer als Vorsitzende geheimer und unerlaubter Versammlungen vor Gericht ziehen müssen. Die jungen Schüler, die unter dem betrügerischen Vorwand, Latein oder Mathematik zu studieren, jeden Tag zusammenkamen, waren offenbar eigentlich nur Verschwörer, die auf den Umsturz des Ministeriums Buffet sannen. Auch die Eltern der Teilnehmer an der geheimen Verbindung, die sich unter dem Namen des Collège Chaptal verbarg, waren der Verschwörung schuldig, denn sie waren in großer Zahl zu der Preisverteilung erschienen, die natürlich nur ein Vorwand war, um über die Streitkräfte der Verbündeten Musterung abzuhalten. Der Präfekt

hätte sie können verhaften lassen und es war sehr nobel von ihm, daß er ihnen nur die Thür vor der Nase zuschlug.

Ein solches Vorgehen war aber offenbar nicht mehr die gewöhnliche Dummheit, es war eine klare und deutliche Herausforderung. Jedermann mußte begreifen, daß die Regierung die Nation zum äußersten treiben wollte, um dadurch Gelegenheit zu einem Gewaltstreich zu haben.

Man war bereits mitten in den Vorbereitungen zum Staatsstreich vom 16. Mai (1878), obwohl dieser Tag damals noch ziemlich fern war. Herrlich war auch der Ministerrat über die Haupt- und Staatsfrage: ob nicht die Geistlichkeit fürderhin zum Schluß der feierlichen Messen singen lassen sollte: Domine, salvum fac Mac Mahonem.

Unglücklicherweise klang dieses nicht sehr wohllautende ‚fac Mac' ein wenig lächerlich. Warum überhaupt dieser Accusativ ‚Mahonem', warum nicht ebenso gut: ‚Mahonum'? Vielleicht weil ersteres auf ‚imperatorem', letzteres aber auf ‚Barnum' reimt.

Wir Republikaner, für die in dieser Republik kein Platz war, freuten uns herzlich über alle diese Dummheiten der Regierenden. Je mehr man versuchte, im Elysée die Republik abzuleugnen, desto fester wurzelte sie sich in Frankreich selbst ein. Ein Zwischenfall, der sich auf der Reise Mac Mahons im Norden ereignete, brachte das ganze Land in Aufregung. Ein Bürger von Lille hatte sich erlaubt, als der Präsident, umgeben von seinem royalistischen Generalstab, seinen Einzug hielt, zu rufen: „Hoch die Republik!" und der General Loysel hatte ihm geantwortet:

„Halten Sie doch den Mund, Sie Dummkopf!"

Dies Wort machte Aufsehen. Mac Mahon selbst

war trotz seiner sonstigen Beschränktheit sehr betroffen gewesen über die Bewegung der öffentlichen Meinung und hatte seiner Umgebung Befehl gegeben, sich in Zukunft jeder Bemerkung gegen einen durchaus der Verfassung entsprechenden Ruf zu enthalten.

Die Polemik gegen derartige Vorgänge gab mir zwar genug zu thun, aber ich lebte trotzdem in Genf sozusagen in einer geistigen Einsamkeit. Und eines Morgens befiel mich ohne sichtlichen Grund und nachdem ich den Abend vorher ganz vergnügt zu Bette gegangen war, jene seltsame und unerklärliche Krankheit, die man Heimweh nennt. Ich hatte dieses weder in meinen verschiedenen Gefängnissen noch in Neukaledonien verspürt und ich blieb auch während meiner zweiten, sechs Jahre währenden Verbannung in London davon verschont. Warum wurde ich in Genf davon betroffen? Ich weiß es nicht, aber Thatsache ist es, daß die Krankheit plötzlich da war und mich binnen zwei Wochen um viele Kilogramm leichter machte. Die Kleider schlotterten mir um die eingefallene Brust; mir war es, als ob mich beständig ein Nebel umgebe. Ich warf sehnsüchtige Blicke über die Grenze und sah im Geiste mit sozusagen photographischer Deutlichkeit das Bild von Paris, von der letzten Wohnung, die ich dort gehabt, und von den Möbeln, die mich vor der Katastrophe umgeben hatten. Mitten in einem gleichgültigen Satz fing ich plötzlich an zu schluchzen und zu weinen, obwohl ich früher niemals rührselig gewesen war.

Eines Tages kam meine Tochter unangemeldet von Paris zum Besuch, und da ich mich gerade zum Essen niedersetzen wollte, so lud sie sich mit ihrem Mann zum Frühstück ein und nahm an meiner Seite Platz. Man hätte meinen sollen, daß die Gegenwart eines geliebten

Wesens zum mindesten für den Augenblick meine melancholischen Gedanken aufgeheitert hätte. Aber mitten in der Mahlzeit mußte ich aufstehen und hinausgehen und da ich nicht wiederkam, so wurde sie unruhig und sah nach, was aus mir geworden wäre. Und sie fand mich, den Kopf in meine Hände vergraben, an meinem Schreibtisch von einem Weinkrampf befallen.

Dieses böse Heimweh dauerte ungefähr zwei Monate lang; nach dieser Zeit verschwand es allmählich, da die plötzlich eintretenden politischen Ereignisse eine baldige Rückkehr nach dem Vaterland erhoffen ließen. Ich habe von meinen Leiden her ein tiefes und fast brüderliches Mitleid mit den armen Soldaten aus der Bretagne oder sonstwoher behalten, denen inmitten des rohen Kasernenlebens die Erinnerungen an ihren Strand oder an ihre Fluren im Gehirn spuken, bis sie mit einem Büchsenschuß dem Leiden, das alle ihre Gedanken verwirrt, ein Ende machen.

In meinem Roman: ‚Der Flüchtling', den der Rappel nicht lange darauf veröffentlichte, gab ich ein Bild meiner eigenen Seelenqualen in der Gestalt eines armen Marineinfanteristen, der in Neukaledonien in Dienst steht und fortwährend nur an seine Savoyer Berge denkt und in Fragen und Antworten immer nur von ihnen spricht.

Das Scheitern der Verschwörung vom 16. Mai*)

*) Am 16. Mai entließ Mac Mahon das republikanische Kabinett Jules Simon. Der wahre Grund war die Weigerung Simons, dem Verlangen der klerikal-konservativen Minderheit zu folgen und für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes einzutreten; den sehr unzulänglichen Vorwand bildete eine unbedeutende Niederlage des Ministeriums wegen einiger Abänderungen des Preßgesetzes. Da das Kabinett Simon sonst eine

gab allen Geächteten neue Hoffnung. Wäre die Verfassung beobachtet worden, so hätte sogar Mac Mahon die Hütte auf der Halbinsel Ducos beziehen müssen, aus der ich entflohen war. Freilich, das wäre ja zu viel verlangt gewesen, daß die Herren, die kraft ihres Amtes die Verfassung aufrecht erhalten sollten, sie auf sich selber anwendeten.

In der Rede, die der neue, der Kammermehrheit zum Trotz ernannte Minister Broglie im Senat hielt, um die Auflösung des Parlaments zu verlangen, wurde bereits fast unverhüllt mit Anwendung von Gewalt gedroht. Er sagte:

„Das gegenwärtige Kabinett bedeutet eine reinliche Scheidung zwischen Konservativen und Radikalen; und es fühlt sich stark im Vertrauen auf den Namen und den Degen Mac Mahons. Man bietet alles auf, um unserem unglücklichen Lande einzureden, es sei in Gefahr. Jeder erdenkliche Argwohn wird heraufbeschworen. Aber dies alles sind nur leere Drohungen. Das Land wird nicht zaudern, wenn es zwischen dem Marschall von Mac Mahon, diesem alten treuen Diener seiner Nation, diesem Verteidiger aller unser nationalen Einrichtungen, und dem Diktator von Bordeaux zu wählen hat."

Unter den ‚nationalen Einrichtungen' verstand er die Armee, den Klerus, die Beamtenschaft, über die die Re-

---

Mehrheit von vollen zwei Dritteln der Kammer für sich hatte, so mußte die Berufung des reaktionären Ministeriums Broglie natürlich eine Auflösung der Kammer zur Folge haben. Die Neuwahlen fielen wiederum zu Gunsten der Republikaner aus, die in derselben Stärke zurückkehrten, und vom konstitutionellen Standpunkt aus hätte Mac Mahon schon damals seinen Rücktritt nehmen müssen, der erst mehr als ein volles Jahr später erfolgte.

gierung frei verfügte; von der Republik war nicht die Rede, aber freilich hatte der Monarchist de Broglie, der mit dem Gedanken umging, ihr den Garaus zu machen, alle Ursache, von ihr zu schweigen.

Die Kammerauflösung wurde natürlich vom Senat genehmigt, aber nur mit der winzigen Mehrheit von neunzehn Stimmen, während im Palais Bourbon die Tagesordnung, die sich gegen die gouvernementalen Verschwörer aussprach, mit 363 Stimmen gegen 158 angenommen wurde, also mit einer Mehrheit von mehr als 200 Stimmen.

Durch die Auflösung gewannen indessen die neuen Diktatoren Broglie und Fourtou eine Frist von drei Monaten, die sie in geradezu blödsinniger Weise dazu anwandten, um nicht nur die ohnehin schon revolutionären Volksmengen der großen Städte noch mehr aufzureizen, sondern auch die Landbevölkerung und sogar die Eisenbahnangestellten zu erbittern, gegen die wegen Lesens von Zeitungen, welche gegen das Komplott vom 16. Mai geschrieben hatten, nicht nur disziplinarisch, sondern auch gerichtlich vorgegangen wurde!

In ihrer Wut gegen die Zeitungen hatten die Männer vom 16. Mai beschlossen, sie einfach alle totzumachen, und es wurden während der neunzig Tage bis zu den Neuwahlen nicht weniger als zweitausendfünfhundert Preßprozesse eingeleitet. Natürlich brachte jeder neue Prozeß nur neue Aufregung hervor; es wäre unstreitig viel geschickter gewesen und hätte auch nicht viel mehr gegen Recht und Gesetz verstoßen, geradezu wieder den Belagerungszustand zu erklären und allen politischen Zeitungen auf einmal den Hals umzudrehen.

Daß die monarchistischen Verschwörer Grund zu Be-

sorgnissen hatten, läßt sich allerdings nicht leugnen; sie hatten nicht nur die freiheitliche Bewegung des Volkes zu bekämpfen, sondern sie hatten auch, was für sie vielleicht noch viel gefährlicher war, einen Mann, einen wirklich bedeutenden Mann gegen sich: Gambetta. Daß sie ihn zu vernichten strebten, ist erklärlich, aber die Mittel, auf die ihre Spatzenhirne verfielen, waren kläglich. Sie wußten nichts Besseres, als ihn wegen eines in seinem Blatt veröffentlichten Briefes und wegen eines in einer Wählerversammlung in Lille gebrauchten drohenden Wortes vor Gericht zu stellen. Dieses Wort war das berühmt gewordene: ‚Se soumettre ou se démettre.'

Die Herren im Elysée hätten wohl etwas von meiner Wahl im Jahre 1863 lernen können. Ihr Plan war, Gambettas Wählbarkeit zu verhindern oder wenn das nicht ginge, ihn doch wenigstens während der ganzen Zeit der Wahlbewegung im Gefängnis zu halten. Etwas Kindischeres läßt sich kaum denken, denn ein Kandidat im Gefängnis ist fast immer so gut wie gewählt.

Uebrigens dachte Gambetta wahrscheinlich, er bedürfte derartiger Hilfsmittel nicht; um dem Gefängnis zu entgehen, ließ er sich ‚in absentia' verurteilen und legte dann gegen die ihm zuerkannten drei Monate Berufung ein. Er wurde natürlich in Paris wiedergewählt, mit ihm zugleich die anderen republikanischen Mitglieder der aufgelösten Kammer, und das war der ganze Erfolg von Mac Mahons schamlosen Polizeikünsten.

Der Wahltag versetzte natürlich uns Kommunarden, die wir in der Verbannung lebten, in nicht geringe Aufregung. Wir waren fast vollzählig in meiner Wohnung versammelt, wohin unsere Freunde aus Frankreich ihre telegraphischen Berichte adressierten, und blieben bis zwei

Uhr morgens vereinigt, um die Freudenbotschaften zu besprechen. Für uns stand ja alles auf dem Spiel. Wenn die Reaktion siegte, was durchaus nicht ausgeschlossen war, so wurde dadurch für uns die bange Nacht der Deportation und des Exils bis in unbestimmteste Ferne verlängert. Wenn aber Mac Mahon geschlagen wurde, so mußte er natürlich seine Koffer packen und das Elysée verlassen.

Er wurde geschlagen — aber er packte nicht.

Fortwährend hatte er gesagt: ‚meine Politik', ‚meine Verantwortlichkeit'; wiederholt hatte er erklärt: ‚das Volk soll zwischen den Radikalen und mir entscheiden'.

Das Land hatte entschieden, aber der alte Marschall, für den ja allerdings Niederlagen nichts ganz Ungewohntes waren, setzte sich vornehm über das Urteil hinweg, das er selbst angerufen hatte. Die Wahlen vom 14. Oktober bewiesen Mac Mahon, daß er fünf Millionen Wähler gegen sich hatte und er blieb trotzdem.

Als er seine Verschwörung gescheitert sah, ließ der Marschall seine Verbündeten tapfer im Stich und bequemte sich zu einem ‚republikanischen' Ministerium, dessen Vorsitz der Orléanist Dufaure führte. Und Frankreich hatte so lange Zeit immer am Rande eines Staatsstreichs gestanden, daß es erleichtert aufatmete; es fühlte sich gerettet. Der Präsident aber trug nunmehr für dieselbe Republik, auf deren Vernichtung er gesonnen hatte, die zärtlichst besorgten Gefühle zur Schau, als ob er Tag und Nacht nur für ihr Wohl arbeitete.*) Doch der Boden

*) Zwischen Mac Mahons Niederlage bei den Kammerwahlen und seiner Abdankung verging noch das volle Jahr 1878. Er hätte ohne Zweifel gern einen Staatsstreich gemacht, aber die Mitwirkung der Armee war sehr unsicher. Andererseits gönnten

wurde ihm zu heiß unter den Füßen, als man immer offener davon sprach, Broglie und seinen Kollegen Rochebouëf in Anklagezustand zu versetzen, und er hielt es für ratsam, das Elysée zu räumen, um es nicht unfreiwillig mit dem Justizpalast zu vertauschen.

Die Wahl Grévys war für uns gleichbedeutend mit der Amnestie; wirklich begannen sich auch durch zahlreiche Einzelbegnadigungen die Reihen der neukaledonischen Sträflinge bald zu lichten, und jedes Schiff brachte eine Anzahl von diesen Unglücklichen, die seit sieben Jahren dort als Opfer der Politik geschmachtet hatten, nach Frankreich zurück. Aber die allgemeine Begnadigung, die endgiltige Erlösung der Tausende von Männern und Frauen, die für die Kommune, d. h. für die Republik, gekämpft hatten, wurde immer noch auf ‚ruhigere Zeiten' verschoben. Nachdem Gambetta über seinen persönlichen Gegner Mac Mahon den Sieg davongetragen hatte, war der allgemeine Glaube gewesen, daß nun alle republikanischen Kräfte sich eng zusammenschließen würden. Dies traf nicht ein, sondern die Anträge auf Amnestie wurden im Gegenteil systematisch abgelehnt. Für diese Verzögerung trug Gambetta, der sich selbst als ‚Diktator der Ueberredung' bezeichnete, die größte Verantwortung, denn er war fast der unumschränkte Gebieter der Kammer. Aber er gefiel sich darin, mit seinen früheren Wählern von Belleville, die jetzt größtenteils in den Silos von Neukaledonien verkümmerten, ein

---

die Republikaner, die ihn schon damals hätten stürzen können, ihm noch die Gnadenfrist, um den Erfolg der Pariser Weltausstellung im Jahre 1878 nicht zu gefährden. Erst als im Januar 1879 die Republikaner auch im Senat die Mehrheit erhielten, war die Stellung des Präsidenten völlig unhaltbar geworden und er trat daher zurück.

wenig als großer Herr umzuspringen und beeilte sich durchaus nicht, ihnen ihre Freiheit wieder zu verschaffen. Die Gesellschaft von Juden, wie Herr Jakob von Reinach, oder von Abenteurern war ihm lieber. Er schonte offensichtlich die Reaktionäre, gegen die er einst den Kampfruf ausgestoßen hatte: „Der Klerikalismus, das ist der Feind!“ und legte seinen Jüngern warm ans Herz, die ‚katholische Kundschaft‘ nicht zu verstimmen.

Gambettas Taktik uns gegenüber, die ich oft genug aufgedeckt habe, war sehr einfach: wenn ein Antrag auf Amnestie gestellt wurde, stimmte er selbst dafür, aber veranlaßte seine Parteigenossen, sie abzulehnen. Dieses zweideutige Benehmen wurde natürlich bald durchschaut und versetzte seiner Popularität einen schlimmen Stoß. Uebrigens konnte man leicht erkennen, wes Geistes Kind er war, wenn man sich seine Umgebung etwas näher ansah: Herrn Rouvier, der sich später damit brüstete, daß er stets ‚nur Geschäfte‘ gemacht habe, Herrn Etienne, die große Begeisterungspuppe für alle Kolonialabenteuer, und Herrn Waldeck-Rousseau, der heutzutage der letzte Hoffnungsanker der Reaktion ist.

Schließlich hatten wir von Gambettas Komödie genug und wir gaben daher an unsere Freunde in Frankreich das Losungswort aus: wenn nicht bis zum 14. Juli 1880, zum Fest der Republik, die Amnestie erlassen würde, sollten alle dreifarbigen Flaggen aus den Fenstern fortgenommen und durch schwarze Fahnen ersetzt werden. Arbeiterhaufen sollten durch die Straßen ziehen und rufen: Amnestie! Außerdem sollten in den äußeren Stadtvierteln alle Bälle abgesagt werden und die venetianischen Laternen sollten nur durch ihre Abwesenheit glänzen.

Der Italiener Gambetta war schlau genug, um so-

fort die ganze Tragweite dieses Ultimatums zu wittern, und seine einzige Sorge war deshalb nur noch, daß das Verdienst der Maßregel, die er nicht mehr hintertreiben konnte, vor allen anderen ihm zugeschrieben würde. Er stieg also auf die Tribüne und erklärte unter einem Beifallssturm derselben Kammer, die seit zwei Jahren alle drei Monate die Amnestie verwarf: Die Stunde habe geschlagen, jetzt endlich den ‚Popanz des Bürgerkrieges' in die Ecke zu werfen.

Frankreich stand uns wieder offen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Rückkehr nach Frankreich. — Riesenkundgebung für mich. — Gambettas Eitelkeit. — Mein Auftreten gegen den Diktator. — Die Verwerfung des Listenskrutiniums. — Olivier Pain bei der Enthüllung des Thiersdenkmals. — Meine Begegnung mit Mac Mahon. — Die Mailänder Denkfeier für die Schlacht bei Mentana. — Blanquis Leichenbegängnis. — Die kleine Louise.

Olivier Pain, der schon einige Monate vorher begnadigt war, obgleich er niemals einen Schritt deswegen gethan hatte, war bereits in Paris und hatte meinen alten Leidensgefährten und sonstigen Freunden die Stunde meiner Abfahrt von Genf und meiner Ankunft auf dem Lyoner Bahnhof in Paris mitgeteilt. Ich war also auf einen freundschaftlichen Empfang gefaßt; aber ich war sprachlos vor Staunen gegenüber der überwältigenden Kundgebung, die mich empfing, als ich aus dem Zuge stieg. Drei Wochen vorher war ich durch einen Degenstich ziemlich

schwer verwundet worden, den ich hauptsächlich meiner Vergeßlichkeit zu verdanken hatte. Ich hatte mir für das Rencontre ein Paar neue Glacéhandschuhe gekauft, um den Degengriff besser halten zu können; sorglos wie immer hatte ich aber nicht daran gedacht, sie vorher zu probieren, und erst als ich den Handschuh anzog, bemerkte ich, daß er zu eng war und daß ich den Griff kaum damit umspannen konnte. Mein Gegner war ziemlich kräftig und eine Terz von ihm riß mir die Klinge aus der Hand; da er im selben Augenblick nachstieß, so empfing ich eine Wunde mitten auf die Brust. Ich konnte zwar nach einigen Tagen schon wieder das Bett verlassen, aber in Paris hatte sich die Nachricht von meinem Tode verbreitet und eine Teilnahme wachgerufen, der ich wohl bis zu einem gewissen Grade die unglaubliche Huldigung des Volkes zuschreiben darf, deren Gegenstand ich war.

Das Gedränge um den Lyoner Bahnhof herum war derartig, daß alle Fenster eingeschlagen und alle Thüren aus den Angeln gerissen wurden. Die Menge ergoß sich auf den Bahnsteig in so dichten Scharen, daß ich nicht zu dem Wagen gelangen konnte, der mich erwartete, um mich nach Victor Hugos Haus zu fahren, wo ich zum Essen eingeladen war.

Ich stürzte mich, oder vielmehr man stürzte mich in die erste beste Droschke, deren Kutscher von seinem Bock heruntergeklettert war, um mich besser in der Nähe zu sehen. Als der Wagen, mehr geschoben als gezogen, auf den offenen Platz kam, war ich wie betäubt durch den Anblick der Menge, die ihn anfüllte. Arbeiter warfen sich fast unter die Räder meines Fuhrwerks, um mir die Hand zu schütteln, und ich mußte den einen Arm zum linken und den anderen zum rechten Wagenschlag herausstrecken.

Meine Begleiter, deren Anzahl in allen Zeitungen auf mindestens hunderttausend geschätzt wurde, sangen aus vollem Halse die Marseillaise und viele kletterten auf meine unglückliche Kutsche, worin ich mit Frau Olivier Pain, ihrem Töchterchen Andrea, Frau Destrem und meinem aus Genf mitgebrachten Sohn saß. Schon krachte das Dach und wir dachten jeden Augenblick, die Karrete würde zusammenbrechen.

Diese Katastrophe trat endlich auf dem Platz der Republik ein, den wir nach einer Fahrt von anderthalb Stunden*) erreichten. Das Pferd stürzte, der Wagen ging in Trümmer, und da die Menge nachdrängte, so fehlte nicht viel und ich wäre in meinem Triumph erdrückt worden. Zum Glück vermochte ich mich aus den Ueberbleibseln des Wagens hervorzuarbeiten und die nächsten Reihen der Manifestanten öffneten mir eine schmale Gasse, durch die ich in einen Kleiderladen schlüpfte. Ich riß die Thür auf, die man nur mit vieler Mühe wieder schließen konnte, da unzählige Neugierige ebenfalls eindringen wollten.

Hier saß ich nun bis elf Uhr abends eingesperrt und belagert; an eine Teilnahme an dem Freundesmahl, das mich bei Victor Hugo erwartete, war natürlich nicht zu denken. Erst in dieser späten Stunde gelang es mir, mich zu einem Wagen zu schleichen, den man mir geholt hatte, und den Gasthof zu erreichen, wo für mich Zimmer bestellt waren. Meine Kleider waren in sehr kläglichem Zustande, aber mein Herz war fröhlich.

---

*) Die Entfernung vom Lyoner Bahnhof nach der Place de la République beträgt sonst für einen Fußgänger eine kleine halbe Stunde, für eine Droschke etwa eine Viertelstunde. A. d. H.

Ich selbst hatte mir in dem engen Fiaker, worin ich anderthalb Stunden lang eingepreßt saß, kaum eine richtige Vorstellung von dem freiwilligen Aufgebot meiner Freunde machen können. Ich erlaube mir daher, einige Stellen aus dem Bericht des ‚Figaro' anzuführen, den man wohl nicht im Verdacht haben wird, daß er zu meinen Gunsten übertrieben habe, denn er war damals mein intimster Feind. Zugleich können diejenigen Leser, die sich dafür interessieren, daraus auch einen Begriff bekommen, wie ich damals aussah.

Das Blatt schrieb:

Wir wissen nicht, ob die Freunde des Herrn Gambetta ihrem Meister den Triumphzug Rocheforts in seiner vollen Wahrheit schildern werden, aber wir können ihm ‚de visu' den durchaus revolutionären Anblick der Menge bestätigen, die dem begnadigten Pamphletisten das Geleit gab und die nur auf ein Fingerzeichen von ihm wartete, um Gambetta sogar aus seiner silbernen Badewanne herauszuholen.

Auf alle Augenzeugen hat der unerhörte Einzug dieselbe Wirkung hervorgebracht: Es liegt eine Gefahr in der Luft, eine Gefahr, die der Opportunismus nicht eingestehen will, weil er zu ihrer Bekämpfung sich ohnmächtig fühlt.

Ehe ein Monat vergeht, werden die Kommunarden Vergeltung gegen ihre Besieger von 1871 fordern, und wie sollte die Regierung ihnen diese Genugthuung verweigern können? Herr de Freycinet wird mit Händen und Füßen um sich schlagen — oder doch wenigstens so thun — aber er wird zuletzt doch nachgeben. Das wird hübsch werden.

Doch kommen wir zu unserem Bericht:

Der Nationalfeiertag des 14. Juli begann schon am Montag den 12., um 5 Uhr 40 Minuten abends, indem einige Thüren eingedrückt und ziemlich viele Fensterscheiben des Lyoner Bahnhofs zerschlagen wurden. In ihrer Begeisterung für Rochefort nahm die Menge den ersten besten Weg, um ihren Abgott in der Nähe zu sehen und fragte nicht lange, ob eine Thür oder ein Fenster verschlossen war oder nicht.

Als Rochefort aus dem Wagen steigt, erschallen unaufhörlich die Rufe: Hoch Rochefort! Hoch die Amnestie! Hoch die Republik! Ehe er den Boden berührt, wird er fortgerissen, in die Höhe gehoben, von allen Seiten umdrängt. Auf den ersten Anblick scheint er nicht viel gealtert. Seine Züge sind immer noch die gleichen, aber das Gesicht ist voller geworden und nicht mehr so eckig wie früher. Auch seine Brust ist jetzt breiter. Der frühere Redakteur der Lanterne ist fett geworden, seine Gesichtsfarbe ist bleich, die Haare an den Schläfen leicht ergraut, aber sie stehen ihm immer noch in einem starren Büschel auf dem Kopf. Obwohl er eine ungeheure Genugthuung empfinden muß, wieder in Paris zu sein, verrät sein Antlitz weder Freude noch sonst eine Bewegung.

Als er endlich in einem Wagen sitzt, geht die Manifestation erst recht los. Von der Menschenmenge umdrängt, kann das Pferd keinen Schritt vorwärts machen. Endlich wird etwas Platz gemacht und der Wagen setzt sich langsam in Bewegung, hinter ihm etwa vierzig andere Fuhrwerke und Tausende von Menschen, die fortwährend Hoch Rochefort! rufen.

So gut es gehen will, fährt man die Rue de Lyon entlang. Auf dem Bastillenplatz neuer Aufenthalt. Die Ansammlung von Wagen und Fußgängern ist ungeheuer. Um die Zeit zu vertreiben, stimmt eine Bande Manifestanten die Marseillaise an, hierauf singt man den ‚Chant du départ'. Aber alles wird übertönt von den immer stärker anschwellenden Rufen: Hoch Rochefort! Endlich wird der Bastillenplatz überschritten und der Zug biegt in die großen Boulevards ein. Von diesem Augenblick an hört der Verkehr in der entgegengesetzten Richtung vollständig auf. Kein Fuhrwerk vermag den Menschenstrom zu durchbrechen. Eine zehnfache Reihe von Fuhrwerken fährt im Schritt hinter Rocheforts Droschke her. Auf dem Platz der Republik wird die Menge, die durch alle Seitenstraßen hervorbricht, noch immer größer. Vor dem Standbild der Republik bricht der arme Droschkengaul zusammen.

Ist das ein Omen?

Omen oder nicht, Rochefort rafft von seinem Sturz sich auf und verschwindet mit Olivier Pain in einem Laden.

Eine Stunde vergeht und Rochefort läßt sich nicht wieder sehen.

Um acht Uhr abends erwartete man ihn auf der Redaktion der Lanterne in der Rue Coq-Héron und ebenfalls bei seinem neuen Blatt, dem ‚Intransigeant', Rue du Croissant. Niemand hatte etwas von ihm gehört.

Rochefort am Tage seines Einzuges in Paris verloren gegangen — einen spaßigeren und überraschenderen Schluß konnte die Kundgebung nicht haben!

Der ‚Constitutionnel' widmete mir einen Leitartikel, worin sich eine wahre Herzbeklemmung aussprach. Er stellte die Ansicht auf, ich hätte bei meinem Triumpheinzug mit den hunderttausend Mann, die zu meinem Empfang herbeigeeilt waren, ohne weiteres nach dem Elysée marschieren, den alten Grévy absetzen und mich zum Gebieter der französischen Nation aufwerfen können.

Man wird mir zugeben, daß es von mir, dem allerentschiedensten Gegner aller Staatsstreiche, höchst sonderbar gewesen wäre, wenn ich zur Feier meiner Rückkehr nach Frankreich einen veranstaltet hätte. Uebrigens täuschten sich sowohl der Constitutionel wie der Figaro noch in einem anderen Punkte: in die Jubelrufe, die die Pariser Bevölkerung mir zum Willkomm entgegenjauchzte, mischte sich durchaus keine feindselige Absicht gegen Grévy, der die Amnestie erlassen und ebenso wenig gegen Gambetta, der sie beantragt hatte.

Das Volk war glücklich, einen Mann wiederzusehen, der ohne irgend welche Hintergedanken persönlichen Ehrgeizes für die Freiheit gekämpft und gelitten hatte; es trat auf die Seite des Verfolgten und zeigte dies offen den Verfolgern. Mit Grévy oder Gambetta hatte die Kundgebung gar nichts zu thun; die Menge dachte nur an mich und sonst an niemand.

Uebrigens erneuerte dieser Empfang vom 12. Juli

1880 sich noch großartiger und einmütiger bei meiner Rückkehr aus der zweiten Verbannung im Jahre 1895; auch damals richtete er sich nicht etwa gegen den neuen Präsidenten Felix Faure, sondern galt nur mir allein.

Aber keine Rose ohne Dornen: länger als einen Monat konnte ich mich nicht auf der Straße sehen lassen, ohne Menschenaufläufe hervorzurufen. Die Droschkenkutscher weigerten sich, Fahrgeld von mir anzunehmen und das wurde schließlich für mich eine ziemlich teure Geschichte, indem ich mich verpflichtet glaubte, anstatt der tarifmäßigen zwei Franken fünfzig, ihnen jedesmal einen Fünffrankenthaler aufzudrängen, um auf meine Gesundheit zu trinken.

Der Bericht des Figaro über meine Ankunft erwähnte bereits mein neues Blatt, den Intransigeant. Leider hatte ich den Fehler begangen, kurz vor meiner Abreise aus Genf einen Vertrag zu unterzeichnen, wonach der Preis der Nummer auf zehn Centimes festgesetzt wurde. Nach der gewaltigen Kundgebung, die für mich veranstaltet war, begriff ich sofort, daß der einzige Preis, der mit der pekuniären Lage meiner Leser im Einklang gestanden wäre, nur ‚ein Sou' sein konnte. Zu meiner Entschuldigung kann wohl dienen, daß damals die sogenannten Soublätter bei weitem noch nicht die Wichtigkeit in der Zeitungswelt einnahmen, wie heutzutage. Daß ich nicht aus Habsucht den Preis so hoch stellte, bedarf wohl nicht der Versicherung; ich hatte eben dieser Frage nur eine nebensächliche Bedeutung beigelegt und darin irrte ich mich sehr. Der Einfluß meines Blattes machte sich thatsächlich erst von dem Augenblick an machtvoll geltend, als ich der alleinige Herr im Hause geworden war und den Preis auf die Hälfte herabsetzte.

Der erste große Gegner, mit dem ich sofort den Kampf als Journalist aufzunehmen hatte, war Gambetta. Er war nach seinem Sieg über Mac Mahon mehr denn je unumschränkter Gebieter über die Kammermehrheit, aber sein Ansehen beim Volk hatte damals bereits gewaltig gelitten. Daran war nur seine verächtliche Behandlung der Demokratie schuld; der Sohn des Krämerleins von Cahors hatte vergessen, daß sie allein ihn so hoch emporgehoben hatte, oder noch wahrscheinlicher: er wollte dies vergessen. Er trug hochmütig seine Freundschaft mit dem General Gallifet zur Schau; aber seine Beziehungen zu dem Helden der Füsiladen wurden für ihn wie der Wurm, der den gesunden Apfel zerstört. Seine Freunde sahen wohl recht gut den großen Fehler, den er beging, aber es gelang ihnen nicht, ihn mit ihren schwachen Redensarten vor dem Volk zu beschönigen. Gambetta selbst war blind und taub; der Gedanke, einen Marquis auf den Bauch tätscheln zu dürfen, raubte ihm alle Besinnung. Sein Traum — der übrigens in Erfüllung ging — war damals, in kleinem Kreise mit dem Prinzen von Wales zusammen zu frühstücken.

Die Spektakelszenen, die bei meiner Ankunft in Paris stattgefunden, hatten Gambetta wohl nicht beunruhigt, denn er hatte von mir keinen Wettbewerb zu befürchten, aber sie hatten ihn überrascht; er erkannte sofort, welche Bedeutung mir beim Volk zufallen mußte und er versuchte sie für sich auszunutzen. Aber ich benahm mich bei einem Versuch, den einige seiner Freunde in dieser Richtung bei mir machten, so kühl, daß man nicht zum zweitenmal kam. Die Verhältnisse erforderten es, daß ich bald darauf offen gegen ihn in die Schranken trat. Gambetta plante damals die Einführung der Listenwahl, die nichts weiter

bedeutet hätte, als ein Plebiszit. Er hätte sich damals mit der größten Leichtigkeit in sechzig Departements wählen lassen können, deren Präfekten gehorsam nur seines Winkes harrten. Welche Figur hätte dann neben ihm ein anderer Abgeordneter im Parlament gespielt, der kaum fünfundzwanzigtausend Stimmen gegen seine vier Millionen hätte aufweisen können? Wir wollten nicht, daß das Prinzip des allgemeinen Wahlrechts als Vorwand für derartige Unbilligkeit benutzt würde und bekämpften deshalb das Plebiszit von 1881 mit dem gleichen Ungestüm wie das von 1870. Vor einem genueser Cäsar mußte man ebenso sehr auf der Hut sein wie vor einem korsischen oder holländischen; wir hatten nicht deshalb eine alte Dynastie von ihrem Thron verjagt, damit eine neue es sich auf dem frei gewordenen Platz bequem machte. Ich beabsichtigte zwar nicht Gambettas Brutus zu werden, aber noch weniger wollte ich sein Pompejus sein.

Gambettas Satrapenmanieren begannen aber auch den alten Grévy lebhaft zu beunruhigen, der nicht gesonnen war, sich nur zum Warmhalten des Präsidentensitzes benutzen zu lassen. Der kluge und verschlagene jurassische Bauer, der damals Bewohner des Elyséepalastes war, kämpfte daher mit allen Kräften gegen den ‚Diktator der Ueberredung' an, indem er als Minister stets nur erklärte Gegner desselben annahm.

Das Listenskrutinium wurde mit einer schwachen Mehrheit verworfen, aber diese schwache Majorität zählte so gut, als wenn sie eine starke gewesen wäre, denn sie brachte das Komplott vollständig zum Scheitern. Diese unerwartete Schlappe war Gambetta sehr empfindlich; er äußerte zu einem anderen Abgeordneten, als das Abstimmungsergebnis bekannt wurde:

„Seit einiger Zeit kracht mir alles unter den Füßen.“

Und am nächsten Morgen verkündete die ‚Republique Française‘, da sie nicht wußte, an wem sie ihren Aerger auslassen sollte:

„Die Mehrheit hat gegen das Listenskrutinium gestimmt, um Herrn Rochefort einen Gefallen zu thun.“

Eine thörichtere Phrase kann man sich wohl kaum denken.

Um jene Zeit fand die Enthüllung des Standbildes von Thiers in Saint-Germain statt und gab Anlaß zu einer den Würdenträgern des Opportunismus sehr peinlichen Szene. Die buntbeflaggten Tribünen ächzten unter dem Gewicht der wohlbeleibten Senatoren, Abgeordneten und Akademiker. Die Musikkorps spielten die Marseillaise, die Thiers so lange hatte verbieten lassen. Redner priesen mit feurigem Schwung den Mann, der nur aus Liebe zur Freiheit die Hälfte der Pariser hatte abschlachten oder deportieren lassen. Und alle Anwesenden waren tiefgerührt und die Thränen begannen stromweise zu fließen.

Da erinnerte sich Olivier Pain, der für den Intransigeant über diese Apotheose Bericht erstatten sollte, des Blutes, das in den Rinnsteinen entlang geflossen war, vor seinem Blick stiegen wieder die Leichenhaufen auf dem Straßenpflaster auf, er sah wieder die Frauen und Kinder, die unter den Flintenschüssen der Standgerichte zusammenbrachen, er gedachte der Mütter, die ins Gefängnis geschleppt waren, weil sie sich weigerten, ihre Söhne auszuliefern, und erinnerte sich der Martern, die die Gefangenen zu erleiden hatten, wenn sie den Chassepots glücklich entronnen waren. Und er erinnerte sich ohne Zweifel auch der sieben Wunden, die er selber an Delescluzes Seite an seinem Leibe und im Gesicht empfangen hatte.

Und plötzlich sprang er auf in prachtvollem Zorn und schleuderte, wie ein Geist der Rache neben Madame Thiers stehend, in die wie versteinert dasitzende Versammlung von Senatoren und Akademikern den Ausruf:

„Im Namen der fünfunddreißigtausend Patrioten, die im Mai 1871 erschossen wurden —

„im Namen der hingeschlachteten Frauen und Kinder —

„protestiere ich als Republikaner und Patriot gegen die Verherrlichung des Massenmordes und gegen die Errichtung eines Denkmals für den Mörder!"

Madame Thiers sank wie vernichtet in ihren Sessel zurück und stöhnte:

„Ah, er hat mich getötet!"

Man stürzte sich auf Olivier Pain und zwei Stadtsergeanten packten ihn am Kragen und schleppten ihn nach der Polizeiwache von Saint-Germain, wo er allerdings kaum eine halbe Stunde blieb, denn diese völlig ungesetzliche Verhaftung ließ sich natürlich nicht aufrecht erhalten. Olivier Pain hatte auf einem öffentlichen Platz, der für jedermann zugänglich war, seine Meinung geäußert. Weiter nichts. Und dazu hatte er genau dasselbe Recht, wie sein Vorredner, Herr Léon Say, der den alten Thiers in der überschwänglichsten Weise gepriesen hatte. Ja, die Wahrheit war sogar zweifelsohne auf seiten Pains und nicht auf der der offiziellen Lobredner.

Ein ähnlicher Zwischenfall begegnete mir selbst mit Herrn Thiers' Nachfolger, Mac Mahon, den ich bisher nicht von Angesicht gekannt hatte. Ich fuhr mit einem Freunde in dessen Victoria vom Rennen in Longchamps zurück; es war am Tage des ‚Grand Prix de Paris', der Verkehr daher sehr stark, die Wagen waren gegeneinander

gedrängt und konnten kaum vorwärts kommen. Plötzlich hörte ich neben mir flüstern: „Das ist Rochefort.“

Ich blickte auf und sah, wie sich ein Gesicht mit weißem Schnurrbart und ziegelroten Wangen nach mir umwandte. Mein Freund sagte mir: „Das ist Mac Mahon.“

Als ich diesen Namen hörte, stiegen alle Erinnerungen an die blutige Woche und an die Leiden, die ich und so viele andere erduldet hatten, wieder in mir auf. Der Zorn riß mich fort, ich sah ihm gerade ins Gesicht und sagte so laut ich konnte:

„Jawohl, ich bin's, alter Mörder! Du glaubtest wohl, ich würde nicht wieder herauskommen aus den Silos, in denen du mich wolltest verrecken lassen? Aber heute liegst du unten und ich bin obenauf. Und was macht denn deine Wunde? Hat sie sich immer noch nicht schließen wollen?“

Kurz und gut, ich schleuderte ihm alle Beschimpfungen an den Kopf, die mir gerade auf die Zunge kamen; und dabei duzte ich ihn fortwährend. Mein Freund versuchte vergeblich, mich zu beruhigen; er schwitzte Blut und war ganz außer sich, daß er mich in seinen Wagen genommen hatte. Ich glaube, wenn Mac Mahon nur das geringste Wörtlein erwidert hätte — was natürlich sein unbestreitbares Recht gewesen wäre, — so wäre ich aus dem Wagen gesprungen und ihm an die Kehle gefahren. Ich sah thatsächlich nicht mehr ganz klar vor Augen.

Er erwiderte kein Wort und blickte beharrlich nach der entgegengesetzten Seite; von den drei jungen Leuten, die bei ihm in seinem Landauer saßen, that keiner den Mund auf. Es war vielleicht gut, daß die Wagen sich wieder in Bewegung setzten und wir auf diese Weise voneinander getrennt wurden. Ich weiß nicht, was ich sonst vielleicht noch gethan hätte!

Ja, ich bekenne es, ich bin unversöhnlich in meinem Haß und ich habe wohl manchmal, von meinen Gefühlen fortgerissen, die Grenzen überschritten, die die ‚wohlerzogenen' Leute stets inne zu halten wissen. Aber wenn ich hassen kann, so kann ich dafür auch lieben und bewundern.

Die Einweihung des Mailänder Denkmals für die bei Mentana gefallenen Garibaldianer gab mir Gelegenheit, einen von mir geliebten und bewunderten Helden endlich auch persönlich kennen zu lernen, und ich folgte daher mit Freuden der Einladung der italienischen Demokraten, den Ehrentag des greisen Garibaldi verherrlichen zu helfen.

Bekanntlich hatte bei Mentana das Chassepot Wunder gethan, wie der General Failly stolz telegraphierte; aber es hatte auch ein Wunder bewirkt, woran der siegreiche Soldat und der Dummkopf Bonaparte wohl nicht gedacht hatten. Die ganz überflüssige Heldenthat gegen Garibaldis Häuflein, das ohnehin schon auf dem Rückzug begriffen war, veranlaßte Italien, unthätig beiseite zu stehen, als einige Jahre später Frankreich auf Leben und Tod rang. Italien kann sich trösten über die sieben- oder achthundert Patrioten, die unter den Kugeln des wunderwirkenden Chassepots fielen; auf Frankreichs Schlachtfeldern aber bluteten zweimalhunderttausend Mann. Und im Grunde haben die Besiegten von Mentana ihre Niederlage nicht so teuer bezahlt als wir unseren schmachvollen Sieg, denn sie haben Rom gewonnen, und wir haben Straßburg und Metz verloren. Sie haben ihre Revanche gehabt, aber ob wir jemals die unsrige haben werden — das steht dahin.

Ich hatte Garibaldi noch nie gesehen, denn im Jahre 1871 war er zwölf Stunden vor meinem Eintreffen bei

der Nationalversammlung aus Bordeaux abgereist. Ich traf in Mailand zu meinem tiefen Schmerz nicht den Kriegshelden im Rothemd mit dem Säbel an der Hüfte, sondern einen von der Gicht verkrümmten, an Händen und Füßen gelähmten Greis; nur seine schönen, freimütigen, blauen Augen waren noch dieselben geblieben und blickten aus einem fast jugendlichen, lächelnden Antlitz hervor.

Die Ankunft des großen Patrioten in Mailand war ein wahrer Triumphzug; sein Wagen brauchte drei Stunden, um vom Bahnhof nach dem Hotel zu gelangen, wo er mit seinen Angehörigen wohnte und wo auch Pain, Blanqui und ich als Gäste der Familie Garibaldi untergebracht wurden.

Auch wir drei französischen Republikaner bekamen unseren Anteil an der allgemeinen Begeisterung; obwohl wir um Mitternacht in Mailand eintrafen, war das Festkomitee vollzählig zu unserer Begrüßung auf dem Bahnhof erschienen und es war eine gewaltige Menschenmenge anwesend. Der alte Blanqui stand damals schon mit einem Fuß im Grabe; auf der Eisenbahn mußten Pain und ich ihn pflegen wie ein kleines Kind.

Die demokratische Presse von fast ganz Europa war auf diesem Fest der Freiheit vertreten, und eine Abordnung von Journalisten bat mich, bei der Feier im Namen unseres Standes das Wort zu ergreifen. Der Gedanke war mir sehr unangenehm, aber ich sah ein, daß ich mich der Aufforderung doch nicht würde entziehen können und daß es daher das beste wäre, mit einer gewissen Freudigkeit in den sauren Apfel zu beißen. Als ich das große Gerüst betrat, auf welchem Garibaldis Krankenwagen stand, wußte ich noch kein Wort von dem, was ich sagen sollte, da ich keine Zeit gehabt hatte, mich vorzubereiten. Es

war, wenn ich so sagen darf, eine richtige ‚Angstrede', aber zum erstenmal in meinem Leben strömten mir Gedanken und Worte mit der größten Leichtigkeit zu. Als ich nach zehn Minuten abtrat, sagte Garibaldi zu Olivier Pain, der an seiner Seite stand: „Er spricht wirklich gut!"

Wahrscheinlich hat er den Glauben an meine Redegabe mit ins Grab genommen.

Der alte Blanqui starb, wie es vorauszusehen war, kurze Zeit nach unserer gemeinsamen Mailänder Reise. Dieser Latude der Demokratie, der noch sechs Jahre länger im Gefängnis gesessen hatte als sein Vorgänger, und der denn doch eine ganz andere Seele hatte als dieser, machte noch nach seinem Tode die ‚Gemäßigten' erzittern*). Der alte Heuchler Emile de Girardin schlug vor, man solle den Veteranen der Freiheit so etwa um drei Uhr in der Nacht beerdigen. Immerhin erkannten die Ordnungsblätter an — wahrscheinlich aus Furcht, durch eine allzu feindselige Haltung Ruhestörungen hervorzurufen — daß Blanqui eine überlegene Persönlichkeit gewesen, daß sein Privatleben unantastbar und daß er selbst viel weniger für gewaltsamen Umsturz gewesen sei, als seine Parteifreunde.

Und wer waren die Politiker, die ihm nach seinem Tode diese Huldigungen darbrachten? Dieselben, die ihn vierzig lange Jahre zwischen Gefängnismauern begraben hatten.

Wenn Blanqui als Politiker ehrenwert, in seinem

*) Latude wurde auf Veranlassung der Pompadour wegen einer Intrigue in die Bastille gebracht und saß fünfunddreißig Jahre im Gefängnis. Blanquis Gefängnisjahre betrugen insgesamt nicht weniger als einundvierzig, wenn man die Untersuchungshaft mitrechnet. A. d. H.

Privatleben unantastbar, in seinen Ueberzeugungen aufrichtig war, was für jämmerliche Gesellen waren doch dann die Machthaber, die ihn noch bis vor wenigen Monaten in qualvoller Zellenhaft hielten, wo er mit keinem Menschen ein Wort wechseln durfte, so daß er sich selber Reden halten mußte, um nicht den Gebrauch der Sprache gänzlich zu verlernen und vielleicht gar wahnsinnig zu werden. So hat er es mir selbst erzählt.

Sein Leichenbegängnis war eine bis dahin unerhörte Kundgebung. Mehr als hundertfünfzigtausend Pariser folgten von der Barrière d'Italie bis zum Père-Lachaise*) dem Sarg des Armen, der von einer Fülle von herrlichem Blumenschmuck bedeckt war, wie keine Prunkbestattung eines Millionärs sie aufzuweisen hat. Seit meiner Rückkehr nach Paris waren damals kaum sechs Monate vergangen und ich hatte mich nur selten in der Oeffentlichkeit sehen lassen; der Teilnahme an Blanquis Leichenfeier hatte ich mich natürlich nicht entziehen können und meine Persönlichkeit erregte die Neugierde in einem solchen Grade, daß zu verschiedenenmalen die andrängende Volksmenge fast den Zug durchbrochen hätte. Man sagt, das Volk sei undankbar; ich behaupte, dies ist nicht wahr; die prächtige Kundgebung für Blanqui ist der beste Beweis vom Gegenteil.

Einige Wochen später wurde ich von einem sehr großen Kummer betroffen, dessen Erinnerung ewig in mir wachbleiben wird. Mein kleines sechzehnjähriges Dienstmädchen Louise, das seit zwei Jahren in meinem Dienste war, erhängte sich in ihrem Zimmer, aus Furcht für eine Diebin zu gelten. Sie hatte fünf Goldstücke, die sie für

*) Ein Weg von etwa sechs Kilometern. A. d. H.

mich an der Kasse des ‚Intransigeant' geholt hatte, aus einem Loch ihrer Kleidertasche verloren und kam ganz verstört zu mir, ihr Unglück zu beichten, das sie für ein großes hielt, während ich der Sache natürlich gar keine Bedeutung beimaß. Da ich ihr einige Tage vorher, wo sie ebenfalls hundert Franken in ihrer Schürzentasche heimbrachte, gesagt hatte, man trüge nicht Geldstücke mit Zwirnknäueln, Taschentüchern und ähnlichen Gegenständen zusammen, so erteilte ich ihr einen leichten Verweis wegen ihrer Unachtsamkeit und hielt damit die Sache für erledigt. Zum Unglück wußte ich nicht, daß die kleine Louise in ihrer Verzweiflung über den Verlust vorher zu einer Nachbarin gegangen war, um die Summe zu leihen und so ihre Fahrlässigkeit vor mir zu verbergen. Als gute Geschäftsfrau hatte die Nachbarin dem Mädchen diese Bitte abgeschlagen, obwohl sie ihre Ehrlichkeit kannte; Louise war ganz in Thränen aufgelöst fortgegangen und hatte gesagt: „Der Herr wird mich für eine Spitzbübin halten; lieber will ich tot sein."

Hätte ich dies gewußt, so würde ich ihr keine Vorwürfe gemacht, sondern sie getröstet haben. So aber legte ich dem kleinen Ereignis keine Bedeutung bei und ging in die Kammer, wo ich den ganzen Nachmittag zubrachte. Als ich gegen sechs Uhr nach Hause kam, sah ich einen Menschenauflauf von etwa fünfzig Personen vor meiner Thür und erfuhr das nicht wieder gut zu machende Unglück.

Ich war in einer solchen Verzweiflung, daß meine Nachbarn, Herr und Frau Leclanché, mich nicht allein in meiner Wohnung lassen wollten, sondern mich mit zu sich nahmen. In ihrem Hause verbrachte ich drei volle Tage in Thränen. Fast die ganze Redaktion des ‚In-

transigeant' folgte dem Sarge der Kleinen, der ich auf dem Friedhof von Saint-Ouen einen Stein mit der einfachen Inschrift setzen ließ:

Louise Gaillard

Sechzehn Jahre alt.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Preßprozesse. — General de Cissey und seine Geliebte. — Die Ermordung des Zaren Alexanders II. — Die Khrumirs. — Höhere Falschmünzerei. — Das tunesische Abenteuer. — Der Prozeß Roustan — Der große Bankkrach. — Gambettas Ermordung. — Seine wahren Mörder. — Gambettas Andenken.

Ich habe niemals nach Volksgunst gehascht. Wenn sie mir trotzdem in so reichem Maße zu teil wurde, so war sie mir freiwillig entgegengebracht. Allerdings kann ich nicht leugnen, daß meine Feinde — und merkwürdigerweise waren das immer die Inhaber der Staatsgewalt — wesentlich zu meiner Popularität beigetragen haben. Daß die Lenker der Republik, für die ich mehr gearbeitet hatte, als sie selbst, mich mit allen Kräften bekämpfen würden, darauf war ich gefaßt; aber der Eifer, mit der sie sich die Steigerung meiner Beliebtheit beim Volk angelegen sein ließen, übertraf doch alle meine Erwartungen: gleich das erste Jahr nach meiner Heimkehr brachte mir drei große Preßprozesse.

In dem ersten hatte ich mich gegen die Angriffe

eines der widerwärtigsten Reptile zu wehren: Der General de Ciſſey zog mich wegen Verleumdung vor Gericht, weil ich ſein Verhältnis zu einer deutſchen oder öſterreichiſchen Spionin und Proſtituierten, der ſogenannten Baronin von Kaulla, in das richtige Licht geſtellt hatte. Dieſes Frauenzimmer, das aus Rußland bereits wegen Verdachtes des Landesverrats ausgewieſen war, ſetzte bei uns in Frankreich ihr ſchändliches Treiben fort, nachdem es ihr gelungen war, die Geliebte des damaligen Kriegsminiſters de Ciſſey zu werden und zugleich einen unſerer ehrenwerteſten Offiziere, den Oberſten Jung, in ihre Netze zu ziehen, ſodaß er ſie heiratete. Glücklicherweiſe gingen ihm bald die Augen auf, er jagte ſie aus ſeinem Hauſe und beantragte Scheidung. Bald darauf wurde im Kriegsminiſterium das Verſchwinden wichtiger Aktenſtücke bemerkt und der elende Ciſſey ließ in die bonapartiſtiſche Preſſe Notizen und ſogar ganze Artikel gelangen, worin die Diebſtähle ſeiner Geliebten ihrem Gatten zur Laſt gelegt wurden. Jung ſtrengte gegen den ‚Gaulois‘ eine gerichtliche Klage an und in der Verhandlung erſchien die ſenile Liebſchaft des Kriegsminiſters in ihrer ganzen widerwärtigen Nacktheit.

Dieſer Ciſſey, der in der blutigen Woche einer der feigſten und grauſamſten Schlächter geweſen war, kam mir gerade recht. Er war derſelbe, der fortwährend von Thiers meine Erſchießung und ſpäter, als ich vom Kriegsgericht ‚nur‘ zur Deportation verurteilt war, meine ſofortige Einſchiffung verlangt hatte. Man kann ſich denken, daß ich nicht geſonnen war, barmherzig gegen ihn zu ſein. Ich verſetzte ihm einen Artikel, betitelt: ‚Der Liebhaber der Spionin‘, auf den er mit einer Klage erwiderte, da er eine andere Antwort nicht fand.

Bei der Verhandlung erschien er in großer Uniform und mit einem ganzen Sternenhimmel auf der Brust; aber dieser Glanz half ihm sehr wenig, er spielte gegenüber den schriftlichen Beweisen, die mein Mitangeklagter Laisant vom ‚Petit Parisien' und ich ihm unter die Nase hielten, die kläglichste Figur und drückte sich, ehe noch das Urteil verkündet wurde. Daß wir schuldig gesprochen wurden war unvermeidlich, aber wir kamen mit einer Buße von viertausend Franken davon und dafür entschädigten uns reichlich die Gründe des Urteils, deren Wortlaut für den kläglichen Kläger geradezu vernichtend war.

De Cissey's Ende war seiner Heldenthaten als Kriegsminister, als kommandierender General, als Niederwerfer der Kommune würdig: er kaufte in Saint-Quentin einen Posten Leinwand für vierzigtausend Franken, um sie sofort wieder zu einem Spottpreis zu verschleudern. Die geschädigten Geschäftsleute drohten mit einer Anzeige beim Staatsanwalt und um nicht vor Gericht erscheinen zu müssen, nahm er Gift.

Meinen zweiten großen Prozeß verdankte ich der russischen Gesandtschaft.

Während meines Genfer Exils war ich mit den meisten dort wohnenden russischen Nihilisten bekannt geworden und auch in Paris sah ich zuweilen noch einige. Von diesen erfuhr ich zu Anfang des Jahres 1881, daß ein großes Ereignis zu erwarten wäre. Nach den kurz vorher mißlungenen Attentaten gegen den kaiserlichen Eisenbahnzug und gegen das Winterpalais konnte ich natürlich nicht zweifeln, daß es sich um einen neuen Anschlag gegen das Leben des Zaren handelte. Ich empfing die Nachricht von seiner Ermordung schon am gleichen Tage durch einen Russen und erhielt am Tage darauf ausführliche

Einzelheiten durch einen Brief, den mir die Genfer Freunde durch einen besonderen Boten mit dem Kurierzug zusandten. Unverzüglich reisten Olivier Pain und ich nach Genf ab, um aus dem Munde der Verschwörer selbst uns alle Umstände des furchtbaren Ereignisses berichten zu lassen. Wir trafen die russischen Revolutionäre in einem wahren Freudentaumel; viele von ihnen waren seit drei Tagen und drei Nächten nicht nach Hause gekommen und hatten während dieser ganzen Zeit ihren ‚Triumph' gefeiert, wie sie es nannten.

Damals war das russisch-französische Bündnis, auf dessen Zustandekommen ich mit allen Kräften und vielleicht mehr als irgend ein anderer hingearbeitet habe, kaum erst ein fernes Traumgebilde und die französischen Republikaner sahen in dem moskowitischen Gewaltsregiment und in der Willkürherrschaft des Zaren nur den Sieg der Macht über das Recht und den Despotismus eines Einzelnen, der ein ganzes Volk im Joch hielt. Die Ermordung Alexanders II. war daher für uns einfach ein gewaltsamer Widerstand gegen die Gewalt und ich sprach diese allgemein geteilte Ansicht im Intransigeant offen in einem Artikel aus, den ich überschrieb: „Die Vergeltung der Nihilisten." Ich sagte darin: „Die Sprengbombe vom Quai von Sankt-Petersburg, die der Versendung unschuldiger Männer und Frauen in die sibirischen Zuchthäuser und Bergwerke ein Ende macht, ist für Rußland dasselbe, wie Wilhelm Tells Pfeil für die Schweiz, wie Karls des Ersten Blutgerüst für England, wie Ludwigs des Sechzehnten Schafott für Frankreich. Bei allen Völkern ist die Blume der Freiheit aus dem Blute der Tyrannen emporgesprossen."

Hierüber regte die russische Botschaft sich auf und verlangte gegen mich und mehrere andere Journalisten

eine gerichtliche Verfolgung, die unsere Regierung natürlich mit dem größten Vergnügen bewilligte. Die Anklage lautete auf ‚Verherrlichung von Verbrechen', worauf ich mit Recht in meinem Blatt erwiderte, die willkürliche Versendung von jährlich zwanzigtausend Menschen nach Sibirien sei unbestreitbar auch ein Verbrechen, trotzdem würden die Zeitungen, die diese Schandthaten täglich verteidigten und verherrlichten, niemals vom Staatsanwalt belästigt.

Da ich gerade im vollsten Glanze meiner Popularität stand, so sah die Regierung wohl ein, daß es unvernünftig gewesen wäre, allzu scharf gegen mich vorzugehen. Der Gerichtspräsident Gressier, mit dem ich schon unter dem Kaiserreich mehreremale zu thun gehabt hatte, schien von oben her einen entsprechenden Wink erhalten zu haben, denn er ließ bis zu einem gewissen Grade mein Verteidigungssystem zu, das allerdings vom Standpunkt der Ehrlichkeit aus nicht viel mehr wert war, als die Anklage der Behörde gegen mich.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob ich der Verfasser des Artikels: ‚Die Vergeltung der Nihilisten' sei, antwortete ich nämlich ganz frech:

„Ich trete stets für das ein, was ich geschrieben habe. Aber ich bin sehr erstaunt, daß man mich wegen dieses Artikels verfolgt, ehe überhaupt die russische Gerichtsbarkeit gegen die angeblichen Attentäter vorgegangen ist. Wo ist der Beweis, daß der Zar nicht vielleicht an einem Schlaganfall gestorben ist*), oder daß ihm etwa eine Dachpfanne auf den Kopf gefallen ist? Es sind allerdings

*) In Rußland ist noch heute Alexander II. offiziell einem Schlaganfall erlegen, und in einem deutschen Konversationslexikon wird daher noch jetzt stets der Satz, worin die Ermordung des Zaren berichtet wird, von der Zensur geschwärzt. A. d. H.

einige Leute wegen Verdachts eines Attentates verhaftet, aber da jeder Angeklagte für unschuldig gilt, solange ihm seine Schuld nicht bewiesen ist, so hätte man, meine ich, mit dem Verfahren gegen mich zum mindesten doch so lange warten müssen, bis das russische Gericht über Ryssakoff und seine angeblichen Mitschuldigen sein Urteil gesprochen hat. Ich habe die Thatsache festgestellt, daß Nihilisten existieren, die über den Tod des Zaren hochentzückt sind; aber das ist an sich noch kein Verbrechen, ebenso wenig, als wenn Leute sich über den Tod eines Erbonkels freuen. Wenn ich an der Freude der Nihilisten teilgenommen habe, so ist das durchaus noch nicht die Verherrlichung eines Verbrechens, um so weniger als dieses angebliche Verbrechen noch gar nicht gerichtlich festgestellt ist."

Meine Beweisführung war thatsächlich um so weniger stichhaltig, als ich jeden Morgen selbst neue Einzelheiten über das Attentat und besonders über die Vorbereitungen dazu im Intransigeant mitteilte. Indessen ich kam damit durch und erhielt in diesem neuen Prozeß nur tausend Franken Buße; und diesen Preis fand ich im Vergleich mit der Wichtigkeit und dem Wert der Ware wirklich nicht allzu gesalzen.

Die beiden soeben erwähnten Prozesse waren vergleichsweise ziemlich unschuldig gewesen, in dem dritten, den mir meine Beleuchtung des tunesischen Abenteuers zuzog, ging man mir ernstlicher zu Leibe. Allerdings war ich den Herren Ferry und Gambetta damit außerordentlich unbequem gekommen.

Bekanntlich tauchten in Tunis, an unserer algerischen Grenze, plötzlich die Khrumirs auf und Frankreich sah sich genötigt, ein Heer gegen sie aufzubieten. Ich witterte in

dem Feldzug gegen diese sagenhaften Wilden, von denen man früher niemals etwas Böses gehört hatte, sofort eine schmutzige Geldspekulation, und ich hatte mich nicht getäuscht. Ich erhielt von dem eigenen Bruder des Beys von Tunis Auskünfte, aus denen der folgende Sachverhalt hervorging: Die tunesischen Schuldverschreibungen, die schon seit Jahren nicht mehr eingelöst wurden, waren von ihrem Ausgabekurs von fünfhundert Franken allmählich auf hundert, dann auf achtzig und sogar fünfundsiebzig Franken herabgesunken. Die Franco-ägyptische Bank, deren Administrator Charles Ferry war, der Bruder des Ministerpräsidenten Jules Ferry, hatte fast alle diese so tief gesunkenen Wertpapiere aufgekauft. Jetzt galt es nur den Kurs wieder in die Höhe zu treiben und da war Jules Ferry schnell mit seinem Plan bei der Hand: man rückte unter dem Vorwand der Khrumirseinfälle in Tunis ein, man nahm von dem Lande Besitz, und Frankreich erklärte sich bereit, die vom Bey eingegangenen Schuldverpflichtungen für eigene Rechnung zu übernehmen.

Das war ein kleines Geschäftchen von fünfzehn bis zwanzig Millionen Franken, die die Franco-ägyptische Bank von heute auf morgen einsackte.

Sobald ich alle leitenden Fäden aufgefunden hatte, enthüllte ich das Komplott, indem ich zunächst einen Aufsehen machenden Artikel vorausschickte, worin ich behauptete, es gäbe überhaupt keine Khrumirs. Man lachte weidlich über diese Phantasie, aber die Lacher wurden still, als ich mit meinen Beweisen herausrückte.

Ich wußte aus sicherster Quelle, daß Léon Renault nach einer langen Unterredung mit Gambetta sich mit dem Projekt einer Tunesischen Landwirtschaftsbank eingeschifft hatte, um damit dem Bey die Pistole auf die Brust zu

setzen. Diese Gesellschaft sollte das Recht erhalten, im ganzen Gebiet der Regentschaft Banknoten auszugeben, und da die Ausgabe von Papiergeld natürlich immer das Vorhandensein einer thatsächlichen Deckung voraussetzt, da ferner weder Herr Léon Renault noch seine Genossen einen baren Sou in der Tasche hatten, so lief ihr Plan, mit dürren Worten gesagt, auf nichts mehr und nichts weniger als auf Falschmünzerei hinaus.

Der arme Bey weigerte sich, in diese Falle zu gehen, aber damit war auch sein Untergang entschieden. Ich erhielt die unwiderleglichen Beweise, besonders auch aus Konstantinopel, wohin ich meinen Mitarbeiter, Georges Meusy, zum damaligen türkischen Großvezier und früheren tunesischen Premierminister Kheredin entsandte, daß Gambetta und der französische Generalkonsul in Tunis, Roustan, eine förmliche Gesellschaft gebildet hatten, um die tunesischen Papiere zuerst zu entwerten und sie dann für ein paar Heller aufzukaufen. Da vom Bey nicht zu erwarten war, daß er jemals die zweihundert Millionen Franken auftreiben würde, so mußte natürlich Frankreich einschreiten. Deshalb also hatte der französische Steuerzahler das Vergnügen, die wertlosen tunesischen Fetzen in gute dreiprozentige Renten umgewandelt zu sehen, deren Zinsen er natürlich bezahlen mußte. Deshalb also mußten zwanzigtausend französische Soldaten in die Wüsten marschieren, wo so viele an Sonnenstich, an Hunger und Durst zu Grunde gingen. Es war ganz einfach eine neue Auflage von Mexiko mit dem einzigen Unterschied, daß die bonapartistischen Kreaturen denn doch nicht mit einer solchen Schamlosigkeit vorzugehen wagten, wie unsere republikanischen Opportunisten.

Ich schloß meinen Artikel mit dem Satz:

So macht man's, um für fünfzehn Franken einen Haufen Papiere zu kaufen, von denen man ein paar Jahre später jedes Stückchen zu fünfhundert Franken wieder losschlägt.

Aber darin täuschte ich mich. Die Franco-ägyptische Bank verkaufte allerdings die Schuldtitel des Beys zu fünfhundert Franken das Stück, aber sie brauchte nicht ‚ein paar Jahre' damit zu warten. Denn nicht einmal ein Jahr darauf ließ Jules Ferry von der Kammer einen Beschluß fassen, daß diese ‚Werte', die einige Monate vorher gänzlich wertlos gewesen waren, zum vollen Kurs eingelöst werden sollten.

Mein Schlag hatte Ferry schwer getroffen, besonders da er ganz unerwartet kam. Das Klügste wäre gewesen, wenn er ihn stillschweigend hingenommen hätte. Aber das that er nicht, er ließ im Gegenteil mit größtmöglichem Geräusch ankündigen, daß der Generalkonsul Roustan mich vor Gericht ziehen würde. Der klägliche Roustan that dies gewiß sehr ungerne, aber er mußte gehorchen, wie ein Köter, der die Peitsche kriegt.

Ich begriff, daß die Sache ernst wurde, daß es um die Existenz meines Blattes ging, das man im Fall meiner Verurteilung unter Bußen erdrückt haben würde. Ich ging daher aufs Ganze und griff meine Gegner mit einer Leidenschaftlichkeit an, die ihnen ebenfalls keine andere Wahl ließ, als zu siegen oder unterzugehen. Eine große Beruhigung waren für mich die Beweise, die mir von allen Ecken und Enden, besonders aus Tunis selbst, zuflossen.

Unterdessen wurde Ferry noch vor der Gerichtsverhandlung gestürzt und an seine Stelle trat Gambetta, der in dieser Geschichte ebenso kompromittiert war wie jener und deshalb ein gleiches Interesse an meiner Verurteilung

hatte. Vielleicht betrieb er sie sogar noch leidenschaftlicher, als Ferry es gethan haben würde. Ich empfing im geheimen die Mitteilung, wenn der Spruch der Geschworenen ungünstig für mich ausfiele, — woran man nicht zweifelte — so solle nach den von der Regierung an die Richter ausgegebenen Weisungen das Urteil folgendermaßen lauten:

Achtzehn Monate Gefängnis;

Fünfzigtausend Franken Buße;

Fünfzigtausend Franken Schadenersatz an den Generalkonsul Roustan.

Um eines Gerichtshofes sicher zu sein, dessen Mitglieder nicht an sentimentalen Gefühlen mir gegenüber leiden würden, hatte Gambetta für den Vorsitz in den Verhandlungen einen der streitbarsten Bonapartisten ausgesucht, Herrn Lefebvre de Viefville, früheren ständigen Besucher der Salons von Compiègne und Tischgast der Prinzessin Mathilde. Der Unversöhnliche von 1869 versöhnte sich also, da es sich um mich handelte, mit den Leuten, von denen er annahm, sie würden meine geschworenen Feinde sein.

Es war ein Glück für mich, daß mein Schicksal nicht von den Richtern, sondern von Geschworenen abhing.

Dabei muß ich bemerken, daß das Glück, das mich so oft begünstigte, mir auch bei der Wahl des von Herrn Gambetta eigens für mich ausgesuchten Herrn Lefebvre de Viefville zum Vorsitzenden in ganz unerwarteter Weise hold war. Man erzählte sich von diesem Herrn in den Salons allerlei pikante Geschichten in Bezug auf seinen überaus freundschaftlichen Verkehr im Hause der Prinzessin Mathilde. Ich hatte von diesem Klatsch, der begreiflicherweise nicht zu mir in meine Verbannung nach

Neukaledonien, London und Genf gedrungen war, nicht die geringste Ahnung und war daher sehr überrascht, als mein Verteidiger, der Abgeordnete Gatineau, mir eine Andeutung wieder erzählte, die der Gerichtspräsident in einer Unterhaltung mit ihm hatte fallen lassen.

„Sie wissen," hatte Herr von Viefville gesagt, „was für dumme Verleumdungen über meinen Umgang mit der Prinzessin Mathilde verbreitet worden sind. Ich bin aber ganz sicher, Herr Rochefort ist zu wohlerzogen, um in irgend einer Weise auf diese albernen Lügen anzuspielen."

Ich hätte natürlich um so weniger auf sie angespielt, als ich kein Wort von ihnen wußte, aber der Wink fiel nicht in taube Ohren. Während der ganzen Verhandlungen zeigte ich gegenüber dem Vorsitzenden ein so selbstbewußtes Auftreten, wie es gewöhnlich den Angeklagten nicht eigen ist, und ich bin überzeugt, daß diese meine Haltung einen bedeutenden Eindruck auf die Geschworenen machte.

Roustan war eigens aus Tunis gekommen, um als Nebenkläger gegen mich aufzutreten. Er wohnte also der ganzen Verhandlung bei, war aber augenscheinlich in einer sehr peinlichen Verlegenheit; er schien jeden Augenblick zu befürchten, daß eine neue schöne Geschichte aufgedeckt würde.

Die Beratung der Geschworenen währte kaum zwanzig Minuten; als sie wieder den Sitzungssaal betraten, bemerkte ich auf den Lippen mehrerer von ihnen ein Lächeln, das mir als ein gutes Anzeichen erschien, und Gatineau, der mich in vorzüglichster Weise verteidigt hatte, flüsterte mir zu: „Ich glaube, wir sind freigesprochen."

Und so war es. Auf sämtliche vier Schuldfragen, von denen zwei sich auf mich, zwei auf den Geschäfts-

führer meines Blattes, Delpierre, bezogen, lautete die Antwort der Geschworenen: Nein!

Von allen Seiten erschollen im Gerichtssaal laute Bravos, die sich bald zu förmlichen Hurras verstärkten. Ich verließ den Justizpalast, umdrängt von der Zuhörermenge, zu der sich draußen noch diejenigen gesellten, die auf der Straße auf das Urteil gewartet hatten, so daß ich kaum zu meinem Wagen gelangen konnte. Die Nachricht von meiner Freisprechung, die zugleich eine Verurteilung Roustans bedeutete, verbreitete sich mit Blitzesschnelligkeit durch ganz Paris. Jules Ferry, der den Gedanken dieser höchst überflüssigen, gerichtlichen Verfolgung ausgeheckt hatte, war schwer betroffen, Gambetta aber, der diesen Gedanken aufgenommen und mit seiner ganzen Leidenschaftlichkeit durchgeführt hatte, kannte in seinem Zorn keine Grenzen und spie am nächsten Morgen Gift und Galle in seiner ‚Republique française'.

Die Verfolgungen gegen mich machten beim Volk und sogar bei der mir durchaus nicht freundlich gesinnten Presse um so mehr Eindruck, als man sie unwillkürlich mit der unbegreiflichen Milde verglich, die die weltliche Gerechtigkeit gegenüber notorischen Schurken und Millionendieben an den Tag legte. Gerade in dieser Zeit brach der große Krach der Union générale aus, dem der Zusammensturz einer ganzen Anzahl großer Bankhäuser folgte. Die Bilanz des frommen Etablissements, zu dessen Hauptleitern der Herzog de Broglie gehörte, bewies, daß der Klerikalismus in jeder Beziehung der Feind war. Dem Untergang der Bank, die der Papst selber durch seinen allerheiligsten Segen ausgezeichnet hatte, folgte Elend, Verzweiflung, Selbstmord an allen Ecken und Enden.

Die Regierung verkündete natürlich, wie immer, das

Volk, dem man ungefähr eine Milliarde von seinem Ersparten gestohlen hatte, würde Vergeltung haben und alle Schuldigen würden unnachsichtlich verfolgt werden. Herr de Broglie erschien auch wirklich vor dem Untersuchungsrichter, aber nur dieses eine Mal und dann nicht wieder: die Regierung hatte unbegreiflicherweise gar nicht daran gedacht, daß der hohe Herr zum damaligen Finanzminister Léon Say in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Nachdem sie hierauf aufmerksam geworden war, beschränkte sie den Fall auf zwei unpolitische Herren, Feder und Bontoux, und diese wurden wirklich verhaftet. Wahrscheinlich geschah aber auch diese Verhaftung nur infolge eines Irrtums der untergeordneten Polizeiorgane, denn die beiden Spitzbuben wurden sofort gegen Bürgschaft von fünfzig- bezw. hunderttausend Franken wieder in Freiheit gesetzt. Hierauf verschwanden die Herren schleunigst und von ihrem Prozeß, der ein Beweis sein sollte, daß vor dem Gesetz hoch und niedrig gleich sind, war nicht mehr die Rede.

Und wie mit einem Zauberschlage schwieg man von der verschlungenen Milliarde. Uebrigens hatte kein Mensch die angeblich von Herrn Feder hinterlegten fünfzigtausend und die von Herrn Bontoux hergegebenen hunderttausend Franken gesehen. Man fragte sich doch unwillkürlich: woher haben denn die beiden Leute, die in allen Zeitungen ausposaunten, daß sie den letzten Sou ihres Privatvermögens zur Deckung des Defizits hergegeben hätten, auf einmal wieder so viel Geld, daß sie zusammen hunderfünfzigtausend Franken einzahlen können? Diese Leute konnten, wie es schien, Banknoten aus dem Erdboden stampfen.

„Drehen Sie mir die Taschen um" — sagten sie — „ich habe keinen Sou mehr. Ich bin ein ehrlicher Mann:

nackt und bloß stehe ich da, wie ein kleiner Sankt-Johannes, damit man mir nicht nachsagen kann, daß ich das Geld meiner Gläubiger auf die Seite gebracht habe."

„Um so schlimmer für Sie. Wenn Sie nur noch soviel übrig behalten hätten, um eine Kaution von hunderttausend Franken stellen zu können, so hätte ich Befehl, Sie sofort in Freiheit setzen zu lassen."

„Hunderttausend Franken, mein lieber Richter? Bitte, hier sind sie! Oder wollen Sie zweihunderttausend? Brauchen Sie vielleicht 'ne Million? Genieren Sie sich nur ja nicht."

Da alle diese gerichtlichen Gaukelspiele gerade in Gambettas Regierung fielen, so trafen ihn am allermeisten die bösen Folgen, die nicht ausbleiben konnten. In den zweieinhalb Monaten seines ‚Großen Ministeriums' hatte er es fertig gebracht, sich mit allen Parteien zu überwerfen und auch seine getreuesten früheren Anhänger vor den Kopf zu stoßen. Was ihm noch als Anhang blieb, waren politische Nullen, die nichts anderes hatten, als ihren Satrapen Gambetta und aus denen er sich eine Art Leibwache gebildet hatte.

Auch seine persönlichen Manieren trugen viel dazu bei, ihm seine Freunde zu entfremden. Die Frau eines früheren Deputierten, der zum Diktator in den engsten Beziehungen stand, hat mir darüber erstaunliche Geschichten erzählt. Er hatte acht Tage auf ihrem Landsitz zugebracht, und nach seiner Abreise mußte man nicht nur den Fußboden seines Schlafzimmers, sondern auch die Wände und Vorhänge, die er mit seinem Auswurf besudelt hatte, gründlich mit Wasser und Seife waschen. Seine Unsauberkeit war so groß, daß dem Dienstmädchen, das ihm morgens seinen Kaffee brachte, jedesmal übel wurde.

Man konnte nicht gerade sagen daß er trank, aber er saß immer lange zu Tisch, häufig von halb acht bis elf Uhr und sogar bis Mitternacht, und schonte dabei die Getränke nicht.

Die Fettleibigkeit, die er sich durch seine Vorliebe für die Tafelfreuden zugezogen hatte, schadete ihm auch nicht wenig in der öffentlichen Meinung; wie Henri Maret eines Tages bemerkt hatte: Cäsar war Vitellius geworden.

Er war zu klug und zu schlau, um nicht zu bemerken, daß er jeden Tag mehr Boden verlor. Nach der schrecklichen Versammlung im Saal Saint-Blaise, wo er mit dem Stock in der Hand seine Wähler bedroht hatte, konnte er nicht mehr darauf rechnen, in die Kammer wiedergewählt zu werden, wenigstens nicht in Paris. Nach der Verwerfung des Listenskrutiniums war auch seine Kandidatur für die Präsidentschaft der Republik zu Wasser geworden. Nachdem seine Bemühungen, ein Plebiszit für seinen Namen herbeizuführen, seinen schrankenlosen Ehrgeiz enthüllt hatten, war er nur noch ein Prätendent wie die anderen, etwa auf gleicher Höhe mit dem Grafen Chambord, und die Gefühle, die er einflößte, waren nur noch Mißtrauen und Besorgnis.

Für gewöhnlich hält ein gestürzter Minister sich in einer bescheidenen Zurückgezogenheit und kehrt zu seiner früheren Thätigkeit zurück oder zu seinen ‚geliebten Studien', wie Thiers sich emphatisch ausdrückte.

Aber geliebte Studien und Arbeiten hatte Gambetta niemals gekannt. Deshalb hatte er sich nach dem Sturz seines nur zehn Wochen währenden Ministeriums mit verdoppeltem Eifer wieder in das Getriebe der Tagespolitik gestürzt. Das war in der That sein Beruf; einen anderen hatte er nicht. Freycinet war Ingenieur, Thiers war

Geschichtsschreiber und Kunstkritiker und konnte in Ermangelung eines Portefeuilles ganz gut von seiner Feder leben. Aber Gambetta war im wahren Sinne des Wortes ‚professionslos'. Er war allerdings als Advokat zugelassen, aber diese Zulassung war rein illusorisch, denn er hatte keine Klienten und konnte keine haben. Als er so jäh von seiner Höhe herabstürzte, hatte er daher weder einen Trost in geregelter Thätigkeit, noch einen sonstigen Ersatz für seine verlorene Größe.

Er war dazu verdammt, Frankreichs Herr zu sein. Als solchen hatte er sich aufgespielt und sobald man seine Diktatur nicht mehr anerkannte, war er der überflüssigste Mensch auf dem Erdboden.

Mit der Hartnäckigkeit eines Spielers, der durchaus sein verlorenes Geld wiedergewinnen will, lief er hinter der eingebüßten Macht her. Er hatte nur noch einen Gedanken: wieder obenauf zu kommen. Für alles andere war er blind.

Seine Leidenschaft für die ‚Autorität' — worunter er die Autorität seiner eigenen Person verstand — und sein Eigendünkel grenzten bereits an Irrsinn. Jeden Tag widmete er sich selbst in seinem eigenen Blatt, der ‚République Française' wahre Dithyramben, in denen er sich mit Cavour, mit Bismarck, mit Robert Peel, Pitt oder Richelieu verglich. Was hätten wohl die Leser des Intransigeant von mir gedacht, wenn ich ihnen Artikel etwa in folgendem Stil aufgetischt hätte:

„Es giebt in Paris einen unvergleichlich geistreichen Journalisten, dessen wunderbare Klugheit sich von dem Hintergrunde einer rührenden Bescheidenheit nur noch kräftiger abhebt. Brauche ich diesen Schriftsteller noch

zu nennen? Ihr alle habt ihn sofort erraten: Ich bin es selbst."

Seitdem er mit seinem großen Ministerium gescheitert war, ergab sich Gambetta mit Leib und Seele dieser wahnsinnigen Selbstberäucherung.

„Wenn man eine Regierung will," schrieb er z. B., „so braucht man Herrschernaturen, Staatsmänner. Man braucht ausgeprägte Charaktere, eine persönliche Macht ist unerläßlich." Das war genau die Theorie Ludwigs XIV., Napoleons I. oder des Zaren Alexanders III. Dionys von Syrakus oder Domitian hätten sich dieses Gambettaschen Satzes nicht zu schämen brauchen. Der Diktator vergaß nur, daß selbst die größten Tyrannen machtlos sind, wenn ihre Völker sie nicht mehr dulden wollen. Gegenüber einem festen Willen zur Freiheit ist eine Gewaltherrschaft unmöglich. Aber, selbst zugegeben, daß Gambetta mit seiner Theorie recht hatte, daß auf einem starken persönlichen Regiment das Heil der Völker beruht, so muß der Mann, dem man die Macht in die Hände legt, auch damit umzugehen wissen. Sein früher Tod kam also zur rechten Zeit für seinen Ruhm; hätte er nur noch zehn Jahre länger gelebt, so hätten wir ihn vielleicht als Abgeordneten auf den Bänken der Rechten gesehen.

Die Kunde von seiner Ermordung, deren Einzelumstände dem großen Publikum bis zu dieser Stunde unbekannt geblieben sind, trat zuerst in einer Form auf, die nicht ahnen ließ, daß man es mit einem Ereignis zu thun hätte, welches ganz Europa in Aufregung versetzen sollte. Am 28. November 1892 verbreiteten die Agenturen, denen die Veröffentlichung der von der Regierung ausgegebenen Lügen obliegt, die harmlos klingende Nachricht:

„Herr Gambetta hat sich, als er heute morgen mit einem Revolver spielte, leicht an der Hand verletzt. Die Kugel hat nur eine einfache Fleischwunde ohne jede Bedeutung verursacht."

In Wahrheit war Gambetta nicht von einer, sondern von zwei Kugeln getroffen, und er hatte sich nicht aus Unvorsichtigkeit selbst verletzt, sondern er war geschossen worden. Das Geheimnis, womit man den angeblichen Unfall umgab, die Schwierigkeit, zum Kranken vorzudringen, erregten sofort Verdacht. Die widersprechendsten Lesarten wurden über das Ereignis verbreitet: nach der einen lag ein Selbstmordversuch vor infolge des Scheiterns seiner politischen Pläne, andere sprachen von einem Dynamitattentat seitens einiger von jenen ‚trunkenen Sklaven', denen er im Saal Saint-Blaise angedroht hatte, er würde sie bis in die Eingeweide der Erde verfolgen. Die Mehrzahl der Berichterstatter schloß sich allerdings der offiziellen Mitteilung an, wonach ein gewöhnlicher Unfall vorlag. Immerhin erschien es allgemein auffällig, daß das Oberhaupt des Opportunismus den merkwürdigen Einfall gehabt haben sollte, an einem Tage zu Ende des November, bei zehn Grad unter Null, nach einem Landhaus in Ville d'Avray zu gehen um dort mit Revolvern zu spielen. Fünf Aerzte waren gleichzeitig zu dem Verwundeten berufen und ein solches Aufgebot erschien doch ganz unerhört, wenn es sich um eine einfache Fleischwunde handelte.

Am nächsten Tage begann die Wahrheit allmählich durchzusickern, obwohl seine vertrauten Freunde sich das Wort gegeben hatten, das Geheimnis zu bewahren und jeder anderen Lesart, als der von der Havasagentur offiziell mitgeteilten, mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten; in allen dem Diktator ergebenen Blättern stand

daher nur zu lesen: „Gambettas Zustand ist so befriedigend wie nur möglich.“ Dieses ‚wie nur möglich‘ klang allerdings verdächtig.

Durch die Frau eines vertrauten Freundes von Gambetta erfuhr ich bald die Ursachen und den Verlauf des Dramas in seinen geringsten Einzelheiten. Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Obwohl er von Finanzleuten und Geschäftemachern umgeben war, die wir später in ihrer ganzen Schmierigkeit haben kennen lernen, war Gambetta doch nicht ein Geldmann im eigentlichen Sinne des Wortes; jedenfalls lag ihm für seine Person durchaus nichts an Luxus, an Schlössern, eigenen Häusern und dergleichen. Er war allerdings in die unsaubere Geschichte des tunesischen Crédit agricole verwickelt; indessen zweifle ich nicht daran, daß er den Gewinn, den sie im glücklichen Fall ihm abgeworfen hätte, nur dazu verwandt hätte, sich neue Anhänger zu kaufen, da viele von seinen alten ihm untreu wurden, oder seine politische Agitation in größerem Stil zu betreiben. Seine ‚République Française‘ war bedenklich flügellahm geworden. Um sie überhaupt am Leben zu erhalten, hatte Gambetta, nach seinem eigenen Ausdruck, ‚bei seinen Freunden an den Geldschrank geklopft‘, vornehmlich bei Edmond Adam, den er um hunderttausend Franken geschröpft hatte.

Sich mit derartigen finanziellen Widerwärtigkeiten herumschlagen zu müssen, ist allerdings höchst unerfreulich für einen Politiker großen Stils, und er hatte daher daran gedacht, irgendwie ‚einen Schnitt zu machen‘, wie man vulgär zu sagen pflegt — nicht aus Geldgier, ich wiederhole es, sondern der Not gehorchend. In der Gesellschaft spielte damals eine reiche, junge Witwe eine ge-

wisse Rolle, die Tochter eines Journalisten, der durch ihre Heirat ein vornehmer Name und eine beträchtliche Anzahl Millionen zugefallen waren. Die junge Dame hatte sich auf einem ihrer zahlreichen Schlösser Gambetta vorstellen lassen und den Diktator, der damals als Löwe des Tages ein Recht zu den kühnsten Hoffnungen hatte, sehr liebenswürdig aufgenommen.

Gambetta in seinen Geldverlegenheiten verfolgte sofort diese vielversprechende Spur und begann energisch mit der Schönen zu ‚tändeln'. Das war die Zeit, in der man ihn nicht ohne ein leises Lächeln in seiner Rolle als jugendlicher Liebhaber mit der Gardenia im Knopfloch in der Kammer erscheinen sah. Indessen die junge und kluge Millionärin ahnte vielleicht, daß ihr Anbeter niemals das Ziel seines Ehrgeizes erreichen würde — genug, sie zog sich von ihm zurück und reiste auf ihre Güter ab. Vielleicht mochte sie auch ihren Ekel vor seinen schlechten Manieren nicht überwinden können. Gambetta reiste der Witwe auf ihr Landgut nach, in der Hoffnung, die Beziehungen wieder anknüpfen zu können, aber er wurde so kühl aufgenommen, daß er ganz entmutigt zurückkam.

Außer anderen Liebesverhältnissen unterhielt Gambetta auch schon seit seiner frühen Jugend Beziehungen zu einer Frau, die er vielleicht gern losgewesen wäre, die sich aber um so fester an ihn anklammerte, je höher er in seiner Laufbahn als Staatsmann emporstieg. Diese Frau, die von sehr niedriger Herkunft, aber ehrgeizig und sehr entschlossen war, hatte sich zum Mittelpunkt aller Intriguen der Gambettaschen Umgebung zu machen gewußt. Man hat mir versichert, daß zwischen ihr und den Hofleuten des Diktators ein förmlicher Vertrag bestanden hätte: Wirkt mit allen Kräften darauf hin, daß Gambetta

mich heiratet, dafür verpflichte ich mich, sobald er Präsident der Republik oder Ministerpräsident ist, denen, die mir beigestanden haben, Ministerportefeuilles zu verschaffen.

Man kann sich denken, daß Gambettas ernstliche Bewerbungen um eine andere Frau die Bande in großen Aufruhr brachte, zumal da diese andere Frau den Diktator vielleicht auch einer anderen Gesellschaft zugeführt hätte. Seine Niederlage erfüllte sie daher natürlich mit neuen, frohen Hoffnungen.

Vielleicht hätten diese sich auch bald erfüllt, wenn der Sohn des Kolonialwarenhändlers nicht die Schwäche gehabt hätte, durchaus mit Damen der großen Welt liebeln zu wollen. Er war der Nachfolger mehrerer Klub- und Sportsmänner in den Gunstbezeigungen einer hübschen Gräfin geworden und tröstete sich mit ihr über das Fehlschlagen seiner geplanten reichen Heirat.

In dem kleinen Hause in Jardies bei Ville d'Avray traf er sich mit seiner ‚Neuen'. Die ‚Alte' erhielt Berichte darüber, aber sie täuschte sich in der Person und bildete sich ein, die Verhandlungen mit der Millionenmarquise wären wieder aufgenommen und könnten möglicherweise doch noch alle ihre Pläne über den Haufen werfen.

Eine flüchtige Liebschaft hätte sie ihm ganz gewiß verziehen oder doch wenigstens so gethan. Aber vor der Gefahr, durch eine andere Frau den Mann, den sie schon als ihren Gatten betrachtete, gänzlich zu verlieren, büßte sie alle Besinnung ein. Dieser Irrtum kostete Gambetta das Leben.

Die Ariadne, die sich nichts daraus gemacht hätte, hintergangen zu werden, die aber nicht um einer anderen willen auf immer verlassen werden wollte, machte sich auf

nach Jardies und kam dort gerade im psychologischen Augenblick an. Da sie alle Schlüssel zum Hause hatte, überraschte sie die beiden Liebenden, als sie gerade im besten Plaudern waren. Sie schlug ihren Revolver auf die Frau an, nicht auf Gambetta, aber dieser warf sich sehr edelmütig zwischen seine beiden Geliebten und empfing eine, oder nach anderen Berichten zwei Kugeln.

Man konnte die Mörderin nicht verhaften, ohne sehr viele Leute bloßzustellen, in erster Linie den Ermordeten selbst und in zweiter fast alle Führer der opportunistischen Partei, die durch ihre schmutzigen Winkelzüge und Angebereien den Tod ihres Generals herbeiführten. Und da unter der dritten Republik die Gleichheit vor dem Gesetz genau so viel gilt wie unter Ludwig XV., so erreichten die Gambettisten, indem sie sich auf die ‚Staatsraison' beriefen, mit leichter Mühe, daß alle gerichtlichen Untersuchungen und Verfolgungen niedergeschlagen wurden.

Die Politiker und Finanzgenies gingen sogar noch weiter in ihrer schamlosen Undankbarkeit. Anstatt ihren großen Mann zu rächen, dachten sie nur daran, eine Fabel auszusinnen, um die Mörderin als unschuldig hinzustellen. Ja noch mehr: Da deren ganzes Vermögen aus ihrem Revolver bestand, so thaten sie sich zusammen und setzten ihr eine kleine Rente aus, mit der sie sich in die Verborgenheit zurückziehen mußte und wovon sie, wie man mir versichert, noch jetzt ganz behaglich lebt.

Man kann sogar sagen, nicht die Frau, die den Revolver auf ihn abfeuerte, hat Gambetta gemordet; seine eigentlichen Mörder waren die Schnapphähne an der Spitze der erbärmlichsten Partei, die jemals eine Nation entehrt hat. Bei einer vernünftigen Pflege hätte der Verwundete davon kommen können; aber die Freunde

hatten es gar zu eilig, den Diktator wieder öffentlich zu zeigen, um damit die Stimmen, die sich schon laut genug gegen die Mörderin erhoben, zum Schweigen zu bringen. Sie zwangen ihn eine zu reichliche Nahrung zu nehmen, die ihn nicht kräftigte, sondern nur den Erfolg hatte, daß seine schon verdorbenen Säfte sich entzündeten. Sie packten den armen Mann in einen Wagen und fuhren ihn trotz der bitterlichen Kälte in den Straßen von Ville d'Avray spazieren, nur um am anderen Morgen in ihren Blättern die freudige Mitteilung machen zu können, daß er seine erste Ausfahrt gehalten habe.

Sie war zugleich auch seine letzte. Er verschied in der Nacht des 31. Dezembers, genauer gesagt, in dem Augenblick, wo das neue Jahr 1883 begann. Von all den ‚treuen Freunden', die um sein Sterbelager versammelt waren, sind keine zehn, die nicht binnen wenigen Jahren in den ehrenrührigsten Unterschlagungs- oder Bestechungsgeschichten mit den Gerichten zu thun bekamen. Der materiell ehrenhafteste von all diesen Abenteurern war noch Waldeck-Rousseau, und diese letzte einsame Säule des einstmals hochragenden Gambettistischen Prachtbaus ist so offensichtlich eine Stütze der Reaktion, daß kein einziger Präsident der Republik bis jetzt gewagt hat, ihn mit der Bildung eines Kabinetts zu betrauen.*)

Sein tragischer Tod kam Gambetta zu Gute und rettete ihm beim Volk das Andenken an seine Leistungen gegen die Deutschen im Jahre 1870. Der damals bewiesenen Thatkraft verdankt er die Bildsäulen, die sich zu

*) Geschrieben 1896. Uebrigens hat Waldeck-Rousseau sich absichtlich aufgespart; er hätte mehreremale Minister werden können, wartete aber klüglich bis zum Augenblick der höchsten Dreyfus-Not, i. J. 1899. A. d. H.

seiner Verherrlichung erheben, und die Straßenschilder, die seinen Namen tragen. Sein ganzes späteres Leben war voll von Widersprüchen, von verdächtigen Verbindungen und von Angriffen auf die Freiheit und die Rechte des Volkes.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Studentenkrieg. — Die Zuhälter und ihre Kollegen von der Polizei. — Ein logischer Gerichtshof. — Der Ehrentotschläger. — Ein geiziger Millionär. — Hexenmeister Ferry. — Fräulein Cavailhas Wünschelrute. — Die Entdeckung Tonkins. — Der Ulanenkönig und sein Empfang. — ‚Nach Bac-Ninh!' — Ferry, der Tonkinese — Der Raubmörder Campi.

Im Jahre 1882 fanden auch mehrere Ereignisse statt, die uns zuguterletzt noch viel Stoff zum Lachen gaben, obwohl man ebensogut blutige Thränen darüber hätte weinen können. Zunächst die große Schlacht zwischen Studenten und Zuhältern, bei welcher sich unsere Polizei und vor allem ihr Präfekt Camescasse in vollem Glanze zeigten. Nachdem er die Blanquisten durch seine Leute hatte verprügeln lassen, nur weil sie in ruhigster und anständigster Weise Kränze auf das Grab ihres Führers niederlegen wollten, wußte der Präfekt nichts Besseres anzufangen, als Studenten niedersäbeln zu lassen, deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß sie aus ihren Cafés und Ballhäusern die Zuhälter herausjagen wollten, die wahre Räuberhöhlen daraus machten. In ihrer Harmlosigkeit hatten die jungen Leute, die natürlich die Verhältnisse der Polizeipräfektur nicht kannten, sich eingebildet, die Schutzleute würden ihnen bei diesem Säuberungsgeschäft helfen. Da nun aber die meisten Louis mit der Polizei in reger Ge-

schäftsverbindung stehen, indem sie allerhand Nachrichten über gesuchte Verbrecher einliefern, so konnte man es allerdings den Hütern der Ordnung kaum verdenken, daß sie in kräftigster Weise gegen die Studenten und für ihre ‚Kollegen' Partei nahmen. Aber weniger zu billigen ist doch das Vorgehen des Herrn Camescasse, der eine ganze Anzahl Polizisten als Zuhälter niedrigster Ordnung verkleidete und an die Spitze der Banden stellte, die gegen die jungen Leute des Boul' Miche*) ausrückten.

Mehr als hundert Studenten wurden schwer verwundet; zwanzig von ihnen lagen auf den Tod darnieder. Die mit amerikanischen Totschlägern und ähnlichen Waffen ausgerüsteten verbündeten Schutzleute und Zuhälter schlossen die Studenten von allen Seiten ein, sodaß niemand aus dem Ring herauskonnte, und dann wurde darauf losgedroschen.

Der Stadtrat protestierte in schärfster Weise und forderte den Minister des Innern und den Siegelbewahrer**) dringend auf, solche Mißstände schleunigst abzustellen.

Sofort schritt auch das Ministerium ein, aber nicht gegen die Louis und ihre Helfer, sondern gegen die Studenten, von denen eine große Zahl wegen Widerstandes gegen die Staats- und Zuhältergewalt vor Gericht erscheinen mußte. Viele hatten noch verbundene Köpfe und da diese Wunden sich natürlich nicht ableugnen ließen, so machten Präsident und Staatsanwalt die schlaue Bemerkung: Polizisten, die mit solcher Energie dreinschlügen, müßten sich unbedingt im Stand der Notwehr befunden haben. Es

*) Boulevard Saint-Michel, wo die meisten Studenten- und Künstlerkneipen sind.

**) In Frankreich die Bezeichnung des Justizministers.

A. d. H.

war daher auch nicht mehr als logisch, daß die Strafen gegen die bösen Studenten ganz nach der Größe ihrer Verbände und nach dem Rauminhalt der Englischpflasterstreifen ausfielen. Je mehr Prügel einer bekommen hatte, desto schuldiger war er offenbar.

Dem Verdienste seine Krone. Wir eröffneten daher im Intransigeant eine Subskription, um dem siegreichen Polizeipräfekten als Anführer der Ballonmützen einen Ehrentotschläger zu stiften, ganz nach Art der ersten Republik, die ihren siegreichen Generalen Ehrensäbel widmete.

Die Unterschriften, unter denen die Gaben bei uns einliefen, amüsierten ganz Paris. Ein Hutmacher sandte einen Frank ‚aus Dankbarkeit für das gute Geschäft durch Aufarbeitung verbeulter Hüte', ein Apotheker gab 50 Centimes ‚in der Hoffnung, es würde bald wieder los gehen'. Ein Einsender unterzeichnete sich als ‚einer von Gambettas trunkenen Sklaven', ein anderer als ‚Zellenwagenfabrikant'.

Als wir ungefähr hundertfünfzig Franken beisammen hatten, ziselierte uns ein befreundeter Bildhauer ein prachtvolles Instrument aus Bronze, an einem Ende mit einem Ratapoilkopf*) mit napoleonischem Schnurr- und Spitzbart, am andern mit einem Zuhälter mit unglaublich hoher Mütze. Als das Kunstwerk fertig war, suchten wir für die feierliche Uebergabe einen Nachmittag aus, an dem Camescasse, der zugleich auch Abgeordneter war, sich in der Kammer befand, und ein Saaldiener von unschuldigem Gemüt überreichte dem Polizeipräfekten das sauber in Seidenpapier eingehüllte perfide Geschenk.

Der arme Mann wickelte ahnungslos die Hüllen ab und war sprachlos, als Ratapoil ihm lustig ins Gesicht

*) Ratapoil — Spitzname der durch dick und dünn gehenden Anhänger der Bonapartisten.

lachte. An der Handhabe war eine Karte befestigt mit den Worten

‚Ehrengabe der Nation‘.

Auf den Galerien war der Vorfall bemerkt worden, zumal da wir für ein eingeweihtes und sachverständiges Publikum vorgesorgt hatten; es brach ein lautes Gelächter und Beifallsklatschen los, und Camescasse ließ schleunigst das Danaergeschenk in den Tiefen seines Pultes verschwinden. Uebrigens ließ er sich durch unsere harmlose Rache nicht stören; der Krieg der Alliierten gegen die Studenten ging weiter und wurde auch unter seinem Nachfolger, Lozé, fortgesetzt.

Ich hatte schon lange den Wunsch gehabt, unsere große Sarah Bernhardt zu bewundern, die ich während meines Aufenthaltes im Gefängnis, bei den Antipoden und in der Verbannung niemals hatte hören können. Als sie noch ganz jung war, hatte ich sie ein einzigesmal als Cordelia im König Lear auftreten sehen. Die ersehnte Gelegenheit bot sich mir dar, als Sarah nach Paris zurückkam und ihre Wiederkehr durch eine Wohlthätigkeitsvorstellung zu Gunsten der Witwe des tüchtigen Dekorationsmalers Chéret*) feierte.

Sarah Bernhardt hatte mit ihrer gewohnten Vornehmheit auf jedes Spielhonorar verzichtet, obwohl dieses sehr beträchtlich gewesen wäre, denn die Plätze kosteten fünfzig und hundert Franken und die Gesamteinnahme belief sich auf beinahe sechzigtausend. Alle anderen

*) Dieser Chéret ist mit dem ausgezeichneten Plakatkünstler nicht verwandt. A. d. H.

Künstler hatten ebenfalls auf ihren Anteil verzichtet, nur der Verfasser des gespielten Stückes ‚Die Cameliendame', Herr Alexandre Dumas Sohn verlangte seine Tantième unter dem Vorwande, daß man ihn nicht um seine Erlaubnis befragt hätte. Er steckte also das hübsche Sümmchen von sechs- bis siebentausend Franken ein, während eine gewöhnliche Vorstellung ihm höchstens drei- bis vierhundert Franken eingebracht hätte. Die Sache machte in der Theaterwelt und selbst im Publikum ein sehr ärgerliches Aufsehen; sie schadete dem geschäftstüchtigen Schriftsteller um so mehr, als er ein paar Wochen vorher den Maler Jacquet gerichtlich angeklagt hatte, weil dieser ihn in einem Bilde: ‚Der jüdische Händler von Bagdad' karikiert haben sollte. Dumas hatte bei mir ohnehin noch einen Schinken im Salz; während der Kommunekämpfe hatte er seine Feder mit einem Satze beschmutzt, den wir ihm nicht vergessen hatten.

„Von ihren Weibchen (femelles)" schrieb er, „wollen wir nicht sprechen, aus Achtung vor unseren Frauen, mit denen nur ihre Kadaver eine gewisse körperliche Aehnlichkeit haben."

Man kann sich denken, daß ich die günstige Gelegenheit benutzte; in einem Artikel, den ich ebenfalls ‚Der jüdische Händler von Bagdad' betitelte, fiel ich über ihn her und zog unter dem Beifallslachen von ganz Paris dem geizigen Sohn des verschwenderischen Vaters das Fell ab.

Mich zog er nicht vor Gericht; das Geld, das eigentlich der Witwe Chéret und ihren unmündigen Kindern gehörte, behielt er freilich auch.

Jules Ferry, damals ‚der Tunesier' und bald darauf ‚der Tonkinese', gab uns in der Zwischenzeit eine kleine

Vorstellung als Hexenmeister. Da er in Tunis wie in Tonkin hauptsächlich nach barem Gelde suchte, so kann man sich allerdings nicht übermäßig wundern, daß er sich eines Tages mit einem armen irrsinnigen Weiblein zusammenthat, um die beträchtlichen Schätze zu heben, die ihrer Behauptung nach unter den Grabgewölben der alten Basilika von Saint-Denis verborgen lagen und deren Vorhandensein — ganz wie in Perraults Kindermärchen — durch eine Wünschelrute von ihr entdeckt war. Da dieses Fräulein Cavailha als Anteil an diesen Schätzen nur die bescheidene Summe von anderthalb Millionen beanspruchte, so erteilten Ferry und der glaubensstarke Seinepräfekt Turquet ihr sehr gerne die Erlaubnis, unter der Basilika so tief und so lange graben zu lassen, wie sie es für nötig hielte.

Wir sparten, wie man sich denken kann, über diese selbstverständlich erfolglose Schatzgräberei unsere Witze nicht, wovon namentlich Ferry als Geschäftsteilhaber der Verrückten seinen vollgemessenen Anteil erhielt. Das Publikum wurde unruhig, zumal da auch ein historisches Baudenkmal von Axt und Grabscheit bedroht wurde, und der Seinepräfekt empfing von der Regierung den Befehl, die überflüssige Wühlarbeit einstellen zu lassen.

Jeder Glaube ist achtungswert — wenn er aufrichtig ist. Die Schatzgräberin konnte man in dieser Hinsicht nicht antasten, denn sie glaubte steif und fest an die Orakel ihrer Wünschelrute; die Minister dagegen, die ebensogut daran geglaubt und mit ihr in aller Form einen von Ferry, Turquet und dem Domänendirektor unterzeichneten Vertrag abgeschlossen hatten, diese Minister waren nicht zu entschuldigen. Sie traten nur deshalb von ihrem Wort zurück, weil sie sich so lächerlich gemacht hatten wie Hampelmänner.

Die alte Dame ließ sich aber nicht irre machen; sie trat mit dem zwischen ihr und dem Minister Ferry vereinbarten Schriftstück hervor und strengte gegen den Seinepräfekten eine Klage wegen Vertragsbruchs an.

Natürlich nahmen wir für Fräulein Cavailha Partei; sie glaubte an Hexerei — das war ihre Sache. Viele tausend Frauen sind im gleichen Falle. Und was das alte Fräulein vorbrachte, war von ihrem Standpunkt aus unzweifelhaft richtig.

„Bitte recht sehr" — bemerkte sie — „wenn Ihr zu den geheimen Kräften meiner Wünschelrute kein Vertrauen hattet, wie Ihr jetzt behauptet, so brauchtet Ihr ja mit mir den Vertrag nicht abzuschließen, dessen Original in meinen Händen ist. Wenn Ihr ihn aber unterzeichnetet, so ist das ein Beweis, daß Ihr mein unerschütterliches Vertrauen auf die Entdeckung des Schatzes, von welchem ich fünfzehnhunderttausend Franken abbekommen sollte, in vollem Maße teiltet. Ihr seid also verpflichtet, mir entweder zu der Wiederaufnahme meiner Nachgrabungen zu verhelfen oder mir die fünfzehnhunderttausend Franken auszuzahlen."

Daß leitende Staatsmänner und ein Domänendirektor in vollem Ernst einen solchen Vertrag unterzeichnet hatten, das war, um vom Stuhl zu fallen. Aber die Thatsache war nicht abzuleugnen. Und daß sie sich stellten, als sei ihr Wort und ihre Unterschrift nur zum Scherz gegeben, das machte ihre Sache noch schlimmer. Die Pythonissa von Saint-Denis war toll; aber die Herren Ferry, Turquet und Demachy, die auf ihre Anerbietungen eingegangen waren, hatten zum mindesten auch einen Sparren zu viel; und es war ungerecht und unmoralisch in höchstem Grade, daß man dem Fräulein allein ihre unnormale Geistesverfassung zur Last legte.

Die erstaunlichen Beamten brauchten ja nur die Dame mit dem Zauberstäbchen nach Hause zu schicken; aber sie hatten es nicht gethan, sie hatten sich mit ihr eingelassen und das ganze Ministerium hatte davon gewußt. Als von allen Seiten eine ungeheure Heiterkeit losbrach, da drückten die Herren sich und ließen ihre unglückliche Gesellschafterin einsam stehen, mit der Wünschelrute in der einen Hand und mit dem Grabscheit in der anderen. Das war nicht schön von ihnen.

Nun, Ferry bekam allerlei anzuhören! Er stammelte einige Entschuldigungen, aber die tapfere Geisterbeschwörerin ließ nicht locker und veröffentlichte im Figaro einen Brief, worin sie die sämtlichen Namen mitteilte, die auf den Schriftstücken prangten.

Wirklich, man konnte rot werden über einen solchen Abgrund von Dummheit. Aber Herr Ferry und seine Leute erröteten nicht. Im Gegenteil; die Anlässe zu ihrer Expedition nach Tonkin waren von demselben Wert wie die Prophezeiungen von Fräulein Cavailhas Zauberstäbchen. Nur fiel die Sache für uns leider bedeutend teurer aus.

Ein Geschäftsreisender Namens Dupuis hatte über diese Gegenden begeisterte Berichte gemacht, die um so genauer auf ihre Wahrheit hin zu prüfen waren, als er so ziemlich der einzige war, der jemals dieses Bergland besucht hatte.

Der damalige Premierminister war Duclerc, der zu derartigen Unternehmungen immer Lust hatte. Der Orientforscher hatte also nicht viel Mühe, ihm von den reichen Goldminen vorzugaukeln, die jene gesegnete Erde ohne Zweifel bergen mußte. Uebrigens wenn sie sie nicht barg,

so machte das auch weiter nichts; es genügte, wenn das Publikum daran glaubte und ein prächtiges Geschäft war gemacht.

Der Reisende Dupuis hielt Beratungen mit Gambetta und mehreren anderen Führern des Opportunismus und sagte ihnen:

„Ich zeige Ihnen die Goldlager; Sie brauchen sie bloß noch zu erobern."

Es wurde, ganz wie mit Fräulein Cavailha, zunächst ein Vertrag abgeschlossen, wonach die Gesellschaft, sobald sie im Besitz des neuen Landes wären, dem Christoph Columbus, der sie entdeckt, neun Millionen auszahlen sollte. Indessen diese Zahlung wurde fortwährend aufgeschoben, Dupuis wurde um sein Geld besorgt und begann Vorstellungen zu machen.

Da er wußte, daß ich nicht gerade zur Milde geneigt bin gegen Deputierte, die an der Börse spekulieren und gegen Minister, die für eigene Rechnung Geschäftchen machen, so gedachte er mich zum Vertrauten seiner Schmerzen zu machen; er sandte mir zunächst eine gedruckte Dithyrambe, worin das irdische Paradies, das man Tonkin nennt, in den glühendsten Farben geschildert war. Hierauf erschien er persönlich in meiner Wohnung und gab mir ziemlich deutlich zu verstehen, daß ein Preßfeldzug, wozu er mir die nötigen Dokumente und sonstige Unterlagen liefern würde, die Herren vom Syndikat bald mürbe machen würde, und von den neun Millionen sollte ich dann natürlich auch einen schönen Teil abbekommen.

Ich witterte darin eine Erpressung, mit der ich selbstverständlich durchaus nichts zu thun haben wollte. Ich sagte ihm, in dieser Spezialität arbeite ich nicht und machte ihm eine Verbeugung, um ihm anzudeuten, daß er gehen

könne. Trotzdem kam er noch einmal wieder, aber diesmal lehnte ich es rundweg ab, ihn zu empfangen, und rief meinem Diener zu, neben dem Herr Dupuis in der offenen Thüre stand: „Sagen Sie dem Herrn, ich bin nicht zu Hause."

Bis dahin kannten wir Tonkin nur durch den Tod des Offiziers Garnier, der bei einem Handstreich, dessen eigentlicher Zweck uns immer dunkel geblieben war, dort gefallen war. Der junge Seeoffizier hatte damit seinen Heldenmut bewiesen, aber das war noch kein Beweis, daß das Land sich in irgend einer Weise für die französische Kolonisation eignete.

Doch um solche Kleinigkeiten kümmerte die hohe Flibustierschaft sich nicht und der Ministerpräsident Duclerc, der bis zum Hals in der Geschichte drinsaß, verlangte von den Kammern elf Millionen für die Ausrüstung eines Geschwaders, um in jener fernen Gegend unseren Einfluß zu stärken. Frankreich hatte zwar keine Vorteile dort zu erwarten, aber für die Pläne der Börsenräuber paßte gerade Tonkin ganz ausgezeichnet. Schon daß es weit weit übers Meer lag, war sehr günstig; denn wer weit her kommt, hat gut lügen. Was die Herren vom Syndikat aber vor allem wünschten war ein effektvoller Titel, ein zugkräftiger Name, der auf die Einbildungskraft der Aktionäre wirkte, so etwas wie, ‚Brahmanenwasser' oder ‚Arabischer Brusthonig'. Das Wort ‚Tonkin' gefiel ihnen durch seinen sonoren Klang. Sie hatten sich gesagt:

„Da steckt eine der niedlichsten Börsenemissionen drin, auf die jemals die menschliche Dummheit hineingefallen ist. Zur Zeit der Expedition nach Mexiko trugen unsere Damen Puebla-Hüte. Heuer werden sie Tonkin-Mäntel tragen. In den Restaurants wird man Tonkinschnitzel

und Tonkinschollen servieren; und im günstigen Augenblick beglücken wir das begeisterte Frankreich mit einer Tonkin-Minenbank, deren Aktien uns an der Börse unbedingt pro Stück fünfzig Franken Prämie einbringen müssen."

Ein vernünftiger und unintereſſierter Mensch brauchte nur fünf Minuten nachzudenken, um zu erkennen, daß das Abenteuer jeder soliden Grundlage entbehrte, dafür aber eine sehr gefährliche Wendung nehmen konnte. Wenn Tunis, das in zwei Tagen von Marseille zu erreichen ist und dessen Verteidiger keine fünfundzwanzig Flintenschüsse auf unsere Truppen abgefeuert hatten, wenn dieses Tunis uns schon mehr als hundertundfünfzig Millionen gekostet hatte, so war es klar, daß für eine Expedition nach Tonkin, das von unserem nächsten Hafen acht Wochen entfernt ist, die vom Minister verlangten elf Millionen nur ein Tropfen auf den heißen Stein sein konnten.

So ist es denn auch gekommen. Mit elf Millionen fingen wir an, heute stehen wir bei achthundert Millionen und sind nicht mehr weit von der Milliarde entfernt.*)

Sheridan sagte eines Tages im Unterhause: „Der Patriotismus ist fast immer das letzte Argument der Schufte."

Niemals paßte dieser Ausspruch besser als beim Ton-

*) Im Jahre 1898 gab Rochefort in einem Intransigeant-Artikel die Summe auf 1500 Millionen an. Er machte damals einen für uns Deutsche interessanten Vorschlag, der vielleicht mehr war, als ein bloßer Leitartikelscherz. Es war gerade nach Faschoda. R. meinte, Frankreich und Deutschland sollten sich doch vertragen und gegen England verbünden. Natürlich müßte erst die alte elsaß-lothringische Rechnung gemacht werden. Daß Deutschland die Provinzen freiwillig herausgäbe, sei nicht zu erwarten; aber es träfe sich ja sehr gut, daß Deutschland gerne seinen Kolonialbesitz aus-

kinhandel. Als Jules Ferry den Zug nach Tunis unternahm, hatte er sich auf die angeblichen Angriffe der Khrumirs berufen, von denen wir bis jetzt noch keinen Schatten gesehen haben. Die Unternehmer des tonkinesischen Geschäfts hatten ausgeheckt, daß der Kommandant in der Zitadelle von Hanoï blokiert wäre und daß wir ihm dringend Hilfe bringen mußten. Dieses Märchen war im Bureau der Bank erfunden, die uns zu tonkinisieren beabsichtigte; aber selbst wenn die Geschichte wahr gewesen wäre, so durfte man mit Recht sagen: wenn der Kommandant Rivière in die Zitadelle hineingekommen ist, so wird er wohl auch wieder herauskommen. Denn wenn er wirklich in Gefahr war, so blieb ihm eben nichts anderes übrig, als sich selbst zu befreien, weil eine Entsatzarmee frühestens in drei bis vier Monaten bei ihm ankommen konnte. Es war ungefähr so, als wenn die Deputiertenkammern im Jahre 1816 einen Kredit zur Beschaffung von Nahrungsmitteln für die Schiffbrüchigen auf dem Wrack der Meduſa*) bewilligt hätten.

---

dehnen wollte, und daß Frankreich Tonkin abzugeben hätte, das dem Lande bis dahin schon 1500 Millionen gekostet hätte, und niemals etwas einbringen, sondern immer nur neue Opfer an Geld und Blut erfordern würde. Dafür sollte Deutschland das französisch sprechende Lothringen herausgeben; das Elsaß könnte es behalten, denn man dürfe zugeben, daß die Elsässer von jeher mehr Deutsche als Franzosen gewesen seien. Für Rochefort ein sehr bemerkenswertes Zugeständnis. A. d. H.

*) Diese in Deutschland vielleicht weniger bekannten, in Frankreich immer noch sehr berühmten Schiffbrüchigen, die zwölf Tage lang auf einem in der Eile gezimmerten Floß trieben, hatten sich größtenteils untereinander aufgegessen. Von 150 blieben 15 übrig. Im Louvre ist ein ausgezeichnetes Bild von Géricault, das diesen Gegenstand behandelt. A. d. H.

Aber die Veranstalter des Zuges hatten es natürlich auch weniger auf die Befreiung des Majors Rivière abgesehen als vielmehr auf unser Portemonnaie.

Das war der wahre Ursprung dieser Kolonisation, für die bis jetzt nur die Kolonisten gefehlt haben: sie ist ein Nessushemd, das uns die Haut verbrennt, und das wir weder wieder ausziehen noch uns ganz zu eigen machen können. Wenn doch Herr Dupuis seine Reise nicht gemacht oder wenigstens nicht seine falschen Goldminen vor den gierigen Augen der Finanzpolitiker hätte funkeln lassen! Wir hätten zur Stunde achthundert Millionen mehr in unseren Kassen — notabene! wenn man sie nicht für etwas Anderes, ebenso Ueberflüssiges ausgegeben hätte.

Ein internationaler Zwischenfall, der leicht eine tragische Wendung hätte nehmen können, brachte das mit Kolonial- und Finanz-Sorgen beschäftigte Volk für einen Augenblick auf andere Gedanken. Der junge König von Spanien, Alfons XII., der trotz seiner hochgradigen Schwindsucht in Europa spazieren reiste, hatte bei dem deutschen Kaiser einen Besuch gemacht und dieser hatte ihn bei Gelegenheit einer großen Parade zum Inhaber des 15. Schleswig-Holsteinschen Ulanenregiments gemacht, das noch dazu in Straßburg in Garnison stand.

Die Herausforderung Frankreichs, die darin lag, war um so offenbarer vorüberlegt, als der kranke Spanier schon früher die Absicht kundgegeben hatte, auf der Rückreise nach seinem Königtum Paris zu besuchen. Das gewöhnliche Anstandsgefühl hätte dem König gebieten sollen, entweder auf den uns zugedachten Besuch zu verzichten oder die ihm von Bismarck in seiner Hinterlist erwiesene Ehrung abzulehnen. Er ließ sich zum Obersten machen und

reiste trotzdem über Paris. Natürlich stellte sich das Ministerium, dessen Zierden Ferry, Challemel-Lacour und Martin-Feuillée waren, sofort der deutschen Regierung zur Verfügung und beschloß, persönlich auf dem Nordbahnhof zum Empfang des Fürsten zu erscheinen, der im Volksmund sofort den Namen: ‚Roi-Ulan' erhalten hatte. Der Zorn des Volkes brach mit wahrer Sturmesgewalt los, aber die Regierung hatte sich schon zuweit eingelassen; ein Aufgeben des schon bekannt gemachten Planes wäre eine Beleidigung Spaniens und in zweiter Linie Deutschlands gewesen.

Eine der Hauptsorgen Bismarcks war ein enges Bündnis zwischen Frankreich und Spanien. Der schlaue Kanzler hatte sich gesagt:

„Stellen wir Alfons XII. an die Spitze des Ulanenregiments, das sich 1870 durch seine Wut gegen die Franzosen besonders hervorgethan hat*) und augenblicklich in Straßburg liegt. Es kann nicht ausbleiben, daß die Pariser bei dem Gedanken, den König von Spanien, der ein paar Tage vorher preußischer Offizier geworden ist, als Gast bei sich zu sehen, in helle Empörung geraten. Wenn irgend ein Zwischenfall am Bahnhof oder etwa im Theater einträte, so wären die beiden Nationen für immer auseinander gebracht."

Das war außerordentlich geschickt ausgedacht; denn da Alfons Spanier und Deutscher in einer Person war, so konnte man allerdings nicht wohl gegen den zweiten protestieren, ohne zugleich den ersten zu beleidigen.

---

*) Davon ist niemals etwas bekannt geworden; ein besonderer Franzosenhaß ist auch gerade den phlegmatischen Schleswig-Holsteinern kaum zuzutrauen; sie werden dreingeschlagen haben wie die andern auch. A. d. H.

Die Kundgebung übertraf alles, was der leidenschaftlichste Patriotismus hatte erhoffen dürfen. Obwohl der Königliche Hofzug erst um 3 Uhr 40 Minuten eintreffen sollte, waren schon von zwei Uhr an alle Umgebungen des Nordbahnhofs von einer dichten Menschenmenge angefüllt. Nachdem ein zahlreiches Aufgebot von Schutzleuten den Platz gesäubert hatte, drängten die Massen sich in den benachbarten Straßen zusammen und besonders in der Rue Lafayette, durch die der König auf seiner Fahrt nach der spanischen Botschaft kommen mußte. Die Stufen der Kirche Saint-Vincent-de-Paul wurden mit Sturm genommen. Alle Fenster, alle Balkone, und sogar die Dächer der Häuser strotzten von Neugierigen.

Ich war gegen drei Uhr aus meiner Wohnung fortgegangen, ohne gerade die bestimmte Absicht zu haben, mich unter die Manifestanten zu mischen, zumal da mir die genaue Zeit der Ankunft des Königs nicht bekannt war. Als ich in meinem Wagen in die Rue Lafayette kam, sah ich mich von Ausrufern völlig eingeschlossen, die mir ‚Ein schönes neues Lied vom Ulanenkönig' oder den Intransigeant anboten, worin ich am Morgen dem Spanier einen Begrüßungsartikel gewidmet hatte. Mein Wagen konnte nicht mehr vorwärts und ich setzte zu Fuß meinen Weg durch die Menge fort, die mehr zu Späßen aufgelegt als gerade wütend war. Es gelang mir, in einer Weinstube Zuflucht zu finden und von einem Fenster im ersten Stock das ganze Schauspiel mitanzusehen.

Es war hochkomisch. Alle Minister waren anwesend, an ihrer Spitze Ferry. Challemel-Lacour, der sich für krank ausgegeben hatte, war eigens aus seinem Bett aufgestanden, um den Neubeförderten zu begrüßen. Auch der Präsident Grévy, mit all seinen Ordensbändern an-

gethan, kam angefahren und wurde von durchdringenden Pfiffen empfangen. Nur der Kriegsminister Thibaudin hatte rundheraus erklärt, er würde lieber sein Amt niederlegen als einer solchen erniedrigenden Feierlichkeit beiwohnen. Dies war bekannt geworden und wurde mit lebhaften Rufen: Hoch Thibaudin! belohnt.

Als die Ankunft des Zuges gemeldet wurde, brach ein ohrenzerreißendes Gepfeife los und Tausende von Rufen erschollen: „Nieder mit dem Ulanen! Hoch Frankreich! Hoch die Republik!“ Als die Gäste aus dem Bahnhofsportal heraustraten, nahm der Lärm einen solchen Umfang an, daß die leitenden Sicherheitsbeamten völlig den Kopf verloren; der eine befahl dies, der andere jenes. Dazu fing die Militärmusik an zu spielen. Man konnte sein eigenes Wort nicht verstehen. Die Ankömmlinge stürzten sich, wie es gerade traf, in irgend einen Wagen und die Kutschen fuhren in fluchtähnlicher Eile davon.

Ich hätte mich an meinem Fenster schief lachen mögen. In meinem ganzen Leben hatte ich noch nicht so etwas gesehen wie diesen Wagenzug, der mit Sturmesschnelligkeit unter den Spottrufen und dem Gelächter von zwanzigtausend Menschen durch die Straßen raste. Niemals hatte wohl ein solcher Besuch eines Staatsoberhauptes bei einem anderen stattgefunden. Vom Nordbahnhof bis zur Rue Saint-Dominique,*) wo die spanische Botschaft liegt, brauchte der Zug keine zehn Minuten.

Der junge König war wütend und ganz aus der Fassung gebracht; er drehte fieberhaft an seinem Schnurrbart und wollte sofort nach Madrid weiterreisen. Endlich gab er aber doch den dringenden Bitten Ferrys und

*) Entfernung von ungefähr 5 Kilometern. A. d. H.

Challemel-Lacours nach, er möchte doch nicht abfahren, ohne seinen Besuch im Elysée gemacht zu haben. Er fuhr wirklich dorthin, aber in einer ganz einfachen Kutsche und durch Seitenstraßen, und kehrte nach einer Unterredung von fünf Minuten auf einem anderen Wege in die Botschaft zurück. Er wird wohl ein ziemlich bitteres Andenken an Paris mit ins Grab genommen haben.

Da natürlich ein Sündenbock für das fatale Ereignis da sein mußte, so ersah Ferry mich dazu aus, unter dem Vorwande, daß ich am Fenster eines kleinen Restaurants bemerkt worden wäre und von dort aus die Kundgebungen gegen den rasend vorbeigaloppierenden König geleitet haben sollte. Anstatt sich an seine eigene Dummheit und die seiner Kollegen zu halten, erfand er das Märchen von einem Komplott zwischen den sozialistischen Führern und mir und schrieb das spanische Abenteuer meinem Revolutionarismus zur Last.

Ich kannte sozusagen niemand von den Tausenden, die gepfiffen, gejohlt und gerufen hatten: Nieder mit dem Ulanenkönig! Aber ich wußte allerdings, daß man geschrieen hatte und daß die Minister sich dies Geschrei vorher hätten denken können. Wenn Ferry Regentenberuf in sich verspürte, so war es seine erste Pflicht, die Stimmung der Nation zu kennen, über die er regieren wollte. Er mußte geradezu verbohrt sein — wie es übrigens die meisten Ministerpräsidenten sind — um sich einzubilden, daß ein Mann, der drei Tage vorher preußischer Ulanenoberst geworden war, ohne Widerspruch der Pariser in unsere Hauptstadt einziehen könnte. Die Regierung wandte ein, König Alfons hätte sich um die deutsche Auszeichnung nicht bemüht gehabt und eine Ablehnung seinerseits wäre ein schwerer Verstoß gegen den deutschen Kaiser gewesen.

Er hätte nicht einmal eine Ahnung davon gehabt, versicherten die offiziösen Blätter, daß sein neues Regiment in Straßburg läge. Das Volk hatte keine Zeit gehabt, sich mit diesen Einzelheiten zu beschäftigen. Hatte der König von Spanien vom alten Wilhelm die Obersten-epauletten angenommen oder nicht? Ja! Und das war mehr als genug, um unsere Vorstädte auf die Beine zu bringen.

Der blinde Ferry ließ in den reaktionärsten Blättern seine ganze ungeheure Wut aus. Die Menschen, die den Spanier ausgepfiffen hatten, waren nach ihm ausschließlich ‚Tagediebe', ‚Zuhälter' und ‚sogar Anarchisten'. Das letztere war um so thörichter, als der Anarchismus bekanntlich den Begriff des Vaterlandes nicht anerkennt.

Ein Ministerrat, worin der alte Grévy persönlich den Vorsitz führte, beschäftigte sich mit der schwierigen Frage, ob man mich nicht auf der Stelle als Urheber, Anstifter und Leiter der antialfonsistischen Kundgebung verhaften sollte. Challemel-Lacour, der sich für jede Unterdrückungsmaßregel begeisterte, unterstützte kräftig diesen dem Gehirn Ferrys entsprungenen Antrag. Der Minister Martin-Feuillée widersetzte sich aber, wie man mir erzählt hat, sehr energisch. „Sie finden also," bemerkte er, „man hat ihm noch nicht genug zugejubelt? Sie möchten wohl, daß man ihn im Triumph auf den Händen trägt, wenn er wieder aus dem Gefängnis herauskommt?"

Ferry verzichtete mit großem Bedauern darauf, mich in Untersuchungshaft nehmen zu lassen. Da er sich weder an das Volk noch an die Presse halten konnte, so mußte dafür der General Thibaudin leiden. Der Kriegsminister mußte also seinen Abschied nehmen, weil er durch sein Fehlen beim Bahnhofsempfang Spanien schwer beleidigt haben sollte.

Trotz der Versicherungen Challemel-Lacours, der mit der Hand auf seinem kranken Herzen sein Ehrenwort gegeben hatte, China würde in Tonkin nicht intervenieren, nisteten sich die Söhne des Himmels sehr bald ein und zu den Schwarzflaggen kamen die Gelbflaggen, sodaß uns infolge dieser Farbenmischung bald sehr unangenehm bunt vor den Augen wurde. Für Ferry war die Hauptsache, etliche sogenannte Minendistrikte zu erwerben, um sie durch seine Verwandten wieder verkaufen oder ausbeuten zu lassen, und er hatte deshalb von Kammer und Senat ganze Haufen von Millionen bewilligen lassen, um mit neuen Truppen auf Bac-Ninh zu marschieren. Er hatte seiner vernagelten Majorität die Parole ausgegeben, die Einnahme von Bac-Ninh sei unbedingt notwendig und kein einziger von seinen Negern, Sklaven, Mameluken und parlamentarischen Schuhputzern war auf den Gedanken gekommen, ihn zu fragen: „Was sollen wir denn eigentlich mit Bac-Ninh machen?“

Ohne natürlich ein Wort von dem zu begreifen, was er ihnen vorerzählte, hatten sie gerufen: „Nach Bac-Ninh! Nach Bac-Ninh!“ wie sie damals, 1870, riefen: „Nach Berlin!“

Die Nachricht von dem Unglück bei Langson wirkte daher wie ein Donnerschlag. Ich erhielt die erste Nachricht davon durch Edmond Weil-Picard, den ich zufällig im Bois de Boulogne traf und der die Neuigkeit, wie ich glaube, von Rothschild selbst hatte. Ferry versuchte anfangs sie zu verheimlichen, aber der Kurssturz an der Börse sprach deutlich genug, und die Niederlage ließ sich nicht länger leugnen.

Einige Wochen vorher war Clovis Hugues, weil er den Ministerpräsidenten ‚unverschämt‘ genannt hatte, erst

zur Ordnung gerufen und hierauf auf vierzehn Tage unter Entziehung seiner Diäten vom Palais-Bourbon ausgeschlossen worden. Als ich in der Kammer auf der Tribüne der früheren Abgeordneten Platz nahm, da hörte ich Jules Ferry nicht mehr ‚unverschämt' nennen, sondern: ‚Verräter, Mörder, Lügner, Fälscher!' Der Präsident Brisson ließ alle diese Schmeichelnamen hingehen ohne auch nur ein Wort zu erinnern. Und Ferry selbst, verstört und leichenblaß, ließ mit der Leidensmiene eines dorngekrönten Christus die Flüche über sich ergeben, die auf ihn niederhagelten.

„Lassen Sie den Angeklagten sprechen!" rief Paul de Cassagnac den Deputierten zu, die Ferry mit ihren Zwischenrufen unterbrachen.

„Ich bin hier . . ." fing der Minister auf der Rednerbühne wieder an.

„Sie sind hier, weil Sie noch nicht in Mazas sind!" rief ein Abgeordneter ihm zu.

Und der mit Schmach beladene Minister beschränkte sich darauf, seinen Beleidigern flehende Blicke zuzusenden, die einen Stein hätten erweichen können.

Ein Antrag, das Ministerium in Anklagezustand zu versetzen, wurde sofort eingebracht, aber die Kammer wollte erst über die Ausdehnung des Unglücks völlige Klarheit haben und die Dringlichkeit wurde deshalb abgelehnt. Nichtsdestoweniger war das Schicksal des Kabinetts besiegelt. Merkwürdigerweise weigerte Ferry sich trotz der Ratschläge der Herren Ribot und Develle zurückzutreten und verlangte mit Thränen in den Augen das Wort, um einen neuen Antrag einzubringen: einen bescheidenen Kredit von zweihundert Millionen, um unsere Scharte auszuwetzen. Das stieß dem Faß den Boden aus; im Saal

bricht ein rasender Tumult los; von draußen mischt sich das Wutgeheul der auf dem Quai sich drängenden Menge hinein, deren Toben bis in die Kammer dringt. Das Publikum auf den Galerien mengt sich ebenfalls hinein, und unter einer Flut von Flüchen und Verwünschungen steigt Ferry vernichtet und schwankend von der Rednerbühne herab, die er niemals wieder als Minister betreten sollte.

Clemenceau gab ihm in einer furchtbaren Rede den Todesstoß. Er begann mit den niederschmetternden Worten:

„Ich werde dem Herrn Ministerpräsident nicht antworten. Ich bin der Meinung, keinerlei Verkehr kann mehr stattfinden zwischen den Ministern, die noch hier auf den Bänken sitzen, und einem republikanischen Volksvertreter.

„Wir kennen Sie nicht mehr! Wir wollen Sie nicht mehr kennen. Sie sind keine Minister mehr, Sie sind Angeklagte.“

Der Beifallsdonner, womit diese harten Worte aufgenommen wurden, zeigte dem Kabinett endlich, daß es unwiderruflich mit ihm zu Ende war. Ferry und Raynal versuchten noch, sich den Anschein zu geben, als nähmen sie ihr Schicksal von der heiteren Seite, und erlaubten sich bei Clemenceaus Ansprache zu lächeln. Dieses cynische Lächeln versetzte die Kammer auf den Höhepunkt der Entrüstung, und sogar Ribot selbst, der als sehr gemäßigt bekannt war, bestieg die Tribüne, um ihnen klar zu machen, daß es aus mit ihnen wäre. Heftig rief er ihnen zu:

„Sie müssen zurücktreten! Sie sind es der Kammer schuldig, die Sie auf den verhängnisvollen Weg verleitet haben, ohne ihr zu sagen, wohin dieser führte. Sie sind es der Republik schuldig, die durch Sie ihre erste

Demütigung erlitten hat. Sie sind es Frankreich schuldig, das zu jedem Opfer bereit ist, aber von dem Sie neue Opfer zu fordern nicht mehr die Autorität besitzen."

Ich habe diese Vorgänge und verschiedenen Reden ausführlicher behandelt, weil die Anhänger Ferrys, da sie ihren Herrn und Meister nicht mit Gründen verteidigen konnten, später die Sozialisten und vor allen mich beschuldigt haben, wir hätten seinen Sturz geplant und seine politische Laufbahn vernichtet. In Wahrheit waren alle Parteien des Parlaments daran beteiligt.

Sobald Ferrys Schicksal entschieden war, verließ ich die Kammer und fand draußen auf dem Quai eine Menschenmenge, deren Gebrüll wirklich etwas Ueberirdisches an sich hatte. Die Katastrophe von Langson war schwer genug, aber das Gerücht vergrößerte noch ihre Bedeutung; und selbst damit gab das Volk sich nicht zufrieden, in seinem Mißtrauen gegen alle Regierungen nahm es an, daß das Unglück mindestens noch einmal so groß war, als es nach den vorliegenden Nachrichten der Fall sein sollte.

„Wie steht die Sache, Bürger Rochefort?" rief man mir von allen Seiten zu.

„Fertig!" antwortete ich, „Ferry liegt drunten."

Ein donnerndes Hurra und ein gewaltiges Händeklatschen antwortete auf meine Mitteilung. Ich erinnere mich, daß ein sehr gut gekleideter Mann zu mir sagte:

„Ich habe einen Sohn in Tonkin. Wenn er im Gefecht gefallen ist, blase ich dem Ferry das Gehirn aus."

Die Wut der Menge war auf ihrem Höhepunkt. Von allen Seiten rief man: Nieder mit Ferry! Schlagt ihn tot! Ins Wasser mit dem Verräter!

Die abenteuerlichsten Geschichten waren im Umlauf

über die Art, wie Ferry in seiner Angst in seine Wohnung im Ministerium des Auswärtigen hineingekommen wäre, wo er nur noch seine Koffer zu packen hatte. Man erzählte sich, er sei auf eine hohe Leiter geklettert und von hier aus mit Mühe und Not durch das Fenster eingestiegen. Diese Leiter wurde ihm seither oft vorgehalten. War sie authentisch? Ich möchte die Verantwortung für die Geschichte doch nicht übernehmen.

Man wird sich in Frankreich, wo man im allgemeinen für Verbrecher ein besseres Gedächtnis hat als für Staatsmänner, wohl noch des bestialischen Mörders Campi erinnern, der einen alten Advokaten und dessen Schwester abgeschlachtet hatte. Das Scheusal weigerte sich vor Gericht seinen wahren Namen anzugeben und ist wirklich auf dem Schafott gestorben, ohne ihn einem Menschen zu nennen, außer seinem Verteidiger, Georges Laguerre, mit dem ich im Gerichtssaal gelegentlich meines Prozesses Roustan bekannt geworden war.

Nach seiner Erzählung hatte wirklich ein gewisser Mut dazu gehört, in der Zelle allein mit dem wilden Tier zu verweilen, dessen Verteidigung er übernommen hatte. Der Pseudo-Campi, der sich über sein Schicksal keinen Illusionen hingab, hätte ja nichts dabei gewagt, wenn er seinen beiden Opfern noch ein Drittes nachsandte, denn mehr als einen Kopf konnte man ihm nicht abhacken. Uebrigens scheint mir dies einer der wichtigsten Gründe zu sein, die gegen die Todesstrafe sprechen; ein Mann, der fünfhundert ermordet hat, wird nicht mehr guillotiniert als einer, der nur einen einzigen auf dem Gewissen hat, und somit ist die Todesstrafe die krasseste Ungleichheit vor dem Gesetz.

Dieser Bursche, den man in Ermangelung seines wahren Namens den Mörder von der Rue du Regard nannte, war nicht ohne eine gewisse Bildung und drückte sich ziemlich gewählt aus. Als der Verteidiger das erstemal zu ihm kam, rief er ihm zu: „Ich habe verloren — ich werde zahlen."

Als ihm Laguerre vorhielt, man müsse immer versuchen, seinen Kopf zu retten; selbst wenn man zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wäre, dürfe man die Hoffnung nicht aufgeben, denn man hätte immer noch die Möglichkeit, daß ein Fluchtversuch gelänge, da antwortete Campi ihm:

„Es hat wohl kaum jemand, wie Rochefort, einen Edmond Adam, um ihm beizustehen."

Erst einige Tage später entschloß er sich, nachdem er durch die elende Gefängniskost sehr heruntergebracht war, seinem Verteidiger seinen richtigen Namen zu nennen, den dieser natürlich niemals verraten hat; doch erzählte Laguerre mir einige interessante Umstände von einem Besuch, den er auf Campis Wunsch bei dessen beiden Schwestern gemacht hatte. Sie lebten in bescheidenen, aber sehr anständigen Verhältnissen in Paris und fielen in Krämpfe, als Laguerre ihnen die traurige Mitteilung machte, daß der Mörder, von dem jedermann sprach, ihr Bruder wäre. Man muß es Campi gewissermaßen zur Ehre anrechnen, daß er aus Schonung für seine unbescholtene Familie seinen wahren Namen mit ins Grab nahm; denn durch sein hartnäckiges Schweigen schnitt er sich alle Aussicht auf Begnadigung ab.

Dieser Prozeß war in mancher Hinsicht sehr lehrreich, besonders aber in Bezug auf die Zeugenaussagen, wodurch seine Persönlichkeit festgestellt werden sollte. Zuerst kam

ein Dienstmädchen, Jeanne Pichon, und erkannte ihn als einen Italiener, Josef Bucci. Sie kannte diesen ganz genau, denn der Bruder des Mörders hatte um ihre Hand angehalten. Aber acht Tage nach dieser unumstößlichen Aussage wurde der echte Josef Bucci aufgefunden. Es war also nichts. Zwei frühere Don Carlosssche Offiziere erkannten ihn für einen Spanier, Namens José Rivas, einen braven Soldaten, den sie niemals eines so scheußlichen und gemeinen Verbrechens fähig gehalten hätten. Da Campis Aussprache nicht den geringsten spanischen Accent hatte, so räumten sie schließlich ein, sie müßten sich geirrt haben. Andere hatten ihn in Sidi-bel-Abbès in Algerien gesehen, noch andere in Holland viel mit ihm verkehrt.

Campi, der keinen Anlaß hatte, seinem Verteidiger gegenüber mit seiner Vergangenheit geheim zu thun, hatte dem Anwalt erzählt, daß er den ganzen Monat April vor dem Verbrechen im Gefängnis zugebracht hätte. Nichtsdestoweniger trat ein Zeuge auf und versicherte, er habe im April den Angeklagten mehreremal um das Mordhaus herumstreichen sehen. Er war seiner Sache ganz sicher, denn er war von Beruf Bildhauer und mußte sich deshalb ganz besonders auf Physiognomien verstehen, wie er selbstgefällig betonte.

Campi war auf der That ergriffen; aber nehmen wir an, ihm wäre es gelungen zu entkommen: man hätte natürlich, wie in solchen Fällen stets, ein Dutzend und vielleicht mehr als verdächtig verhaftet und der Bildhauer hätte unter diesen gewiß den Mann herausgefunden, den er in seinem vorzüglichen Physiognomiengedächtnis vom Monat April her behalten hatte. In den meisten dunklen Kriminalprozessen geht es nicht anders her. Und an-

gesichts einer solchen Unsicherheit darf man wohl die Frage aufwerfen: wie viele ganz unschuldige Unglückliche büßen im Zuchthaus oder in den Gefängnissen für die Blindheit oder die dumme Eitelkeit von Zeugen, die von Berufs wegen ein gutes Gedächtnis für Gesichter haben?

In seiner Verteidigungsrede hatte Laguerre Andeutungen gemacht, daß dieser Mensch, der wegen einer aus merkwürdigen Beweggründen vollbrachten Unthat auf der Anklagebank säße, nicht als zurechnungsfähig angesehen werden dürfe, denn er entstamme aus einer durchaus ehrenwerten Familie, und ein Angehöriger derselben nehme in der Armee eine ziemlich glänzende Stellung ein.

Diese Mitteilung, die nur den Zweck hatte, die Geschworenen milder zu stimmen, wurde während der boulangistischen Bewegung von dem Gesindel der opportunistischen Partei benutzt, um zu verstehen zu geben, Campi sei ein leiblicher Bruder des Generals Boulanger! Dies Geschwätz war um so alberner, weil der General einziger Sohn war, und damit war jede Diskussion abgeschnitten. Zweitens war er blond wie ein Nordländer, während das bestialische Gesicht Campis ein afrikanisches Braun zeigte und eher auf einen italienischen oder spanischen Ursprung hinwies.

Der rätselhafte Verbrecher fand viele Neugier, aber auch viele aufrichtige Teilnahme. Es haftet eben der Todesstrafe an, daß der Mörder im Augenblick der Hinrichtung ein Ermordeter wird. Wohl hätte der rätselhafte Campi ein Recht gehabt, von seinem Blutgerüst herab seinen Richtern, seinen Henkern und auch dem Priester, der ihm das Schreckbild des jüngsten Gerichts vorhielt, die Worte ins Gesicht zu schleudern:

„Ich bin ein Mörder, das ist wahr, denn ich habe

getötet; aber ihr seid ebenfalls Mörder wie ich, denn ihr tötet jetzt mich. Und außerdem seid ihr Feiglinge, denn ihr fallt zu Dreihundert über einen einzelnen Mann her und bindet ihm sogar aus Vorsicht Arme und Beine, ehe ihr ihn abschlachtet. Ich war doch wenigstens alleine gegen die Menschen, die ich erschlagen habe; ich habe ihnen nicht erst die Hände auf den Rücken gebunden, ehe ich mich auf sie stürzte."

Man spricht wohl vom Interesse der Gesellschaft: aber der Anblick eines Menschen, der hilflos einer Menge unterliegt, ist zugleich abstoßend und unmoralisch; er mag einige wenige abschrecken, aber sicherlich bringt er bei einer viel größeren Zahl nur Entrüstung hervor. Der Beweis ist leicht erbracht: man hat von jeher die Todesstrafe damit begründet, daß das abschreckende Beispiel für das Volk notwendig sei; aber gleichzeitig hat man die Nutzlosigkeit dieser Abschreckung dadurch anerkannt, daß man die Oeffentlichkeit von dem blutigen Schauspiel ausschließt. Das Schafott für Cinq-Mars war zwei Stockwerke hoch, Campi wurde zu ebener Erde geköpft.

Wenn es ein Akt der Staatserhaltung und gerechter Vergeltung ist, daß man einem Verbrecher den Kopf abschlägt, warum vollzieht man ihn dann im Verborgenen? Und wenn es einfach ein unnobler Akt ist, wie man heutzutage anzuerkennen scheint, warum vollzieht man ihn?

Man kann von der Gesellschaft nicht verlangen, daß sie edelmütig, einsichtsvoll und anständig sei; aber daß sie logisch sei, das kann man verlangen.

Dreißigstes Kapitel.

Die Ehescheidung. — Mein Freund, der Scheik Djemal-eb-Din. — Olivier Pain beim Mahdi. — Sein Schicksal. — Victor Hugos Tod. — Sein Begräbnis. — Meine Wahl zum Abgeordneten. — Die Tonkin-Kommission. — Eine Fälschung. — Mein Amnestieantrag. — Parlamentarische Schachergeschäfte. — Meine Rücktrittserklärung.

Eine dringliche Frage, um die man schon seit Jahrzehnten gekämpft hatte, fand zu dieser Zeit endlich eine gewisse Lösung, nämlich die Frage der Ehescheidung. Alfred Naquet hatte sie mit einer unermüdlichen Beharrlichkeit immer und immer wieder vorgebracht und setzte auf diese Weise endlich die einzige Reform durch, deren die im Jahre 1870 proklamierte Republik sich rühmen kann. Aber bis zur letzten Minute leistete die katholische Partei einen wütenden Widerstand, um die nach ihrer Meinung als Sakrament anzusehende und deshalb unlösliche Ehe zu schützen.

In einem Anfall von Gleichheitsdusel hatten die mondscheinleuchtenden Denkerköpfe des Senats beschlossen, der vom Mann begangene Ehebruch solle dieselben Wirkungen in Bezug auf eine völlige Trennung haben, wie der der Frau —, während bis dahin der Nachweis nötig war, daß der Ehebruch vom Gatten innerhalb der gemeinsamen Wohnung begangen war.

Die französische Gesellschaft — und auch die ausländische — ist auf einen solchen Wust von Thorheiten aller Art begründet, daß eine mehr oder weniger kaum den äußeren Anblick und die Festigkeit dieser Pyramide verändern würde. Indessen muß man doch erklären, daß die Gleichstellung des vom Mann und des vom Weibe begangenen Ehebruchs ein Widersinn ist, der in die Augen

springt. Was einer unsittlichen Aufführung der Frau eine ganz besonders gefährliche Bedeutung giebt, ist der Umstand, daß dadurch Kinder in die Ehe gebracht werden können, an denen der Gatte keinen anderen Anteil hätte, als daß er die Kosten für ihre Aufziehung tragen müßte. Außerdem giebt es gegen eine solche Gleichstellung noch eine Menge Gründe vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit.

Der Zusatzantrag des Senats, der die Höllenqualen des Ehelebens noch verschärft haben würde, wurde abgelehnt; dafür rächten sich leider die alten Herren, indem sie ihrerseits das ‚gegenseitige Einverständnis', wodurch die Prozedur so ungemein vereinfacht worden wäre, verwarfen.

Trotzdem wurde in Tausenden von Ehen die endgiltige Annahme des Scheidungsgesetzes wie eine Erlösung begrüßt. Nacquet, dem der Erfolg in erster Linie zu verdanken war, wurde mit Huldigungsbriefen überschwemmt, worin so manche Andromeda, die jahrelang am Ehefelsen angeschmiedet geschmachtet hatte, ihn als Heiland der Welt — salvator mundi — feierte. Er hat mir eine Anzahl davon gezeigt, worin die Schreiberinnen ein Triumphgeschrei wie freigelassene Negersklavinnen anstimmten. Unter anderem sah ich bei ihm eine sehr schöne Photographie von Adelina Patti, die dank ihm Frau Nicolini geworden war, mit der eigenhändigen Widmung:

‚Unserem Befreier'.

Für mich selbst hatte die Scheidungsfrage ja keine praktische Bedeutung; sie trat daher für mich in den Hintergrund, als die Sorge um das Schicksal meines Freundes Olivier Pain immer dringlicher wurde. Seit

Monaten befand ich mich schon in großer Unruhe um ihn, der als Korrespondent des Figaro nach dem Schauplatz des Krieges zwischen dem Mahdi und den Engländern im Sudan abgegangen war.

Nach der Niederlage des ägyptischen Patrioten und Engländerfeindes Arabi Pascha war ich mit mehreren früheren Offizieren seines Heeres, die sich nach Paris geflüchtet hatten, bekannt geworden. Einer von diesen stellte mir einen anderen Geächteten vor, den im ganzen Bereich des Islam als Reformator und Revolutionär gefeierten Scheik Djemal-ed-Din, einen Abkömmling Mohammeds und selbst wie ein Prophet geehrt.

Seine schönen, schwarzen, sanftfeurigen Augen, sein dunkelbrauner Bart, der bis auf die Brust herabwallte, verliehen ihm eine eigenartige Majestät. Man sah ihm an, daß er ein geborener Beherrscher der Menge war.

Unter dem Anschein einer heiteren Gemütsruhe entwickelte er eine rastlose Thätigkeit; von seiner frühesten Jugend an hatte er darauf hingearbeitet, die Indier gegen die englische Herrschaft zu empören und man erzählte von ihm, daß er im großen Aufstand an Nana-Sahibs Seite gefochten hatte.

Mit seiner asiatischen Schlauheit sagte er mir eines Tages:

„England hat einen sehr klugen, politischen Akt zu vollbringen geglaubt, indem es die englische Sprache unter den Muselmännern und Brahmanen Indiens einführte. Es war im Gegenteil ein ungeheurer Fehler. Jetzt verstehen sie die von ihren Eroberern veröffentlichten Zeitungen und sind sich dadurch der Knechtschaft bewußt geworden, unter deren Joch man sie hält."

Er selbst schickte ballenweise aufklärende Schriften und

Zeitungsnummern bis in die kleinsten Dörfer des Landes, wo er jahrelang gewohnt hatte. Wir hatten sofort eine enge Freundschaft geschlossen, denn ich bin aus Instinkt Revolutionär und fühle mich zu jedem Freiheitskämpfer hingezogen.

Als Olivier Pain gleich im Anfang seiner Reise fast unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnete, da zeigte sich uns der außerordentliche Einfluß Djemal-ed-Dins auf seine Glaubensgenossen in ganz überraschender Weise.

Pain hatte ihn um ein Empfehlungsschreiben an den großmächtigen Beherrscher des Sudans gebeten. Er that mehr: er bat den Mahdi, eine Karawane von verkleideten Kaufleuten auszurüsten, die durch die Sandwüsten kommen, Olivier Pain an der Grenze von Oberägypten in Empfang nehmen und in das Land des Neuen Khalifen führen sollten.

Djemals Vorschriften wurden buchstäblich genau ausgeführt. Olivier Pain hatte die Abgesandten des Mahdi angetroffen und war mit ihnen auf Kamelsrücken zu der damals siegberauschten und zahllosen sudanesischen Armee abgereist. Aber vom Augenblick, wo mein alter Fluchtgefährte in der Wüste verschwunden war, hatte ich keine Nachricht mehr von ihm erhalten. Seine Kinder, die er meiner Obhut anvertraut hatte, und ich waren in großer Unruhe um unseren Abenteurer, und mit Recht, denn wir sahen ihn niemals wieder, und noch zur Stunde waltet ein seltsames Geheimnis über seinem Tode.

Englische Zeitungen berichteten, daß er am linken Ufer des Nils gesehen worden sei und daß der englische Höchstkommandierende einen Preis von fünfzig Pfund Sterling auf seinen Kopf gesetzt habe. Djemal-ed-Din versicherte mir dagegen in einem Brief über die afghani-

schen Wirren zum Schluß, daß diese Nachrichten über meinen Freund falsch seien, daß er sich vielmehr am blauen Nil in dem vom Mahdi noch gehaltenen Gebiet befinde. Einige Zeit darauf suchte ein österreichischer Reisender, Selikowitsch, mich auf und erzählte mir, er habe in Oberägypten einen Baschibozuks-Häuptling erzählen hören, daß Olivier Pain auf Befehl des Obersten Kitchener als Agent des Mahdi erschossen worden sei.

War der von den Baschibozuks erschossene Europäer wirklich Olivier Pain? Wir haben niemals eine bestimmte Nachricht hierüber gehabt. Andere Reisende behaupten, Pain sei schon beim Aufbruch nach dem Sudan krank gewesen und sei unterwegs hingefallen und nicht wieder aufgestanden.

Und trotz aller dieser schlimmen Nachrichten möchte ich manchmal glauben, da sein Tod doch immerhin noch nicht ganz sicher ist, daß er eines Tages aus dem Feldlager des Mahdi wiederkehrt, wie wir ihn schon von den Ufern der Wolga heimkommen sahen, als wir alle Hoffnung auf sein Leben aufgegeben hatten.

Plötzlich und ohne daß man auf eine so rasche Entwicklung vorbereitet war, verbreitete sich die Nachricht von einem anderen Trauerfall in Paris: Victor Hugo lag im Sterben. Schon seit längerer Zeit war der wundervolle Dichter in einen sehr beunruhigenden Zustand geistiger Stumpfheit versunken. Er öffnete den Mund nicht mehr und schien nicht mehr zu verstehen, was in seiner Gegenwart gesprochen wurde. Das Ende nahte sichtlich heran.

Sobald ich von seiner Krankheit hörte, eilte ich in das kleine Hotel in der Avenue Victor Hugo. Niemand machte sich noch Hoffnungen. Die Priester, die vor allen anderen Leuten die Nachricht erfahren hatten, waren schon

da und schnüffelten, mit den Gefäßen der heiligen Wegzehrung unter ihren Soutanen, um das Haus herum.

Durch weibliche Machenschaften hatten sie schon Littré gehabt. Sie gaben sich die größte Mühe, auch ihre Hoffnung auf Victor Hugo zu verwirklichen. Das wäre ein unbezahlbarer Fang für sie gewesen, und die höchsten kirchlichen Würdenträger verschmähten es daher nicht persönlich einzugreifen. So schrieb denn der Erzbischof von Paris mit eigener frommer Hand an Frau Edmond Lockroy folgenden Brief:

Paris, den 21. Mai 1885.

Madame!

Ich nehme den innigsten Anteil an Herrn Victor Hugos Leiden und an der Sorge, worin seine Familie um ihn sich befindet. Ich habe bei der heiligen Handlung der Messe mein Gebet für den erlauchten Kranken an Gott gerichtet. Wenn er den Wunsch haben sollte, einen Diener unserer heiligen Religion zu sehen, so würde ich, obwohl ich selbst noch schwach bin und an den Nachwirkungen einer der seinigen sehr ähnlichen Krankheit leide, mir eine süße Pflicht daraus machen, ihm die Hilfe und den Trost zu bringen, deren man in so herber Prüfung so sehr bedarf.

Ich bitte Sie, Madame, Ihnen die Versicherung meiner achtungsvollsten und ergebensten Gefühle widmen zu dürfen.

† J.-Hipp. Cardinal Guibert
Erzbischof von Paris.

Eduard Lockroy antwortete hierauf umgehend:

Herr Erzbischof von Paris!

Madame Lockroy, die das Krankenlager ihres Schwiegervaters nicht verlassen kann, bittet mich, Ihnen für die Gefühle

zu danken, die Sie in so beredter und zugleich so wohlwollender Weise ihr auszusprechen die Güte haben.

Herr Victor Hugo hat noch dieser Tage erklärt, daß er während seiner Krankheit den Beistand keines Priesters irgend eines Kultus wolle. Wir würden gegen unsere Pflicht verstoßen, wenn wir seinen Willen nicht achteten.

Gestatten Sie mir, Herr Erzbischof von Paris, Ihnen meine achtungsvollsten Gefühle auszusprechen.

Eduard Lockroy,
Abgeordneter für Paris.

Daß die Reden und das heilige Oel eines Erzbischofs zurückgewiesen wurden, das war schon hart, aber daß man ihm die Anrede ‚Monsieur' und nicht ‚Monseigneur' gab, das war eine so schwere Beleidigung, als wenn man eine geistliche Schwester ‚Mademoiselle' anredete.

Madame Lockroy begnügte sich damit, sich an den Beistand der Doktoren Germain Sée und Vulpian zu wenden.

Es war für die heilige Mutter Kirche wirklich ein böser Schlag; sie hätte, um ihn zu vermeiden, gerne die größten Opfer gebracht. Wem es gelungen wäre, Herrn Guibert an das Sterbebett des Poeten zu führen, der konnte einer prächtigen Belohnung sicher sein und die Geistlichkeit hätte auch beim stärksten Preis noch gewonnen; denn wenn ein Mann wie Victor Hugo sich bürgerlich begraben ließ, so wurden damit Hunderte und Tausende von anderen Särgen den winkenden Weihwedeln entzogen.

Die Pracht und der Glanz des Leichenzuges sind noch in frischer Erinnerung. Als Pate seines Enkels Georges ging ich unter den Familiengliedern mit dem Zuge, den Georges anführte. Niemals glaube ich einen erhabeneren, rührenderen und grandioseren Anblick gehabt zu haben,

als wie der schmale Sarg unter der unermeßlichen Wölbung des Arc de triomphe niedergesetzt wurde.*)

Nachdem wir drei endlos lange Stunden fast auf der Stelle getrippelt waren, kamen wir ganz erschöpft am Pantheon an; ein Ozean von Volk wogte um uns herum.

Als wir unter den Fenstern irgend eines Cercle vorüberkamen, traten die klerikalen Mitglieder dieses natürlich wie alle anderen reaktionären Klubs mit den Hüten auf den Köpfen auf den Balkon hinaus, um gegen die ohne Mitwirkung der Religion vor sich gehende Bestattung zu protestieren. Glaubten diese Baccaratspieler vielleicht, der große Hugo sollte sich eigens, um ihnen gefällig zu sein, mit der Kirche aussöhnen?

In der Erinnerung ist mir ferner ein kurzes Gespräch geblieben, das zwei alte Offiziere in Civil und mit der Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch, miteinander austauschten, während der Sarg wieder einmal einen Augenblick halten mußte:

„Wie viele Regimenter, meinen Sie wohl, wären nötig, um diese ganze Gesellschaft auseinanderzusprengen?"

„O, ein einziges wäre reichlich genug!"

Und ein rohes Lachen begleitete diese geistreiche Antwort auf eine geistreiche Frage.

Das war alles, was diese Vertreter ‚soldatischen

*) R. teilt an einer anderen Stelle die Schlußverse eines von Clovis Hugues im Intransigeant veröffentlichten Gedichtes mit. Ich begnüge mich, davon nur die folgende schöne Strophe herzusetzen:

Alors devant la nue éclatante et sereine,
Sous l'immense granit noyé d'ombre et de jour,
On a vu se lever, vision surhumaine,
Napoléon Premier, le génie et la haine —
Hugo, le génie et l'amour! A. d. H.

Geistes' angesichts der Ehrung empfanden, die die ganze Hauptstadt unserem größten Dichter erwies.

Die allgemeinen Wahlen, die im Oktober 1885 stattfinden sollten, gaben Veranlassung zu einer Sammlung der entschieden republikanischen Parteien. Zunächst galt es, sich über die Kandidatenliste für Paris und die Bannmeile zu verständigen. Clémenceau bildete einen sozialistisch-radikalen Wahlausschuß — der aber mehr radikal als sozialistisch war — aus den hervorragendsten Persönlichkeiten der politischen Presse. Jeder von uns stellte seine Kandidaten auf, über ihre Namen wurde abgestimmt und die Vorschläge entweder angenommen oder verworfen.

Als Vertreter der Arbeiterklasse waren von mir der Bergmann Basly, von Clémenceau Camélinat aufgestellt. Beide wurden zugelassen; noch mehr lag mir aber daran, daß die beiden früheren Mitglieder der Kommune, Vaillant und Eudes, als Wortführer der Blanquisten in die Kammer eintraten. Man wollte sie unter gewissen Bedingungen auf die Liste setzen; aber diese Bedingungen bestanden darin, daß sie ihre ganze Vergangenheit abschwören, ‚mea culpa' sagen und versprechen sollten, in Zukunft ‚vernünftig zu sein'.

Wie ich erwartet hatte, lehnten sie dieses Ultimatum ab und vergebens kämpfte ich mit aller Entschiedenheit dafür, daß man sie bedingungslos acceptiere. Da keine Einigung zu erzielen war, so kam es zum Bruch und der Intransigeant stellte seine Kandidatenliste für sich auf, die von der Clémenceauschen sehr wesentlich abwich. Die Folge dieser Uneinigkeit war aber eine gewisse Unentschlossenheit unter den Wählern, die sich zum Teil für Clémenceau und zum Teil für mich entschieden, sodaß

dieser mit sehr wenig glänzender Stimmenzahl und ich überhaupt nur mit knapper Not an allerletzter Stelle gewählt wurde. Eudes und Vaillant fielen durch.

Daß ich selbst so schlecht abschnitt, mochte zum guten Teil auch daran liegen, daß meine Wähler sich erinnerten, wie wenig Geschmack ich stets für den Beruf eines Abgeordneten gezeigt hatte. Wenn ich mich diesmal ganz gegen meine Neigung dazu entschlossen hatte, mich wieder aufstellen zu lassen, so war meine Hauptabsicht dabei, endlich einmal die allgemeine Amnestie durchzusetzen.

In der That, es saß in den Gefängnissen der Republik wegen seiner politischen Ueberzeugung kein einziger Monarchist, wohl aber saßen sehr zahlreiche Republikaner. Die mehrfachen Unruhen in Montceau-les-Mines hatten ganzen Scharen ihre Freiheit gekostet; Berezowsky saß nach achtzehn Jahren immer noch wegen eines Pistolenschusses, der freilich einem Kaiser gegolten, aber nur ein Pferd verwundet hatte.*) Nourrit war im Jahre 1848 wegen einer im offenen Bürgerkrieg begangenen Handlung zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt und war 1885 immer noch nicht frei.

Ein schlimmer Uebelstand war es auch, daß die Gesetze in Bezug auf die Unterscheidungsmerkmale zwischen gemeinen und politischen Verbrechern unbestimmt lauteten, und daß daher der Willkür der Richter ein verhängnisvoller Spielraum gelassen war. So war Louise Michel zu der unglaublichen Strafe von sechs Jahren Gefängnis verurteilt worden nicht etwa wegen Aufreizung zum Bürgerkrieg sondern wegen Plünderung. Sie war be-

*) Es handelt sich um das Attentat des Polen Berezowski auf den Zaren Alexander II. bei dessen Besuch der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867. A. d. H.

schuldigt, mit einem Stock auf die Erde geklopft und dadurch das Signal zur ‚Plünderung von Bäckerläden' gegeben zu haben.

In Wirklichkeit war überhaupt kein Bäckerladen geplündert, aber Jules Ferry, der damals Ministerpräsident war, wollte eben auch ‚seinen Tag' haben und deshalb mußte ein gewöhnlicher Massenspaziergang auf der Esplanade des Invalides durchaus zu einer revolutionären Gewaltthat gemacht werden.

Diese Art, Gesetzestexte auszulegen und sogar geradezu zu fälschen, hatte man von den Kriegsgerichten im Jahre 1871 gelernt, die ganz willkürlich wegen derselben Strafthaten den einen Kommunarden nach der Ile de Pin schickten, den anderen ins Zuchthaus steckten. Und noch eine andere Kategorie von Unglücklichen schmachtete in den Kerkern, in denen man sie vergessen zu haben schien; allerdings waren so viele von ihnen darin umgekommen, daß man vielleicht glaubte es sei niemand mehr übrig. Ich meine die nach dem algerischen Aufstand von 1871 verurteilten Araber, unter denen ich in meinen verschiedenen Gefängnissen bekanntlich viele Freunde gewonnen hatte. Sie waren nun seit fünfzehn Jahren teils als Deportierte in Neukaledonien teils als Internierte in Korsika, wo man sie sogar Hunger leiden ließ. Wir wußten nur zu wohl, weshalb man sie so unbarmherzig von ihrem Vaterlande fern hielt: Die meisten von ihnen waren reiche Leute gewesen, man hatte ihnen gesetzwidrigerweise nach ihrer Verurteilung ihr gesamtes Vermögen beschlagnahmt und behielt sie gewissermaßen als Geiseln, um ihnen nicht bei ihrer Heimkehr die eingezogenen Güter wieder erstatten zu müssen.

Aber ehe ich meinen Amnestieantrag einbringen konnte,

mußte ich erst noch ziemlich lange die Reaktionsbazillen dieser sogenannten Volksvertretung einatmen. Die tonkinesischen Angelegenheiten waren zunächst das dringlichste und der neue Minister Brisson hatte von der Kammer 79 Millionen zur Fortsetzung unserer ‚Eroberungen' verlangt.

Die zur Prüfung dieses Kredits niedergesetzte Kommission von dreiunddreißig Mitgliedern war, bis auf fünf oder vielleicht sechs, der Forderung durchaus feindlich gesinnt. Wir wollten unbedingt mit diesem Abenteuer ein Ende machen, wir wollten unsere Soldaten wieder in der Heimat haben. Es war ein deutliches Zeichen von der Willensmeinung der Kammer, daß sie mich, der seit einem Jahre unablässig gegen den wahnwitzigen Feldzug donnerte, in die Kommission wählte. Als die Namen der anderen Mitglieder bekannt gegeben wurden, glaubte jedermann, daß wir jene Gegenden schnellstens räumen würden — und wir sind heute noch dort.

Casimir Perier war ebenfalls in der Kommission, aber als Anhänger der Kolonialpolitik und Gegner der Räumung; er erschien mir gleich in der ersten Sitzung als typischer Reaktionär. Ich erriet sofort unter der Hülle des Mannes, der sich seines Millionenwertes bewußt ist, die Seele des Politikers, dem nur die Interessen seiner Kaste maßgebend sind. Das Elend unserer Truppen, die Ueberbürdung der Steuerzahler, das immer schlimmer werdende Defizit — das waren lauter Nebensächlichkeiten, die für seine Entschlüsse nicht in Betracht kommen konnten.

Auch Paul Bert trat für die Fortsetzung des Kampfes ein. Er breitete mit dem Selbstbewußtsein eines früheren Unterrichtsministers, der natürlich alles viel besser weiß als so ein revolutionärer Zeitungsschreiber, wie z. B. Rochefort, eine große Karte vor uns aus, die wahrschein-

lich eigens zu diesem Zweck hergerichtet war, und zeigte uns darauf mit Strategenmiene, welche Pässe man ganz einfach besetzen müsse, um den Feind zu überraschen. Diese Lektion in der höheren Tonkineserei schien mir so lächerlich, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn zu fragen, wo er eigentlich den Gebirgskrieg gelernt habe. Er geriet in großen Zorn und antwortete mir, das wäre nicht die übliche Form, in der Kollegen miteinander verkehrten.

Ich erwiderte ihm darauf, nach meiner Ansicht habe er sich mit seinen geographischen und militärischen Lehrsätzen geradezu über uns lustig gemacht und ich dürfte mir daher auch wohl einen kleinen Scherz erlauben. Uebrigens sollte er sich doch, wenn er das Land so gut kennte, als Gouverneur dorthin schicken lassen.

Dies Wort hat vielleicht Einfluß auf sein Schicksal gehabt. Er bemerkte mir kurz: „Wer sagt Ihnen, daß ich nicht daran denke?", und ging zwei Jahre später wirklich in dieser Eigenschaft dorthin, um nicht zurückzukehren. Er war eins von unseren vielen Opfern, die dort geblieben sind. Wir schlagen uns da und die Engländer und Deutschen machen die Handelsgeschäfte.

Dreimal hatten die Vereinigten Staaten sich angeboten, zwischen uns und China zu vermitteln, aber Ferry hatte beständig ihre guten Dienste zurückgewiesen, um unsere Würde aufrecht zu erhalten. Man hätte von dieser Würde wohl nicht so laut gesprochen, wenn nicht im Hintergrunde eine brave Bank für Indochina, Tonkin, Cambodja und Cochinchina gestanden hätte, mit deren Aktien sich ein so gutes Geschäft machen ließ. Den Gewinn steckte die Bank ein, die Kosten trugen die Steuerzahler. Das war eine einfache Rechnung. Es war natürlich höchst fatal, daß jetzt eine parlamentarische Kommission sich das

Recht herausnahm, nicht nur diese Rechnung zu prüfen, sondern sie sogar dem Lande offen vorzulegen.

Da es keinen anderen Ausweg gab, so griff die Gründergesellschaft zu einer Fälschung. Dadurch gelang es ihr denn auch wirklich, aller Schwierigkeiten Herr zu werden.

Camille Pelletan verlas als Vorsitzender unseres Ausschusses in der Kammer seinen Bericht; er war ausgezeichnet und beleuchtete mit unerbittlicher Gründlichkeit die an Wahnsinn streifende Schurkerei, die Frankreich bis jetzt nichts anderes eingebracht hatte als ein großes Defizit, die Cholera und den Tod von zehntausend Söhnen.

Als man zur Abstimmung schritt, bezweifelte niemand, daß die Kreditforderung der Regierung verworfen würde. Das Erstaunen war daher beträchtlich, als der Präsident erklärte, der Ausfall sei ungewiß und es müsse Auszählung stattfinden. Diese ergab eine Mehrheit von zwei Stimmen für den Regierungsantrag. Allgemeine Verblüffung.

Aber die nächste Sitzung brachte die Aufklärung: Der Kredit war thatsächlich abgelehnt, aber die Kolonialgruppe, für die Tonkin eine Lebensfrage — und vor allem eine Geldfrage war, hatte sich entschlossen, so viele Stimmzettel zu fälschen, zu radieren oder sonst zu ändern, daß dadurch ihr Antrag siegen mußte. Die Stimmen der Abgeordneten Lacote und Graf de l'Aigle waren dadurch ungültig gemacht, daß sich von jedem von ihnen zwei Zettel in der Urne befanden: auf dem echten stimmten sie gegen den Antrag, auf dem gefälschten dafür. Der Abgeordnete für Guyana, Franconie, hatte nach der Veröffentlichung des ‚Journal officiel' für den Antrag gestimmt, obwohl er noch gar nicht in Paris war, sondern

sich auf hoher See befand. Noch andere Einsprüche wurden erhoben und Laguerre beantragte eine Untersuchung, die mit allen Stimmen — einschließlich derjenigen der Fälscher — beschlossen wurde. Aber die Kommission, die zur Durchführung dieser Untersuchung gewählt wurde, hat niemals getagt und seit elf Jahren warten wir immer noch vergebens auf ihren Bericht.

Also einer Handlung, deren Urheber vor das Schwurgericht gehört hätten, verdanken wir die Besitzung, die wir nicht besitzen, obwohl wir sie überreichlich bezahlt haben. Einer sagte dem andern den Namen des Fälschers ins Ohr, aber niemand wagte es, ihn öffentlich anzuklagen und er saß ruhig weiter in der Kammer. Der Weg, den der Parlamentarismus wandelt, ist mit Niederträchtigkeit dieser Art gepflastert.

Brisson war also dem Anschein nach Sieger geblieben, aber er begriff, daß er thatsächlich geschlagen war und trat zurück. Im Ministerium Freycinet, das die Nachfolge übernahm, befanden sich mehrere Persönlichkeiten, denen man bis dahin wenig Bedeutung beigemessen hatte und die kurz darauf weltbekannt waren. Carnot erhielt die Finanzen und wurde sicherlich infolgedessen später Präsident. Und General Boulanger wurde Kriegsminister.

Ich hatte ihn vorher nur einmal einen flüchtigen Augenblick gesehen; er war damals, etwa 1883 oder 1884, Inspekteur der Infanterie. Mein ältester Sohn, der in Algier seinen Militärdienst ableistete, war von dem berühmten Forschungsreisenden Savorgnan de Brazza dazu ausersehen worden, ihn auf seinem Zuge nach dem Congo zu begleiten und ich mußte daher um seine Versetzung zu Brazzas kleiner Bedeckungsmannschaft nachsuchen. Clémenceau erbot sich, mich bei dem ihm befreundeten General

Boulanger einzuführen. Ich war überrascht über die Höflichkeit und Liebenswürdigkeit, womit der Inspekteur der Infanterie sofort meinem Wunsche entsprach. Es war an ihm keine Spur von dem Kommißton, in den die höheren Offiziere so leicht verfallen, und es war mir ein großes Vergnügen, diese Bekanntschaft zu machen. Ich bemerkte, daß er beim Abschied Clémenceau in freundschaftlicher Weise die Hand schüttelte und war daher nicht erstaunt, als ich seinen Namen unter den Mitgliedern des neuen Kabinetts las.

Obwohl dieses entschieden demokratisch war und daher bessere Garantien bot, als die vorhergehenden, hätte ich es beinahe am ersten Tage gestürzt. Das Ministerium hatte sich entschieden gegen meinen Amnestieantrag ausgesprochen unter Berufung auf die angeblichen Begnadigungen, die in Wirklichkeit nur Leuten zu teil wurden, welche ihre Strafe bis auf wenige Tage bereits verbüßt hatten. Ich hielt mich dadurch noch nicht für geschlagen und brachte meinen Antrag in einer erweiterten Form ein, sodaß darin auch die Wahlvergehen einbegriffen waren. So sicherte ich mir auf billige Weise die Unterstützung der Rechten, denn da die Kammermehrheit republikanisch war, so richteten sich die Anklagen wegen ungesetzlicher Wahlmanöver natürlich nur gegen Monarchisten. Indem ich also die Amnestie Leuten zu gute kommen ließ, die zu Bußen von zwanzig bis höchstens fünfzig Franken verurteilt waren, erhielt ich die Stimmen der Rechten für die Begnadigung der Bergarbeiter, die wegen Streikausschreitungen mit monate- und sogar jahrelangem Gefängnis bestraft waren.

Ich brachte also meinen Antrag ein und verlangte gleichzeitig die Dringlichkeit. Das Ministerium erklärte

sich rundheraus dagegen. Ich höre noch Clémenceau, mit dem ich in Erwartung des Ausfalls der Abstimmung im Korridor auf und ab ging, lachend zu mir sagen: „Sie werden, wie gewöhnlich, hundertzwanzig bis hundertdreißig Stimmen haben."

Ich erhielt zweihundertfünfundsiebzig und zur Verblüffung des Ministeriums und eines großen Teils der Linken wurde die Dringlichkeit erklärt. Das Kabinett Freycinet, das seines Sieges gewiß zu sein glaubte und sich daher bereits zu tief eingelassen hatte, sprach von Rücktritt. Aber es wurde von seinen eigenen Feinden gerettet. Die Führer der äußersten Linken fanden es beinahe beleidigend, daß ich in meiner Ecke für mich allein meinen Antrag niedergeschrieben hatte, ohne sie um Rat zu fragen. Sie dachten mehr an ihr bedrohtes politisches Ansehen als an die Araber und die verurteilten Bergleute von Montceau-les-Mines. Sie konnten es mir nicht vergeben, daß ich mich von ihrer Vormundschaft losgesagt hatte und meinen eigenen Weg ging. Und vor allem der Gedanke, daß das neue Gnadengesetz ‚Amnestie Rochefort' heißen würde, war ihnen unerträglich. Sie protestierten also dagegen, daß die Wahlvergehen mit in die Amnestie hineingezogen würden, und damit war das Schicksal meines Antrags und zugleich das der armen Teufel in den Gefängnissen besiegelt. Ich that zwar alles, was ich konnte, und stellte meinen Standpunkt in einer eindringlichen Rede klar; ich erntete auch dafür ‚Beifall auf verschiedenen Bänken', wie der offizielle Bericht lautete. Aber trotz dieses Beifalls gingen die 275 Stimmen, die für die Dringlichkeit des Antrags gewesen waren, auf 120 für den Antrag selbst zurück.

Ich saß nicht in der Kammer, um mich von den

armen Leuten, deren Vertrauen mich gewählt hatte, ‚Herr Abgeordneter' anreden zu lassen. Ich begriff, daß in den vier Jahren der Gesetzgebungsperiode alles auf ein Handeln und Feilschen unter den Parteien hinauslaufen würde. Fortwährend zu den Kollegen sagen zu müssen: ‚Stimme für dies, so stimme ich für das' — diese Aussicht schien mir nicht nur unerträglich, sondern geradezu entehrend. Ich wollte nicht vier Jahre meines Lebens verlieren; sowie ich daher über das Schicksal meiner Amnestie im klaren war, setzte ich mich im Bibliothekssaal an einen Tisch und teilte dem Präsidenten brieflich mit, daß ich mein Amt als Abgeordneter niederlegen müsse.

Daß die äußerste Linke meinen Antrag zu Fall brachte, war eine Schändlichkeit; aber es kam noch besser. Vier Wochen nach der verhängnisvollen Abstimmung brachte die Regierung selbst einen Antrag auf Begnadigung aller Wahlvergehen ein, und die Radikalen stimmten dafür, ohne die geringste Schwierigkeit zu machen oder auch nur einen Einwand zu erheben. Von den politischen Vergehen aber war nicht mehr die Rede.

So blieben also Berezowski und Cyvoct im Zuchthaus, die Bergleute von Montceau im Gefängnis, und die Stimmzettelfälscher wurden ihrer Geldbußen quitt!

Ich habe von diesem Vorfall gesprochen, weil ich dem Publikum begreiflich machen möchte, wie ungeheuer schwierig es ist, in der Politik seinen geraden Weg zu gehen. Ueberall stößt man sich an gemeinen Ehrgeiz, an kleinliche Eifersüchteleien oder man fällt sogar in hinterlistig angelegte Gruben.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ein republikanischer General. — Boulangers Auftreten in der Kammer. — Liebenswürdigkeit der belgischen Regierung gegen mich. — Boulanger wird populär. — Die Briefe an den Herzog von Aumale. — Briefe eines späteren Königs der Franzosen. — Herr Limburg. — Paul Berts Tod. — ‚Gegen die Cholera giebt's kein Mittel'. — Die Revue am 14. Juli. — Der Fall Schnäbele.

General Boulanger, den Clémenceau mir als den einzigen Kriegsminister bezeichnet hatte, auf dessen ehrlich republikanische Gesinnung wir unter allen Umständen rechnen dürften, bekannte sofort offen Farbe, indem er zwei Kavallerieregimenter, die ihm wegen reaktionärer Gesinnungen verdächtig waren, in andere Garnisonen versetzte. Ein Mitglied der monarchischen Rechten, Herr Gaudin de Villaine, verlangte Aufklärungen über diese Maßregel und Boulanger ging mit einer überraschenden Kühnheit auf den Kernpunkt der Sache ein, anstatt sich hinter Ausflüchten und halben Andeutungen zu verstecken:

„Ich komme sofort auf den springenden Punkt," sagte er, „nämlich auf die politische Seite der Angelegenheit. Ich habe nicht die Absicht, einer Debatte auszuweichen, und stelle daher dem ehrenwerten Herrn Gaudin de Villaine die einfache Frage:

Leben wir in einer Republik oder nicht?

Ich glaube, man könnte allerdings wirklich hieran zweifeln, wenn man sieht, wie der Chef der Armee angegriffen wird, weil er eine Maßregel erlassen hat, die nur den Schutz der Achtung vor der Republik bezweckt."

Er setzte dann die thatsächlichen Verhältnisse auseinander, wodurch diese Maßregel begründet war, und schloß mit den Worten:

„Ich habe die Ueberzeugung, daß ich meine Pflicht

thue und eine wichtige Aufgabe erfülle, indem ich gewissen Herren begreiflich mache, daß sie auf veraltete Ansprüche verzichten müssen, und anderen, daß der gesunde Menschenverstand ihnen sagen muß, was die Lehren der Geschichte ihnen nicht beigebracht zu haben scheinen: nämlich, daß sie ihre eitlen Hoffnungen aufgeben und sich entschließen müssen, mit uns zusammen an der Spitze unserer Zeitgenossen zu marschieren, die weder Zeit noch Lust haben, noch lange auf die allzu gemächlichen Leute zu warten."

Das war einmal die Sprache eines Hoche und Kleber, nachdem wir solange immer nur einen Mac Mahon oder Ladmirault gehört hatten! Wie hätte das Volk nicht volles Vertrauen zu einem Kriegsminister haben sollen, der aus so ganz anderem Holz geschnitzt war als seine Vorgänger, denen wir die schmachvollen Niederlagen von 1870 verdankten! Die klerikale und monarchische Reaktion, die damals fast unumschränkt über das Heer verfügte, wie sie es noch heute thut, fühlte sich von blasser Furcht erschüttert, als sie solche Worte vernahm.

Boulanger wurde fast von heut auf morgen der volkstümlichste, oder richtiger gesagt, der einzige volkstümliche General. Die Nation, die durch Verrat an allen Ecken und Enden während des deutsch-französischen Krieges auf so harte Prüfungen gestellt war, sagte sich: Dieser Mann würde es nicht zulassen, daß für den Marsch nach der Grenze Schuhe mit Pappsohlen und Patronen mit Aschenzusatz in der Pulverladung ausgegeben würden.

Um diese Zeit beschloß die belgische Regierung gegen mich eine Maßregel, die noch mehr komisch als willkürlich war. In der belgischen Landschaft Borinage waren bedrohliche Aufstände der Bergarbeiter ausgebrochen, die

von den ihnen gezahlten Hungerlöhnen thatsächlich nicht leben konnten. Ich hatte meine Absicht kundgegeben, zusammen mit dem Abgeordneten Laguerre an Ort und Stelle zu reisen, um mich über die Verhältnisse genau zu unterrichten, und wir wollten gerade abfahren, als ich in der ‚Indépendance belge' die Notiz las:

> In einem am Sonntag abgehaltenen Ministerrat ist ein Ausweisungsbefehl gegen Herrn Henri Rochefort unterzeichnet worden. Diese Vorsichtsmaßregel ist begründet durch die in mehreren Zeitungen verbreitete Nachricht, daß der Chefredakteur des ‚Intransigeant' sich demnächst nach Belgien begeben werde.

Ein Erdenfleck wurde mir also durch bloßes Belieben des Herrn Ministers Bernaert verboten, ehe ich mich noch dort hatte sehen lassen. Da die Ausweisung eine Strafe ist, so hätte ich zum mindesten mich irgend einer Handlung schuldig machen müssen, um sie zu verdienen. Das belgische Kabinett erkannte zwar an, daß ich gegen Belgien nichts begangen hatte, solange ich mich noch in Frankreich befand; es ging nur deshalb gegen mich vor, weil ich in Zukunft etwas begehen könnte. Jemanden von einem Ort ausweisen, wo er gar nicht ist — das ist wirklich die höchste Leistung jesuitischer Gesetzesauslegung. Bis dahin hatte man mit der Bestrafung einer That gewartet, bis sie begangen war. Die neue Jurisprudenz konnte niedliche Folgen haben. Warum sollte sich nicht irgend ein Mensch auf einen Vorübergehenden stürzen, ihm den Schädel einschlagen und vor Gericht einfach erklären:

„Ich nahm an, daß dieser Mensch eines Tages in mein Haus einbrechen würde, um mich zu ermorden. Deshalb befand ich mich, übereinstimmend mit den belgischen Rechtsverhältnissen, im Falle gesetzlicher, aus Vorsicht geübter Notwehr."

Es ist richtig, wenn Campi, von dem ich vorhin erzählte, enthauptet worden wäre, bevor er seine beiden Opfer mit Hammerschlägen niederstreckte, so lebten diese vielleicht noch. Immerhin würde man doch wohl gefunden haben, es gehe ein bißchen zu weit, ihm in Voraussetzung eines noch nicht begangenen, aber ihm zuzutrauenden Verbrechens, den Hals abzuschneiden.

Um die Vorsicht noch weiter auszudehnen, wartete der königliche Staatsanwalt, versehen mit meiner Photographie und derjenigen Laguerres, drei Tage lang auf dem Bahnhof von Mons und durchsuchte alle von Paris kommenden Züge. Er fand aber nichts.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich anerkennen, daß ich später während meines zweiten Londoner Exils, mich oft in Belgien aufgehalten habe und niemals belästigt worden bin.

Zu der Feindschaft der Monarchisten gegen Boulanger gesellte sich sehr bald auch die der eifersüchtigen Anhänger Ferrys und Brissons. Der General machte sich nichts daraus und er konnte sich in der That mit der aufrichtigen Liebe trösten, die ihm vom Volk selbst entgegengebracht wurde. Man sah, daß er aus dem Soldaten etwas anderes machen wollte als ein geplagtes Lasttier. Dadurch daß er erlaubte, den Bart zu tragen und nach acht Uhr abends sich zu Bett zu legen, wurde er der Abgott der Armee und folglich auch aller Familien, die einen Sohn bei der Fahne hatten. Das erschien der Reaktion immer bedenklicher. In allen Klöstern, Seminaren und ähnlichen konservativen Gedankenfabriken durchstöberte man die Korrespondenz des Generals. Sollte er nicht vielleicht seine letzte Wäscherechnung noch schuldig sein? Das wäre

ein kostbarer Fund gewesen. Da diese Hoffnung sich aber leider nicht erfüllte, so nahm man mit den Briefen vorlieb, die er im Dienst an seinen Vorgesetzten, den Herzog von Aumale, geschrieben hatte und die flugs von allen gutgesinnten Blättern veröffentlicht wurden.

Um der Achtung des Landes würdig zu bleiben, hätte Boulanger auf einen Dienstbefehl seines Corpsgenerals etwa in folgendem Tone antworten müssen:

„General. Sie öden mich. Einem ekligen Reaktionär wie Sie, habe ich nicht zu gehorchen. Lassen Sie sich das ein für alle Male gesagt sein!“

Allerdings wenn er in diesem Stil geschrieben hätte, würde man wegen Untergrabung der Disziplin über ihn hergefallen sein. Auf alle dummen Verleumdungen dieser Art zu antworten, wäre dem Kriegsminister ganz unmöglich gewesen; eine solche Riesenarbeit ging über Menschenkräfte. Den einen Tag erzählte man, er habe in seinen Briefen den Herzog von Aumale ‚Monseigneur‘ genannt; den nächsten Tag hätte man versichert, er habe unter einem falschen Namen fünf Jahre im Zuchthaus gesessen, den übernächsten, er sei — unter dem Kaiserreich Polizeispitzel gewesen und einen Monat darauf hätte man ganz gewiß einen vollständigen Falschmünzereiapparat bei ihm entdeckt.

Der Preßfeldzug gegen den General von seiten der eifersüchtigen Parlamentarier war vorauszusehen, denn es giebt keine Kreise, in denen ein abscheulicherer und gewöhnlicherer Neid wuchert, ausgenommen vielleicht die Hofkreise. Der Herzog von Aumale, unter dessen militärischem Oberbefehl der General früher gestanden hatte, mischte sich, gegen alle Gebote des Anstands, ebenfalls in diesen Streit und übergab einem ehemaligen Präfekten

Namens Limburg vier Briefe seines früheren Untergebenen, des nunmehrigen Kriegsministers. Auf diese mehr als unziemliche Handlungsweise antwortete Boulanger folgendermaßen:

Herrn Limburg.

Paris, 3. August 1886.

Mein Herr!

Es sind in den Zeitungen vier Briefe an den Herzog von Aumale mit meiner Unterschrift veröffentlicht worden. Da der erste offenbar falsch war, so konnte ich über die Echtheit der anderen nicht entscheiden, ehe sie vorgebracht waren. Ich habe also geschwiegen.

Heute erkläre ich die drei letzten Briefe, mit deren Veröffentlichung der Herzog vom Aumale Sie beauftragt hat, für echt.

Aus Mitleid will ich das Vorgehen Ihres Herrn und das von Ihnen übernommene Geschäft nicht mit dem gebührenden Namen nennen.

Ich verzichte gleichfalls darauf, über den Inhalt dieser Briefe Erklärungen abzugeben. Sie würden vielleicht nicht im stande sein, sie zu begreifen. Sie waren Präfekt der Republik um sie zu verraten. Ich bin Minister der Republik, um ihr zu dienen.

Ich diene ihr gegen Sie und Ihre Leute.

Ich habe Ihren Haß verdient. Es ist mein Herzenswunsch, daß ich mich auch in Zukunft desselben würdig zeige.

Als der Herr Herzog von Aumale mit Verletzung der militärischen Vorschriften, unter dem Vorwande von Jagden — und in einer Absicht, über die heute kein Zweifel sein kann — Offiziere an sich zog, die ihm zum großen Teil unbekannt waren, bin ich beauftragt worden, ihm im Namen des damaligen Kriegsministers Vorstellungen zu machen. Ich habe gehorcht.

Als das Komplott des Prinzen mich vor die Wahl zwischen meinem früheren Chef und der Republik stellte, da bin ich der Republik treu geblieben.

Das Gebot des Gesetzes habe ich ausführen lassen. Und wenn Ihre Freunde, die Aufwiegler, sich jemals einfallen lassen

sollten, von Worten zu Thaten überzugehen, so wird der Mann, der die Briefe an den Herzog von Aumale abgefaßt hat, gegen die Freunde des Herrn Herzogs einfach aber kräftig seine Pflicht thun.

General Boulanger.

Den Mann, der eine solche Sprache zu führen wußte, habe ich mit Stolz meinen Freund genannt. Wundert man sich noch, das ich ihm treu geblieben bin, als so viele ihm untreu wurden und in das Lager des Herrn Limburg übergingen?

Dieser bis dahin unbekannte Limburg war eine oder zwei Wochen lang eine wirkliche zeitgenössische Berühmtheit. Seine Lebensgeschichte und sogar die Beschreibung seines Aeußeren füllten so viele Spalten der rückschrittlichen und opportunistischen Blätter, als wenn er die Quellen des Nil entdeckt hätte.

Was? Wir kannten Limburg nicht? Er war achtundvierzig Jahre alt. Seine Haare ergrauten bereits. Obwohl er offenbar von weniger hochherzigen Gefühlen beseelt wurde als Henri IV., trug er doch den Bart in derselben Form wie dieser. Ein Blatt, das sich durch besonders eifrige monarchistische Gesinnung auszeichnet, fügte sogar hinzu, daß die Farbe seiner Augen ein ‚eigentümliches Blau' sei — wahrscheinlich ein Königsblau, oder vielleicht noch eher Preußischblau.

Der Herr Limburg, der für Prinzen Briefe an Zeitungen austrug, interessierte uns nicht allzusehr; er war uns zu unbedeutend und wir ließen ihn laufen. Etwas anderes war es mit seinem Auftraggeber. Dieser Mann, der so ohne weiteres private Kundgebungen zu seinen Zwecken benutzte, war ein Prinz von Geblüt, der den Anspruch erhob, die Monarchie zu seinem eigenen Nutzen oder zu Gunsten seines Neffen wieder aufzurichten!

Wir beeilten uns, ihm in gleicher Münze heimzuzahlen, indem wir einige alte Papiere des Hauses Orléans veröffentlichten. Wir wählten aus dem Haufen auf gut Glück einen Brief an die englische Regierung, der aus dem Jahre 1807 stammte:

Die Sieben Inseln*) sind blockiert und leiden Mangel an Nahrungsmitteln; sie brennen darauf, das französische Joch abzuschütteln. Es ist für England wichtig, diese Inseln Frankreich zu entreißen. Die Garnison besteht aus sechstausend Mann, darunter zweitausend Italiener und fünfzehnhundert Albanesen und Epiroten, die sofort sehr gute Soldaten gegen die Franzosen abgeben würden. Wenn England glaubt, daß ich der rechte Mann für diese Inseln bin, so findet es mich mit größtem Vergnügen bereit. Ich stehe Ihnen dafür, daß ich bald eine kleine Kerntruppe um mich haben und damit Spektakel machen würde.

Der Brief ist unterzeichnet: Louis Philippe d'Orléans.

Da es dem Vater des Herzogs von Aumale trotz all dieser Anstrengungen nicht gelang, von England mit einer Unternehmung betraut zu werden, so wandte er sich an den spanischen Regentschaftsrat und erhielt von diesem die Antwort:

Eure Hoheit haben den Wunsch ausgedrückt, in den Reihen des spanischen Heeres zu fechten. Wir bieten Ihnen an, den Befehl über eine Armee in Katalonien zu übernehmen.

Sofort erwiderte der Herzog von Orléans:

Ich nehme Ihre ehrenvolle Einladung mit dem größten Eifer an und spreche Ihnen meine aufrichtigste Dankbarkeit dafür aus.

*) Die ionischen Inseln. A. d. H.

Diese katalonische Armee war zum Kriege gegen Frankreich bestimmt und hatte vor allem den Zweck, im Süden unseres Landes den Bürgerkrieg zu entzünden!

Im Anschluß an diesen Brief, worin Louis Philippe sich so stolz darauf zeigte, daß er Spanier geworden war, veröffentlichten wir einen anderen, worin er sich rühmte, Engländer zu sein und gewissermaßen um Entschuldigung bat, daß er in Frankreich geboren wäre:

Palermo, den 17. April 1808.

Ich bin französischer Prinz — und trotzdem Engländer: zunächst weil ich muß, denn niemand weiß besser als ich, daß England die einzige Macht ist, die mich beschützen will und kann. Aber ich bin es auch aus Grundsatz, aus Ueberzeugung und in Uebereinstimmung mit allen meinen Lebensgewohnheiten.

Die folgende Stelle eines aus Cagliari am 29. Mai 1809 datierten Briefes machte erklärlich, wie der Prinz im Jahre 1792 sich mit solcher Leichtigkeit und Gewissensruhe an den Verrat Dumouriez' hatte anschließen können:

In Spanien, Neapel und Dalmatien stehen französische Heere, die sich — ich hoffe es wenigstens — bald in schwieriger Lage befinden werden. Das ist der rechte Augenblick, die Leidenschaften der Menschen aufzurufen!

Diese Auszüge aus der Korrespondenz seines Vaters, deren Veröffentlichung der Herzog von Aumale selbst hervorgerufen hatte, machten ihn vor Verlegenheit ganz still und eine Zeitlang verzichtete die philippische Reaktion darauf, sich an dem Patriotismus des Generals Boulanger zu reiben.

Bis zu dieser Zeit hatte ich den General nur jenes eine Mal im Geschäftszimmer der Infanterieinspektion gesehen, also bevor er Minister wurde. Die Unterstützung,

die ich ihm durch den ‚Intransigeant' zu teil werden ließ, ging also aus rein politischen Beweggründen hervor. Erst am Tage nach der Einweihung des ‚Cercle militaire', wobei er den Vorsitz geführt hatte, traf ich ihn wieder und hatte eine längere Plauderei mit ihm. Die Menge auf den Boulevards, die er auf seinem Wege nach dem Cercle passierte, hatte ihm eine großartige Huldigung dargebracht, über die die reaktionären Blätter sich am andern Morgen in sehr besorgter und gehässiger Weise ausließen. Ich hatte von der Wohnung meines Freundes Crémieux, des Textdichters von ‚Orpheus in der Unterwelt', den Zug vorbeikommen sehen und sprach Boulanger meine Glückwünsche zu dem schönen Abend aus. Aber ich gab ihm zugleich mit meinen Komplimenten die bittere Pille zu verdauen:

„Verlassen Sie sich darauf, Sie hatten es früher besser. Mit der Popularität weiß ich Bescheid. Für all diesen Beifallsjubel müssen Sie eines Tages schwer bezahlen. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn man Sie Verräter und Spitzbube nennen und von Ihnen erzählen würde, Sie hätten Ihren Vater vergiftet, um ihn früher zu beerben. Ich selbst bin im Triumph auf den Schultern getragen worden und trotzdem hat man lange von mir geglaubt, ich hätte Privathäuser ausgeräumt und Abendmahlskelche aus den Kirchen gestohlen."

Er lachte. Aber meine Prophezeiung ist noch weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Ich gestehe offen, auf den Gedanken war ich nicht gekommen, daß man ihn eines Tages beschuldigen würde, der Bruder des Raubmörders Campi zu sein.

Der Tod Paul Berts, der seit einigen Monaten als

Generalgouverneur in Hanoï residiert hatte, versetzte die Fanatiker des tonkinesischen Abenteuers in Trauer und zugleich in Verlegenheit. Diese Katastrophe trug mehr als alle unsere Polemik dazu bei, daß der wahre Wert der pestverseuchten Kolonie erkannt wurde. Solange nur die Millionen des französischen Volkes und so und so viele Soldaten zum Teufel gingen, hatten die Opportunisten unaufhörlich in den höchsten Tönen das Lob des Paradieses im fernen Osten gesungen. Plötzlich sah man, daß sogar die höchsten Beamten dem mörderischen Klima erlagen und die parlamentarische Begeisterung war mit einem Male merklich abgekühlt.

Paul Bert, der mit einem königlichen Gefolge sich in sein Reich begeben hatte, bildete sich wahrscheinlich ein, daß die Seuche, die die gemeinen Soldaten reihenweise hinstreckte, an einen Großwürdenträger mit einem so hohen Gehalt sich nicht heranwagen würde. Diese Einbildung mußte er teuer bezahlen.

Es war übrigens kaum zu verwundern, daß er mit solcher Zuversicht sich in jenes mörderische Klima begab. Alle Offiziere und Beamten, die unsere Tonkin-Kommission darüber befragte, hatten offenbar vom Minister Brisson den Befehl erhalten, sich in überschwänglichen Lobreden über die Fruchtbarkeit, die Gesundheit und den Reichtum jenes gelobten Landes zu ergehen. Und als ich diesen phantastischen Erzählungen den Tod Courbets und so vieler anderer entgegenhielt, behandelten die opportunistischen Blätter mich als Verrückten. Der Tod Paul Berts gab zu denken und keiner von der Ferryschen Bande bewarb sich mehr um den Posten des Generalgouverneurs. Zweihunderttausend Franken Gehalt waren allerdings sehr verlockend — aber die Cholera war eine gar zu fatale Zugabe.

Ich machte den Vorschlag, man solle doch inskünftige die Vicekönige von Tonkin unter den zum Tode verurteilten Verbrechern aussuchen; das einzige Bedenken dabei wäre gewesen, daß die Guillotine ihre Arbeit in einer halben Minute verrichtet, während die Pest ihre Opfer erst lange leiden läßt, und somit wäre die Versendung nach Tonkin eine Ungerechtigkeit gewesen. Den größten Anspruch auf die Nachfolge Paul Berts hatte unleugbar Jules Ferry. Aber er schien wenig geneigt zu sein, sich dieser Ansicht anzuschließen und zog dem Sonnenbrande Tonkins den kühlen Sitzungssaal im Palais Bourbon vor.

Da Bert nun einmal tot war, so hatten die Opportunisten nur noch die einzige Sorge, die Ursache dieses Unglücks zu vertuschen. Sie behaupteten also, er sei an einer Darmblutung gestorben. Zum Unglück für die Lügner hatten die ersten nach Paris gelangten Depeschen sich bereits allzu deutlich ausgesprochen. Darin war als Todesanlaß bezeichnet eine ‚Dysenterie mit Begleiterscheinungen von Erbrechen und kaltem Fieber'. Man braucht nur ein Wörterbuch der Medizin aufzuschlagen, um zu finden, daß kaltes Fieber mit Durchfall und Erbrechen nichts anderes ist, als was man für gewöhnlich Cholera nennt.

Da die Opportunisten wünschten, daß auch die Steuerzahler an der Trauer um ihren Freund teilnähmen, so beantragte das Ministerium eine Pension von zwölftausend Franken für die Familie des Verstorbenen, und das Parlament bewilligte diese Forderung fast ohne Debatte. Obwohl es nicht ganz klar war, worin eigentlich die besonderen Verdienste Paul Berts bestanden, der nach Tonkin gegangen war wie zwanzigtausend andere vor ihm, so hätte man die Bewilligung einer Pension für die Familie

doch begreifen können, wenn diese sich in dürftigen Verhältnissen befunden hätte. Dann natürlich konnte man die Witwe mit ihren Kindern nicht Hungers sterben lassen. Aber in allen Zeitungen hatte gestanden, daß Paul Bert sich vor seiner Abreise nach dem äußersten Osten bei vier verschiedenen Gesellschaften auf eine Gesamtsumme von sechshunderttausend Franken versichert hatte. Er hatte höchstens eine einzige Zahlung geleistet und die Witwe erbte also dreißigtausend Franken Rente. Wir waren der Meinung, daß das ein ganz hübsches Stück Geld sei und daß man nicht unser Budget mit einem Kapital von zweihundertfünfzigtausend Franken mehr zu belasten brauchte. Die Hymnen, die man auf Berts Tod anstimmte, ließen uns kalt. Wenn ein Franzose auswandert und sich viertausend Meilen von der Heimat niederläßt, so thut er das, um sich ein Vermögen zu machen oder wenigstens seinen Unterhalt zu finden und nicht, um für das Vaterland den Heldentod zu sterben.

Die Kolonialpolitiker in Ferrys Umgebung waren durch den Lärm, den dieser Todesfall machte, in große Verlegenheit versetzt und hatten es für angebracht gehalten, ihre Angriffe gegen den General Boulanger ruhen zu lassen, zumal da dieser ihnen die Antworten nicht schuldig blieb. Sie gingen noch weiter: sie erklärten ihn plötzlich zu ihrem Helden und überschütteten ihn mit Blumen, und die Monarchisten, die eben noch gegen den Kriegsminister zu Felde gezogen waren, schlossen sich ihnen an. Der Speichellecker des Herzogs von Aumale, der Desorganisator des Heeres, wurde plötzlich über Nacht ein Freund der Ordnung und die festeste Stütze der Disziplin. Die opportunistisch-konservativen Blätter verbreiteten über-

einstimmend das Gerücht, er habe mit den entschiedenen Republikanern gebrochen oder dieser Bruch stehe zum mindesten unmittelbar bevor.

Ich hatte Boulanger verteidigt, als er von den Bonapartisten bekämpft wurde. Es machte mich mißtrauisch, als ich sah, mit welchem Eifer sie das Fußgestell errichteten, um ihren neuen Helden darauf zu erheben, und ich gab meiner Ansicht in einem ‚Begründeter Verdacht' überschriebenen Artikel unverhohlenen Ausdruck. Dies ist wohl der beste Beweis dafür, daß ich mich weder dem General noch seiner Politik blindlings anschloß. Meine neue Haltung machte den tiefsten Eindruck auf ihn und er ließ mir durch Clémenceau sagen, seine angeblichen konservativen Kundgebungen beschränkten sich darauf, daß er dem bonapartistischen Abgeordneten Dugué de la Fauconnerie eine Unterredung bewilligt, daß es sich aber nur um Privatangelegenheiten des in einem Kürassierregiment dienenden jungen Dugué gehandelt habe. Zugleich ließ Boulanger mich um eine persönliche Zusammenkunft bitten, um alle Mißverständnisse zu beseitigen. Er speiste bei mir zusammen mit Clémenceau; die Aussöhnung war vollständig und wir plauderten bis elf Uhr abends. Am anderen Tage erzählte mir einer von seinen Adjutanten, daß der General sich vom Boulevard Rochechouart, wo ich damals das frühere Haus des Malers Troyon bewohnte, unmittelbar nach dem Ministerium begeben, und dort bis zwei Uhr morgens gearbeitet habe. Trotzdem war er um acht Uhr früh schon wieder auf seinem Posten. Keiner von unseren Ministern war je ein so eifriger Arbeiter. Während der achtzehn Monate seiner Amtsdauer hat er sich keine Nacht mehr als fünf Stunden Schlaf gegönnt.

Obwohl die Sorgen der höchst notwendigen Reorgani-

sation unseres Heeres schwer auf ihm lasteten, erschien Boulanger mir wie die verkörperte Fröhlichkeit und gute Laune. Er lachte gern und war ein abgesagter Feind aller Feierlichkeit. Zugleich war er höchst liebenswürdig gegen jedermann, sogar gegen die Dienstboten, die er freundlich nach ihren Verhältnissen und denen ihrer Familie ausfragte. Mein Dienstmädchen war ganz blaß vor freudiger Aufregung darüber.

Die Versöhnung zwischen Boulanger und mir brachte noch eine andere zuwege: Ferry und Freycinet, die beide bereits Ministerpräsident gewesen waren und es wieder zu werden hofften, vergaßen ihre Nebenbuhlerschaft und verständigten sich, um dem friedliebenden Grévy klar zu zu machen, daß Boulangers Verbleiben im Kabinett gleichbedeutend sei mit einer beständigen Kriegsgefahr.

Der Soleil versicherte, die Volkstümlichkeit des Generals bedrohe den Präsidenten der Republik ernstlich in seinem Ansehen. Es war allerdings wahr, daß Grévy am Neujahrstage, als er mit dem Kriegsminister zusammen einige Besuche gemacht hatte, unterwegs mehr ‚Hoch Boulanger' als ‚Hoch Grévy' hatte rufen hören. Und solche Kleinigkeiten haben ja schon oft einen großen Einfluß auf das Geschick von Königreichen und sogar von Republiken gehabt.

Man wandte sich also, um Boulanger zu bekämpfen, an die dem Bürgerstande eigentümlichen Angstinstinkte. Man beschuldigte ihn, Deutschland zu beunruhigen und die Havasagentur veröffentlichte die Nachricht:

> Die ‚Daily News' erklären den General Boulanger als die einzige Gefahr für den europäischen Frieden.

Sofort sanken auf dieses Telegramm hin die Börsenkurse. Und jeden Tag telegraphierte man von irgendwo-

her, Deutschland sei entschlossen, wegen der neuen Barackenbauten an unserer Ostgrenze Erklärungen zu verlangen.

Plötzlich fiel der Funke in die Mine, deren Explosion tagtäglich zu erwarten war: Der Bahnhofskommissar Schnäbele wurde in Pagny-sur-Moselle verhaftet.*)

Der Streich kam von Bismarck, der damals gerade von seinem Reichstag das Septennat verlangte. Der Hinterhalt, in den der französische Beamte von dem deutschen Polizeikommissar Gautsch, einem elsässischen Renegaten, gelockt war, bildete nur eine von den tausend Provokationen, die sich an unserer Ostgrenze abspielten, und die wir mit wahrer Himmelsgeduld ertrugen. Boulanger selbst hatte mich ein paar Monate vorher mit einem preußischen Komplott bekannt gemacht: Eine deutsche Kompagnie sollte, ‚aus Versehen', in vollen Waffen die Grenze überschreiten und mit dem ersten französischen Posten, auf den sie träfe, Händel anfangen. Ein Gewehr wäre ganz von selbst losgegangen, man wäre zu Thätlichkeiten geschritten und eine Beleidigung der deutschen Fahne hätte

*) Der deutsche Uebersetzer konnte nicht umhin, Rocheforts einseitiger und teilweise gehässiger Darstellung des Falles Schnäbele zu folgen. Man muß einen Memoirenschreiber auch in seinen Verirrungen nehmen, wie er ist: seine Darstellung hat immerhin den Wert, daß wir sehen, wie die Stimmung in jenem kritischen Zeitpunkt in Frankreich war und wie tief das Mißtrauen gegen Bismarck und die deutsche Regierung wurzelte, daß man sie der Anzettelung jenes häßlichen Zwischenfalles für fähig hielt. Eine raschere Verurteilung des Verhaltens des deutschen Lockspitzels durch die berufenen deutschen Organe würde allerdings wohl angebrachter gewesen sein; auch waren die französischen Gemüter durch Bismarcksche Herausforderungen schwer gereizt; denn es konnte ihnen nicht angenehm sein, wenn in der Nordd. Allg. Ztg. die deutschen Reisenden fortwährend vor Frankreich als vor einem ‚wilden Lande' gewarnt wurden.

sich leicht feststellen lassen. Dieser Plan war nicht zur Ausführung gekommen, aber wohl nur, weil er vorher bekannt geworden war. Aber dafür kamen täglich kleine Ausschreitungen der deutschen Soldaten an der Grenze vor, und da diese sonst unter eiserner Disziplin leben, so war es klar, daß sie sich ihre Scherze nicht erlaubt hätten, wenn sie nicht von ihren Offizieren dazu angestiftet wären.

Unsere Gelassenheit machte Bismarck ungeduldig und er ging zu richtigen Attentaten über. Das gegen unseren Kommissar verübte war um so schändlicher, als die Verhaftung nicht auf deutschem, sondern auf französischem Boden stattgefunden hatte. Das Verbrechen erinnerte an die Verhaftung des Herzogs von Enghien, der von Bonapartes Soldaten, die mitten im Frieden über die Grenze drangen, aus seinem Bett geholt wurde.

Die unglaubliche Gemeinheit, womit der Kommissar von Ars an der Mosel Schnäbele in einen Hinterhalt gelockt, von zwei verkleideten Polizisten mit den bereit gehaltenen Handschellen hatte fesseln und sodann abführen lassen, sprach allen Völker- und Menschenrechten Hohn. Es war ein Schlag in Frankreichs Antlitz.

Selbst wenn man zugeben wollte, daß unser Kommissar sich einer Handlungsweise schuldig gemacht hätte, die zu Vergeltungsmaßregeln von deutscher Seite Anlaß geben konnte: welche Regierung wäre wohl so schamlos gewesen, einen ausländischen Beamten zu einer freundschaftlichen Besprechung über Grenzfragen einzuladen und ihn dann, als er ahnungslos der Einladung folgte, packen und in Ketten legen zu lassen?

Bismarck war sich der Tragweite seiner abscheulichen Handlungsweise natürlich voll bewußt. Die That war vorbedacht: als er durchaus keinen Vorwand finden konnte,

von uns eine Genugthuung zu verlangen, hatte er es so eingerichtet, daß wir sie von Deutschland fordern mußten.

Dies sah sofort ein jeder ein und jeder begriff sogleich, daß uns nur die Wahl zwischen einer tiefen Demütigung und Krieg blieb. Sofort richtete das ganze Land seine Augen auf Boulanger; er war der einzige General, der uns den Frieden und zugleich die Ehre erhalten konnte. Ah! In diesen bangen Augenblicken, da warfen die Opportunisten und die Klerikalen ihm nicht mehr seine Briefe an den Herzog von Aumale vor. Mit gefalteten Hände flehten sie ihn an: Rette uns!

Nicht daß ihnen gerade die Unverletzbarkeit unseres Bodens besonders am Herzen gelegen hätte; aber eine zu demütige Unterwürfigkeit gegenüber den deutschen Roheiten, oder eine zu stolze Haltung gegen diese unbequem starke Großmacht konnten für sie und ihre Politik gleich verhängnisvolle Folgen haben.

Ich eilte sofort, als die Nachricht bekannt wurde, zum General, um die Einzelheiten des Ueberfalls zu erfahren und von ihm zu hören, welche Folgen daraus entstehen könnten.

Ich fand Boulanger ruhig wie einen Mann, der einen unumstößlichen Beschluß gefaßt und sich selbst eine ganz bestimmte Grenze gezogen hat, über die hinaus er dem Gegner nicht entgegenkommen will. Er schloß die Thür hinter mir und sagte:

„Sobald sie den Krieg durchaus wollen, werden sie immer einen Vorwand zu finden wissen, ganz gleich welchen Verlauf die diplomatischen Verhandlungen nehmen. Wir müssen also mobil machen, ohne eine Minute zu verlieren."

Während der kurzen Zeit, die ich bei ihm verweilte, klingelte er mehr als zehnmal seinen Bureaudienern, um

Befehle ausfertigen zu lassen. Ich nahm also von meinem Besuch den beunruhigenden Eindruck mit, daß der Friede mit Deutschland nur noch an einem schwachen Faden hing. Und ich muß es gestehen, Boulanger schien mir so voll Eifer und so zum Vorgehen entschlossen, daß ich mich nicht enthalten konnte, seine Zuversicht zu teilen. Die Zuversicht, die er den Soldaten einflößte, war ebenfalls unbegrenzt, und gewiß hätten sie unter seinem Befehl Wunderdinge verrichtet. Er wäre aber wohl nicht in den vier Wänden seines Ministeriums geblieben, sondern beim ersten Schuß zu Pferde gestiegen, denn er war vor allen Dingen Haudegen.

Angesichts der kriegerischen Begeisterung, die uns alle ergriffen hatte, begannen die vorsichtigen Deutschen sich denn doch zu fragen, ob es rätlich sei, den Kampf mit einem Volk aufzunehmen, dem nur die Wahl zwischen Sieg oder Tod blieb. Man räumte also drüben ein, man könnte wohl den Kommissar von Ars eines gewissen ‚Uebereifers' schuldig finden. Die Bezeichnung Uebereifer für einen derartigen Schurkenstreich war allerdings ein merkwürdiger Euphemismus. Indessen lag doch in diesem schwachen Zugeständnis ein gewisser Wunsch ausgedrückt, die Sache durch Verhandlungen zu erledigen. Eine offiziöse deutsche Note besagte weiter, die Verhaftung unseres Kommissars sei durch hochverräterische Handlungen begründet, die er in Elsaß-Lothringen verübt habe. Was waren das für juristische Spitzfindigkeiten, wonach einer unserer Landsleute Hochverrat gegen einen Kaiser, der nicht über Frankreich, sondern über Deutschland herrschte, begangen haben sollte? Kann man eine Nation verraten, der man nicht angehört? O, die borussischen Rechtsgelehrten waren um eine Antwort nicht verlegen! Sie sagten:

Die Kommentare von Oppenhoff und vom Generalstaatsanwalt v. Schwarze stellen fest, daß auch Zeitungsartikel, die im Auslande von Nichtdeutschen veröffentlicht sind, unter das deutsche Gesetz fallen.

Das war der Höhepunkt der Juristenweisheit! Danoch konnten ja alle meine Kollegen und ich selbst durch irgend einen Berliner oder Leipziger Gerichtshof zu fünf Jahren Festung verurteilt werden. Die gegen Ausländer in contumaciam ergehenden Urteile werden diesen niemals bekannt gegeben*) und so hätte es uns passieren können, daß wir auf einer Vergnügungsreise nach Bayreuth, um Wagners ‚Walküre' zu hören, an der Grenze oder vielleicht schon vorher von Polizeispitzeln in Verkleidung wandernder Musikanten in Empfang genommen, mit Handschellen geschmückt, und an das nächste Bezirksgefängnis eingeliefert wurden.

Unsere Haltung gegenüber den vorangegangenen deutschen Belästigungen hatte unseren Wunsch nach Aufrechterhaltung des Friedens bewiesen. Diese unedle Aufreizung hatte daher wenigstens den Erfolg, daß sie unseren Patriotismus zum äußersten trieb. Es wäre ein Verzweiflungskrieg geworden! Vier Millionen Franzosen hätten sich

*) In den letzten Jahren kam es einigemal vor, daß deutsche Strafkammern wegen majestätsbeleidigender Artikel in ausländischen Zeitungen gegen diese ein Strafverfahren inscenierten. Dieses sogenannte ‚objektive' Verfahren führt indessen nur zu dem harmlosen Ausgang, daß die inkriminierte Nummer zur Konfiskation post festum verurteilt wird. Dies sind allerdings juristische Kuriosa für den Laien und müssen im Auslande recht komische Begriffe von der deutschen Juristerei erwecken. Aber bezüglich seiner persönlichen Sicherheit braucht Rochefort darum nicht besorgt zu sein, zumal da es in Deutschland, im Gegensatz zu Frankreich, Kontumazialurteile gegen Personen nicht giebt.

erhoben, und es hätte wohl etlicher Millionen Deutscher mehr bedurft, um sie zu schlagen.

Acht oder zehn Tage lang herrschte eine unbeschreibliche Beklemmung. Alle Geschäfte stockten. Man kann sich denken, daß viele Drückeberger schon ihre Koffer gepackt hatten, um beim ersten Kriegslärm nach Brüssel abzudampfen. Ich kenne einen, — ich könnte seinen Namen nennen — der im Reiseanzug in meiner Wohnung erschien und mich beschwor, ihm doch über den Stand der schwebenden Verhandlungen genaue Auskunft zu geben.

„Nämlich," sagte er, „wenn der Krieg ausbricht, so will ich nicht meine arme, alte Mutter in Paris allen Greueln einer Belagerung ausgesetzt lassen. Wenn eine unmittelbare Gefahr besteht, so bringe ich sie noch heute abend nach Belgien."

Nun, diese selbige alte Mutter hatte er schon vier Jahre vorher verloren, und ich war selbst bei ihrer Beerdigung zugegen gewesen!

Zum Glück — denn die deutsche Sache wurde dadurch vor der Oeffentlichkeit noch viel schlechter als sie schon war — zum Glück entdeckte man unter den von Schnäbele in Frankreich zurückgelassenen Papieren den nachstehenden Brief des Kommissars Gautsch, wonach kein Zweifel mehr obwalten konnte, daß es sich um einen wohlvorbereiteten Hinterhalt handelte:

Mein lieber Kollege!

Ich hätte Ihnen eine Mitteilung zu machen, die weder die deutsche noch die französische Regierung betrifft, aber es wäre gut, wenn wir dabei ganz allein wären. Wenn es Ihnen recht ist, benutzen wir die Grenzpfahlfrage, um uns zu treffen.

Gautsch.

Wenn Schnäbeles Verhaftung sonach schändlich war, so streifte Bismarcks Versuch, sie zu rechtfertigen, an die äußersten Grenzen der Lächerlichkeit. Er wandte sich, um diese Frage zu entscheiden, nicht an Diplomaten oder Beamte, sondern an Feldmesser. War Schnäbele zwei Meter jenseits oder ein halbes Meter diesseits der Grenze ergriffen? Das war die Frage, mit deren Lösung die deutsche Regierung sich zu beschäftigen vorgab. Der Kanzler hätte doch gestehen sollen, daß dies ein ganz nebensächlicher Punkt war. Unser französischer Kommissar war verräterisch in eine Falle gelockt, und es war ohne jede Bedeutung, ob sich die Elenden an dieser oder an jener Stelle auf ihn geworfen hatten. Das Vorgehen blieb gleich verdammenswert, ob es nun auf deutschem oder auf unserem Boden stattgefunden hatte.

Eines Morgens ließ Boulanger mich bitten im Kriegsministerium vorzusprechen, und sagte mir:

„Die Haltung der russischen Presse hat auf die Canaille Bismarck einen großen Eindruck gemacht. Er hat gesehen, daß seine Lügen Europa ganz kalt lassen und daß über seine Anmaßung, Franzosen wegen Hochverrats gegen Deutschland verfolgen zu wollen, die ganze Welt sich lustig macht. Ich glaube, Schnäbele wird noch heute freigelassen. Der Fall kann also als beigelegt angesehen werden."

So war es auch; Schnäbele verließ sein Gefängnis, aber, fügte der Kanzler hinzu, um seine Niederlage zu bemänteln: „Der gerichtlichen Verfolgung sollte damit nicht vorgegriffen werden."

Da die deutschen Hurrablätter anfangs geprahlt hatten, der Kommissar von Pagny würde nicht unter fünf Jahren Festung davonkommen, so stellte der Ausgang der

Sache sich als eine Demütigung für Deutschland heraus. Besser konnten wir es gar nicht verlangen.

Und überhaupt hatte diese anscheinend so bedrohliche Verwicklung für Frankreich das allerglücklichste Ergebnis. Sie war der Ausgangspunkt für das russische Bündnis, auf das ich unaufhörlich und in zahllosen Artikeln hingearbeitet hatte und dessen Notwendigkeit damals jedermann in die Augen sprang.

Alexander II. hatte uns 1870 völlig von Preußen zerschmettern lassen und mit Recht hatte Wilhelm I. ihm, als wir zu Boden lagen, depeschieren können: „Nächst Gott verdanke ich es dir, mein lieber Neffe, daß ich die Franzosen geschlagen habe.“ Aber seitdem Alexander III. auf den Thron gekommen war, hatten unsere Beziehungen zur russischen Regierung sich ganz und gar geändert. Die Zarin, geborene Prinzessin Dagmar von Dänemark, war von tiefem Haß gegen Preußen beseelt. Die neue Kaiserin von Rußland war eine Frau, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck sitzen hatte; ihr großer Einfluß auf den Zaren hatte sicherlich einen Hauptanteil an der Annäherung der beiden Völker, die zu einem heute fast unzerstörbaren Freundschaftsverhältnis geführt hat.

Von der Prinzessin Dagmar ging der begeisterte Empfang aus, der unserer Flotte von der Kronstädter Bevölkerung bereitet wurde, und sie veranlaßte die Entsendung des russischen Geschwaders nach Toulon. Ich persönlich habe ihr dafür in meinem Herzen eine so lebhafte Dankbarkeit bewahrt, — an der ihr jedenfalls ganz und gar nichts gelegen ist — daß ich diese während meines langen Aufenthaltes in London unwillkürlich auch auf ihre Schwester, die Prinzessin von Wales, übertrug, deren Beliebtheit bei den Engländern übrigens unvergleichlich ist.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Boulangers Sturz. — Boulangismus. — Ein knickeriger Präsident. — Die Kundgebung am Lyoner Bahnhof. — Der Saint-Arnaud des Tingeltangels. — Der mutige Grévy. — Dame Limousin. — Wilson und seine Lieferanten. — Der Herr Schwiegersohn. — Frau Vicomtesse de Trédern und ihre Doppelgängerin.

Natürlich ließ die Kammer das Ministerium Goblet die Angst bezahlen, die sie hatte ausstehen müssen. Sie stürzte es plötzlich, ohne daß anscheinend ein besonderer Grund vorlag.

Vorhanden war indessen einer, und zwar ein sehr triftiger, nämlich der feste Entschluß der Rechten und eines Teils der Linken, mit dem General Boulanger ein Ende zu machen. Der alte Grévy, der mit seiner Biedermannsmiene durch und durch Egoist war, hatte genug von den Jubelrufen, die nicht ihm galten, und beeilte sich gegen die Freilassung des Kommissars Schnäbele der deutschen Regierung den General Boulanger zu opfern. Eine Dummheit! — denn in der auswärtigen Politik ist die Furcht, die man einflößt, immer die beste Sicherheit. Alle Parteien der Kammer erkannten an, daß ein Ministerium ohne den General nicht möglich wäre, trotzdem wurde er bei allen vorgeschlagenen Zusammenstellungen eliminiert. Der französische Gesandte in Berlin, der liebedienerische Herbette, teilte mit, Boulangers Verbleiben im Kriegsministerium würde von Deutschland als Herausforderung aufgefaßt werden, und so hatte der General plötzlich alle feigen Seelen gegen sich.

Vater Grévy, der fest entschlossen war, daß er nicht wieder ins Ministerium hineinkommen sollte, der dabei aber doch der Biedermann bleiben wollte, zog die Ver-

handlungen hin, um den unvermeidlichen Tag, an dem der Zorn des Volkes losbrechen mußte, wenigstens möglichst lange aufzuschieben. Die Krisis dauerte fast vierzehn Tage, und während dieser Zeit ließ auf Anweisung Bismarcks die ganze Finanzgesellschaft, d. h. die deutsche Judenschaft, die den französischen Geldmarkt beherrscht, die Kurse sinken oder steigen, je nachdem Boulangers Aussichten sich verbesserten oder verschlechterten.

Der Flibustier Jacques de Reinach konnte es dem früheren Kriegsminister nicht vergeben, daß er ihn mit seinen Täfelchen von angeblichem Kaffee, womit er die Armee beglücken wollte, hatte sitzen lassen. Er bekämpfte daher mit seiner ganzen hebräischen Hartnäckigkeit die Wiederkehr des Generals, jedenfalls in der Hoffnung, seinen Nachfolger gefälliger oder weniger ehrlich zu finden.

Auch die armseligen verkappten Orléanisten, aus denen der Senat besteht, mischten sich hinein. Die Führer der verschiedenen Gruppen gingen ins Elysée und erklärten Grévy, daß sie sich jedem Ministerium widersetzen würden, woran Boulanger teilnähme. Wahrscheinlich auf ihren Rat berief Grévy den schon invaliden Rouvier und gab ihm den Auftrag, mit irgend welchen Nullen ein Kabinett zu bilden, wenn nur Boulanger nicht dabei wäre. Und wirklich brachte Rouvier ein paar Leute zum Vorschein, die leider vom Schicksal bestimmt waren, wieder von der Bildfläche zu verschwinden, ehe das Land auch nur ihre Namen hatte behalten können. Diese Herren, die sich nicht nur in ihrer Ministerwürde, sondern sogar in ihren Persönlichkeiten bedroht fühlten, hatten den unermüdlichen Rouvier gebeten, er möchte den General entwaffnen, indem er ihn kaufte. Man wünschte von ihm eine Erklärung, daß er sich gern vom politischen Leben zurück-

zöge, da sein Name dazu angethan wäre, die Republik in Verlegenheiten zu stürzen. Für diese Buß' und Reue sollte er den Petersburger Botschafterposten erhalten, womit eine sehr reichliche Besoldung verbunden war. Wirklich ein hübsches Plänchen! Die guten Leute, die gern Leib und Seele für ein paar Tabakläden verkauft hätten, konnten natürlich nicht begreifen, daß eine Menschenseele dem verlockenden Köder eines Gesandtenpostens widerstehen sollte. General Boulanger arbeitete seit zwei Jahren Tag und Nacht, um das Land in Verteidigungsstand zu setzen und man schlug ihm ganz einfach vor, sein Werk mit eigener Hand zu zerstören! Sie glaubten wirklich, Boulanger, der ganz Frankreich hinter sich fühlte, würde ohne weiteres die mehr oder weniger vergoldete Verbannung hinnehmen, zu der man ihn zu verurteilen gedachte!

Als er sein Amt verließ, richtete der General an die Armee den folgenden einfachen und würdigen Aufruf:

Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten!

Das Kabinett, dem ich angehörte, ist zurückgetreten und der Präsident der Republik hat das Portefeuille des Kriegsministeriums anderen Händen anvertraut.

Indem ich den Oberbefehl der Armee abgebe, möchte ich allen denen meinen Dank aussprechen, die mir bei der patriotischen Aufgabe, unsere Verteidigungsmittel auf die Höhe zu bringen, Hilfe geleistet haben.

Ihr werdet unter dem Befehl meines Nachfolgers bleiben, was ihr unter meiner Leitung wart: eifrig in der Erfüllung eurer Berufspflichten, treu gegen die Gesetze unserer Verfassung; denn die Achtung vor dem Gesetz muß in jedem Herzen das oberste Gefühl sein.

Ich werde der erste sein, um euch das Beispiel dieser doppelten, militärischen und republikanischen Manneszucht zu geben.

General Boulanger.

Paris, den 30. Mai 1887.

Dieser Aufruf zur Achtung vor dem Gesetz war seine Antwort auf die böswilligen Unterstellungen von Staatsstreichgelüsten, deren man ihn beschuldigte; allerdings hatten mehrere Leute, die er mir später nannte, ihm zu einem solchen Vorgehen geraten, während er die Macht in Händen hatte, aber er hatte solche Ratschläge stets mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen.

Von diesem Augenblick an war der Boulangismus begründet. Frankreich, das endlich einmal aufgeatmet hatte, als es sich von der militärischen Unfähigkeit und der politischen Unehrlichkeit befreit glaubte, sträubte sich gegen das schmachvolle Joch, das man ihm wiederum auferlegen wollte. Boulanger wurde der Mittelpunkt der Entrüstung, die sich in den entlegensten Winkeln des Landes erhob, um gegen die uns zugedachte Demütigung Einspruch zu thun.

In Paris nahm die Bewegung ihren Anfang. Auf den Boulevards bei der Oper drängte sich eine ungeheure Menge, die gegen fünfzigtausend Köpfe stark sein mochte, trotz allem Einschreiten der Schutzleute zusammen, pfiff unaufhörlich das Ministerium aus, schrie: Nieder mit Ferry — denn dessen Ränken schrieb man die endgültige Entfernung des Generals zu — und rief im Chor: Hoch Boulanger! Nieder mit den Preußen! Hoch Frankreich!

Die Umgebung des Elysée wurde sorgsam von Truppen bewacht, denn mehrere Manifestanten hatten das Volk aufgefordert, einen kleinen Zug nach diesem Palast zu unternehmen. Der Präsident kam mit der Angst davon, aber der habsüchtige alte Mann, das echte Vorbild eines Geld anhäufenden Geizhalses, der von der Geldgier ganz unmerklich zur Unehrlichkeit gebracht wurde und

schließlich seine Baumeister mit dem Kreuz der Ehrenlegion bezahlte, hatte in diesem Feldzug, der auf sein Anstiften gegen sein eigenes Ministerium geführt wurde, sein ganzes Ansehen eingebüßt. Mit seiner Bauernschlauheit gab er sich hierüber keiner Täuschung hin und wagte es nicht mehr, sich in der Oeffentlichkeit zu zeigen. Er lebte in beständiger, zitternder Furcht, — so erzählte man mir — daß die um das Elysée herum aufgestellten Garderegimenter sich in eine von Boulanger angezettelte Palastrevolution einließen. In seiner Angst betrachtete er schließlich jede Tasse Kaffee, die ihm serviert wurde, mit mißtrauischen Blicken. Wir amüsierten uns weidlich über diesen ‚Grévy von Syrakus' mit seinen verschiedenen Damoklesschwertern; noch mehr Stoff zum Lachen gab uns sein unglaublicher Geiz, der allerdings später eine sehr ernste Wendung nahm, indem er den Vater Grévy dazu brachte, sich mit seinem Schwiegersohn Wilson in einen schwunghaften Handel mit roten Bändchen einzulassen.

Wir erzählten im Intransigeant, ein junger Mann in Gesellschaftsanzug sei gegen ein Uhr morgens verhaftet worden, als er in einem gerade geöffneten Bäckerladen ein Brötchen stehlen wollte. Von den Schutzleuten befragt, wie er dazu käme, einen solchen Diebstahl zu begehen, habe der junge Mann geantwortet: „Ich befand mich in Notstand: ich kam eben vom Diner beim Präsidenten der Republik."

Wir fügten hinzu, er wäre sofort freigelassen und man hätte zu seinen Gunsten eine Sammlung veranstaltet.

Grévy litt aber nicht nur an blinder Angst, sondern auch an blinder Eifersucht. Hätte er die Augen offen gehabt, so hätte er es nicht für ein geschicktes, politisches Vorgehen gehalten, den großen Feind mit dem Titel eines kommandierenden Generals des XIII. Armeecorps nach

Clermont-Ferrand in die Verbannung zu schicken. Der in Ungnade Gefallene mußte, um sich in sein Exil in den Auvergner Bergen zu begeben, natürlich die Eisenbahn benutzen, da das lenkbare Luftschiff noch nicht erfunden ist. Und so kam es beim Lyoner Bahnhof zu stürmischen Kundgebungen, durch die die Behauptungen der opportunistischen und monarchistischen Blätter, die Manifestation beim Opernhaus sei von ‚ein paar hundert Gassenschlingeln' gemacht worden, in einem sonderbaren Licht erschienen. Die paar hundert Straßenjungen mußten über Nacht gewachsen sein, denn die Leute am Lyoner Bahnhof trugen recht stattliche Schnurrbärte, und sie mußten sich mit unheimlicher Schnelligkeit vermehrt haben, denn auf einmal waren es hundertundfünfzigtausend Mann. Und wenn, nach Reinach, die boulangistische Partei aus ‚zwanzigtausend rückfälligen Verbrechern' bestand, so durfte man wohl fragen: Bitte, wo kommen die anderen her?

Die verbündeten Reaktionäre hatten sich eingebildet, wenn der General Boulanger nur der Menge aus den Augen gerückt würde, so wäre er in acht Tagen vergessen wie so viele andere Tagesgrößen. Wären sie weniger naiv gewesen, so hätten sie begriffen, daß angesichts der aus Deutschland drohenden Gefahr Frankreich nicht den einzigen Minister vergessen konnte, der etwas gethan hatte, um dieser Gefahr zu begegnen. Die Volksmenge, die am Bahnhof zusammenströmte, um dem Gefeierten Lebewohl zuzurufen, mußte den Politikern wohl alle Täuschung benehmen. Diesmal konnte man nicht gut behaupten, der Beifall sei bezahlt gewesen. Wir hätten mehr als reich sein müssen, um so viele Beifallsrufer zu erkaufen.

Warum das Volk sich für einen gestern noch fast unbekannten Mann in solcher Weise begeisterte, das be-

griffen freilich die Politiker mit dem Brett vor dem Kopf nicht. In ihm verkörperte sich die Verteidigung des französischen Bodens, den sie selbst nur den Feinden auslieferten. Er arbeitete daran, Granaten gießen und Gewehre fabrizieren zu lassen, während sie in ihren Aufsichtsratsitzungen den Aktionären das Geld aus der Tasche holten. Er spielte nicht auf unsere Rechnung und Gefahr an der Börse und münzte nicht den Zwischenfall von Pagny an der Mosel zu barem Gelde aus. Er arbeitete halbe Nächte durch, wohl unruhig aber entschlossen; und unaufhörlich horchte er auf das Geräusch der Geschütze, die jenseits der Grenze der Feind auffahren ließ.

Ja, wir wollten keine Deutschen werden! Und wer weiß, wie bald das Gelichter dieser Sorte uns dazu gemacht hätte. Wir wollten nicht den Pantoffel des Papstes küssen! Und seitdem sie die Macht in Händen hatten, hielten sie uns fortwährend dieses übelduftende Schuhwerk unter die Nase. Wir wollten nicht den Orléans ausgeliefert werden! Und sie hatten sich in Jersey dem Prätendenten zu Füßen geworfen, der in mecklenburgischem Kauderwelsch*) uns frech verkündete, alles sei bereit für seinen Einzug in Paris.

Die Kundgebung am Lyoner Bahnhof war für sie niederschmetternd. Sie waren wirklich komisch in ihrer Verlegenheit. Sie halfen sich teils mit Schimpfen teils mit köstlichen Ausreden. Der Figaro überschrieb kurz entschlossen seinen Bericht: ‚Der Skandal am Lyoner

*) Der damalige orléanistische Prätendent, der Graf von Paris, war der Sohn der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin und allerdings, nach der Vertreibung Louis Philippes, in Deutschland (meist in Eisenach) erzogen worden. A. d. H.

Bahnhof.' Die ‚République Française' war ‚empört'. Der Temps machte gute Miene zum bösen Spiel und hatte sich einen famosen Grund ausgedacht, um die Anwesenheit von hundertfünfzigtausend Parisern in der Gegend des Lyoner Bahnhofs zu erklären: Selbst wenn gewisse Blätter nicht die Menge aufgefordert und sogar dringend beschworen hätten, dem General Boulanger das Geleite zu geben, so würden sich die Menschenansammlungen, die gestern beim Bahnhof stattfanden, von selbst erklären in einer Großstadt wie Paris und an einem Sonnabend.

Der Abend mußte allerdings ganz besonders heiß gewesen sein, daß so viele Menschen auf den Gedanken kamen, sich alle an den gleichen Ort zu begeben. Und wie sonderbar, daß sie sich gerade den Lyoner Bahnhof dazu aussuchten! Für gewöhnlich geht das Publikum ins Boulogner Wäldchen, um ein wenig frische Luft zu schnappen. Durch alle Straßen von Paris zu laufen, um den Qualm der Lokomotiven einatmen zu können, daran hatten wir wirklich nicht gedacht.

Was bei der unerhörten Ehrenbezeigung, die dem General Boulanger dargebracht wurde, den Reaktionären am meisten nachzudenken gab, das war die unabweisliche Ueberzeugung, dieselben hundertfünfzigtausend Mann, die Boulanger nach dem Bahnhof gebracht hatten, würden an jedem Bahnhof bereit stehen, um einen Prätendenten zu empfangen, der mit der Absicht käme, der Republik den Garaus zu machen. Allerdings würde es nicht geschehen sein, um den Mecklenburger mit Huldigungsjubel zu empfangen, und er würde wohl nicht wie Boulanger mit ein paar Rissen in den Kleidern und einigen Schweißtropfen auf der Stirn davon gekommen sein.

Ich selbst war an jenem Tage in Boulogne-sur-Mer, wo ich ein wenig Salzluft atmen wollte. Ich war also bei der Bahnhofskundgebung gar nicht anwesend. Ehrlich wie immer, hatten einige Blätter der Rechten mir meine Abwesenheit sogar vorgehalten, sodaß mein Blatt ihnen den Standpunkt klar machen mußte. Nun, dieselben Leute, die mir vorwarfen, bei dieser Kundgebung gefehlt zu haben, die ich gar nicht hatte voraus sehen können, weil sie ganz urplötzlich aus einem Drang der Volksseele entsprang — diese selben Leute verurteilten mich als Mitglieder des höchsten Gerichts zwei Jahre später zu lebenslänglicher Deportation wegen Anstiftung und Leitung dieser Manifestation!

Ich war also nach Boulogne gereist, um mich auszuruhen und auf eine Woche oder zwei dem Druckereigeruch zu entfliehen, zu dem mich mein täglicher Artikel und die Leitung des Intransigeant verdammten. Boulogne ist ein sehr hübsches Seebad, kaum vier Stunden von Paris, sodaß ich mit meinen Mitarbeitern leicht in Verbindung bleiben konnte. Und auch abgesehen davon, glaubte ich das Recht zu haben, einmal etwas frische Luft zu schöpfen wie alle anderen Wesen, die mit Atmungsorganen versehen sind.

Das war ein Irrtum von mir. Auf frische Luft hatte ich keinen Anspruch. Der Figaro meldete sofort, ich wäre abgereist, um den für den 14. Juli bevorstehenden Kundgebungen aus dem Wege zu gehen, und sofort begannen die Kommentare. Ich reiste also zum 14. Juli nach Paris zurück, wie ich übrigens schon vorher beabsichtigt hatte, da ich mich auf diesen Tag mit mehreren Freunden verabredet hatte. Und um dem Schnick-Schnack der Reporter, die einander in ihren Meldungen überboten,

ein Ende zu machen, beschloß ich an der Revue teilzunehmen, und zwar sogar auf der offiziellen Tribüne, die natürlich zu zwei Dritteln von orléanistischen und opportunistischen Abgeordneten besetzt war.

Diese Abgeordneten, die wohl ihrer Freundschaft für ein Kabinett, daß so viele Tabakläden zu ihrer Verfügung hielt, Ausdruck geben mußten, riefen: Hoch Grévy! Laisant, Laguerre, Michelin und ich erhoben dagegen den Ruf: Hoch Boulanger!, worin sich für uns der Inbegriff der vaterländischen Kraft ausdrückte, und die dichte Masse, die sich um die große Kaskade drängte, bewies durch ihre Zustimmung, daß sie in dem Kampf gegen die früheren Gründer und Börsenleute, aus denen das Ministerium bestand, auf unserer Seite war.

Der Figaro tröstete sich allerdings über diese Zurufe, indem er behauptete, sie seien ‚von der Canaille' ausgestoßen worden. Leider ist es nicht ganz leicht, sich über die eigentliche Bedeutung dieses gern gebrauchten Ausdrucks zu verständigen. Die Canaille, die uns zujubelte, war dieselbe, von der Auguste Barbier in seinen Jamben sprach, indem er schrieb:

> La grande populace et la sainte canaille
> Se ruaient à l'immortalité.

Sie war dieselbe, von der man gegen Ende des zweiten Kaiserreichs voll Stolz sang:

> C'est la canaille —
> Eh bien! j'en suis.

Ich hatte während meines Lebens schon etlichemale dem Durchfall von Theaterstücken beigewohnt, wobei ein beträchtlicher Lärm entwickelt wurde. Aber der heftigste Bühnenspektakel war ein sanftes Säuseln im Vergleich zu

dem furchtbaren Lärm, der sich über das unglückliche Preußenministerium ergoß, als es zu dieser schrecklichen Parade hinausfuhr. Wie mag der alte Grévy auf die Patrioten von 1789 geflucht haben, die den verwünschten Einfall hatten, an einem 14. Juli die Bastille zu zerstören, und besonders auf Camille Desmoulins, der sie bei dieser That angeführt hatte.

Der General Ferron, auf den noch mehr Verwünschungen niederhagelten, als auf alle anderen, war bleich aber gefaßt. Er erinnerte mich in seiner Haltung an den Mörder Pranzini, als ihm das Todesurteil verkündet wurde. Von dem Rond-point in den Champs-Elysées bis zur Tribüne des Präsidenten begleitete ihn ein solches Geschrei, daß die Militärmusiken der ganzen Welt, wenn sie alle auf einmal gespielt hätten, es nicht übertönt haben würden. Man hatte zum Glück damals noch nicht den Ruf ‚Hoch Boulanger' für aufrührerisch erklärt; sonst hätten eine Million und fünfhunderttausend Pariser diese Nacht auf den Polizeiwachen verbringen müssen.

Es war für die Regierung ein wahrer Leidensweg. Die Pfiffe waren so zahlreich und so durchdringend, daß wir sie schon von jenseits des Boulogner Wäldchens her ganz deutlich auf unserer Tribüne hörten. Grévy und seine Minister wagten denn auch nicht denselben Weg zurückzufahren und schlugen unter Bedeckung einer ganzen Schwadron Reiterei Feldwege ein, auf denen sie denn auch glücklich nach ihrem von ganzen Regimentern von Polizisten bewachten Elysée zurückkamen.

Sollte man es glauben? In den Darstellungen der reaktionären Zeitungen nahm sich das unglaubliche Geheul, womit man General Ferron und seine Kollegen empfangen hatte, fast wie eine Beifallskundgebung aus. Sie wünschten

sich Glück zu diesem schönen Tage! Und die Blätter, die in dieser Weise Grévy die bittere Pille vergoldeten, die das Pariser Volk ihn hinunterschlucken ließ, waren der Figaro, der Gaulois, der Français, kurz genau dieselben, die ein paar Monate früher den Schwiegervater des Herrn Wilson, der damals schon allgemein Monsieur Gendre genannt wurde, tagtäglich durch den Kot gezogen hatten.

Wie kam das? Sehr einfach. Damals galt Grévy als Verteidiger der Republik und wir Republikaner hatten ihn gegen die unaufhörlichen gegen ihn gerichteten Angriffe zu verteidigen. Jetzt aber, wo unter seiner Aegide ein Kabinett von Freibeutern die Einigung des Orléanismus, Opportunismus und Klerikalismus verkörperte, hatte sich die Szene gänzlich geändert; man hatte plötzlich herausgefunden, daß er ein sehr achtungswerter, alter Mann sei. Kein Wort mehr stand gegen ihn in den Zeitungen, die ihn heruntergerissen hatten, als ob sie im Taglohn dafür bezahlt bekämen. Frau Grévy konnte nach Herzenslust ihre Fruchtsäfte einkochen, Herr Grévy seine Mieter steigern und Herr Wilson Briefmarken stehlen.

Die Orléanisten bestritten, daß Grévy auf seiner Fahrt zur Parade ausgepfiffen sei, weil er jetzt ihr Mann war. Wenn man zugab, daß er ausgepfiffen war, gestand man zugleich ein, daß er durch seine neue Haltung gänzlich unpopulär geworden war. Und das wollte man natürlich nicht.

Jules Ferry, der vom Abgeordnetenhause aus, in dessen Korridoren er auf seiner Suche nach einem Ministerportefeuille wie eine verdammte Seele umherirrte, den Verleumdungsfeldzug gegen General Boulanger geleitet

hatte, beging eine große Unvorsichtigkeit. In einer Rede vor seinen Wählern im Vogesendepartement zeigte er sich in seiner wahren Gestalt und der grüne Neid riß ihn soweit fort, daß er Boulanger als einen ‚Saint-Arnaud des Tingeltangels' bezeichnete.

Dieser Vergleich war überhaupt sinnlos, denn Saint-Arnaud war vor allen Dingen als Helfershelfer am Staatsstreich vom 2. Dezember bekannt, während der Kriegsminister Boulanger, obwohl er der Gebieter der ihn anbetenden Armee war, sich standhaft geweigert hatte, einen Staatsstreich zu machen.

Wenn der Tonkinese einmal einen Witz machte, bekam ihm das sehr schlecht, denn Boulanger sandte sofort zwei Freunde zu ihm, um für die Bemerkung, zu der er gar keinen Anlaß gegeben hatte, Rechenschaft zu fordern.

Graf Dillon hat mir seinen Besuch, den er gemeinschaftlich mit dem General Faverot bei Ferry in Fouchamp machte, erzählt. Er muß hochkomisch gewesen sein. Dillon hatte früher einmal mit dem alten Minister in Angelegenheiten einer unterseeischen Kabelgesellschaft geschäftlich zu thun gehabt, und als er nun Dillons Karte erhielt, bildete der ahnungslose Ferry sich ein, Dillon wolle mit ihm von dieser Sache sprechen und empfing ihn auf die liebenswürdigste Weise. Er fiel aus allen seinen Himmeln, als Boulangers Zeuge ihm mit kühlen Worten auseinandersetzte, in welcher Veranlassung er und sein Freund zu ihm kämen.

Ferry setzte sich, nahm seinen Kopf in beide Hände und verharrte in dieser Stellung mehrere Minuten, ohne ein Wort zu antworten. Hierauf brachte er mit großem Wortschwall allerlei unzusammenhängendes Zeug vor. Wie der Vorgang sich abspielte, konnte man übrigens schon

nach dem Bericht der Havasagentur ahnen, die gewiß nicht die Absicht gehabt hatte, Ferry der Lächerlichkeit preis zu geben. Sie teilte uns mit:

„Um elf Uhr haben die Zeugen des Generals Boulanger sich nach dem von dem früheren Ministerpräsidenten bewohnten Landhäuschen begeben. Sie haben dort dreiviertel Stunden lang verbracht."

Für gewöhnlich ist es so: wenn zwei Zeugen im Auftrag einer Person, die man beleidigt hat, zu einem kommen, so nimmt man sich gerade so viel Zeit, als nötig ist, um ihnen die Namen von zwei Herren zu nennen, mit denen sie sich in Verbindung zu setzen haben. Ferry hatte ein anderes Verfahren eingeführt: er hatte die Zeugen des Generals gebeten, Platz zu nehmen und sich ‚drei Viertelstunden lang' mit ihnen unterhalten. Was mochte er ihnen wohl während dieser fünfundvierzig Minuten zu erzählen haben? Hatte er ihnen vielleicht, um sie zu besänftigen, zu einem herabgesetzten Preis die Bergwerksaktien seines Vetters angeboten? Oder hatte er ihnen einen Vortrag über die Schönheiten der Kolonialpolitik gehalten? Oder hatte er ihnen ein Mittel vorgeschlagen, um das durch den Zug nach Indochina entstandene Defizit von fünfzehnhundert Millionen zu decken?

Darüber verriet die Havasagentur uns nichts; sie fuhr einfach fort:

„Die Freunde des Generals begaben sich in ihr Hotel, um zu frühstücken, und empfingen um drei Uhr den Besuch des Herrn Jules Ferry, der in Begleitung seines Bruders kam."

Was zum Teufel hatte der Bruder des früheren Ministerpräsidenten in dieser Geschichte zu thun? Hatte Jules Ferry sich vielleicht an Boulangers gutes Herz

wenden wollen, indem er ihm vorstellte, daß er die Stütze seiner Familie sei und deshalb unmöglich auf die Mensur gehen könne?

Als er sah, daß seine Redensarten auf den Entschluß des Generals keinen Einfluß übten, hatte der Schloßherr von Foucharupt sich endlich entschlossen, ebenfalls zwei Zeugen zu erwählen. Nur wohnte von diesen der eine in Bordeaux im Departement Gironde, der andere in Uriage im Departement Isère, und es vergingen also zwei volle Tage, bis sie sich endlich mit Dillon und Faverot in Verbindung setzen konnten.

Aus den Bedingungen, die sie für den Zweikampf festzusetzen sich bemühten, ging klar hervor, daß Ferry sehr darauf hielt, sein kostbares Leben nicht in Gefahr zu setzen. Die Forderung lautete auf unbegrenzten Kugelwechsel bis zur Abfuhr. Als diese zurückgewiesen wurde, waren Boulangers Freunde bereit, sich mit einmaligem Kugelwechsel auf zwanzig Schritte Entfernung und mit Zielen zu begnügen. Ferrys Freunde bestanden auf einer Entfernung von fünfundzwanzig Schritten und es sollte nicht gezielt, sondern auf Kommando geschossen werden. Da eine Einigung nicht zu erzielen war, zerschlugen sich die Verhandlungen.

Diese Winkelzüge waren von Ferrys Seite eine große Ungeschicklichkeit. Wenn er sich durchaus nur unter Bedingungen schlagen wollte, daß ein ernstlicher Ausgang ausgeschlossen war, so wäre es viel klüger von ihm gewesen, den Zweikampf von vornherein abzulehnen.

Er hätte erklären können, da Boulanger eine in der Oeffentlichkeit stehende Persönlichkeit sei, so habe man das Recht, ihn öffentlich zu kennzeichnen; er, Ferry, habe sich schon ganz andere Sachen sagen lassen, ohne

dafür mit der Waffe in der Hand Rechenschaft zu fordern.

Oder: er habe seinen Frieden mit der Kirche gemacht und diese verbiete es, Blut zu vergießen;

Oder: er hoffe zur Ausrottung des mittelalterlichen Vorurteils beizutragen, indem er einen Zweikampf verweigere;

Oder: ihm seien bei Wagram beide Arme abgeschossen worden;

Oder: er sei Quäker geworden.

Oder irgend etwas anderes. Aber die Forderung im Prinzip anzunehmen und dann im entscheidenden Augenblick zu rufen: „Ja, wenn es auf Blut und Wunden hinauslaufen kann, dann bin ich nicht zu haben" — das hieß sofort die Bemerkung herausfordern: „Aha! Nachdem er in Tonkin alle Wege mit Leichen bedeckt hat, besitzt er nicht einmal den Mut, vor einem Pistolenlauf stand zu halten! Er trotzt den Kugeln nur, solange sie uns gelten und nicht ihm selbst."

Und der Mann, der Frankreich so viele Thränen gekostet hatte, trug diesmal einen großen Heiterkeitserfolg davon. Daß General Boulanger einen ernsthaften Austrag verlangte und sich nicht auf einen ‚Tingel-Tangel'-Zweikampf einlassen wollte, billigte selbstverständlich jedermann.

So trug alles dazu bei, Boulangers Beliebtheit beim Volk immer höher steigen zu lassen. Man kann sich denken, welche wilde Freude seine Gegner empfanden, als sie eine Blöße bei ihm zu entdecken glaubten. Aber sie hatten sich wieder einmal geirrt, und der Pfeil prallte auf den unvorsichtigen Schützen zurück und traf ihn mitten in die Brust. Die Polizei hatte infolge irgend einer anonymen

Anschuldigung bei einer gewissen Dame Limousin, die verdächtig war, in Gemeinschaft mit dem General Caffarel einen Ordenhandel im Großen betrieben zu haben, Haussuchung gehalten. Hierbei waren ihr zwei von Boulanger unterzeichnete Briefe, aus der Zeit als er das Amt des Kriegsministers bekleidete, in die Hände gefallen. In dem einen antwortete er auf ein Gesuch der Dame Limousin, daß er sie an dem und dem Tage empfangen wolle; in dem zweiten entschuldigt er sich, daß er sie nicht habe empfangen können.

Das war alles.

Aber dieses kleine ‚Alles' erschien den klugen Herren von der Regierung ungeheuer wichtig; frohlockend rieben sie sich die Hände und riefen: „Endlich haben wir ihn!"

Caffarel, von dem man annahm, daß er den Unterhändler zwischen dem Minister und den Kandidaten der Ehrenlegion gespielt habe, wurde mit möglichst viel Geräusch verhaftet; indessen, als man die Nachforschungen weiter fortsetzte, fand man — nicht die Beweise für Boulangers Schuld, denn er hatte niemals das kleinste Ordenskreuzchen verkauft, sondern — den Briefwechsel Wilsons, der seit Jahren einen schamlosen Handel mit diesem Artikel betrieb. Die Briefe von Grévys ehrenwertem Schwiegersohn an die nicht weniger ehrenwerte Dame beliefen sich auf annähernd zweihundert.

Wilsons Sorglosigkeit ist für viele von uns immer ein Rätsel gewesen und geblieben. Die Erklärung liegt meiner Meinung nach in den vier Worten: Er ist kein Franzose. Von einem englischen Vater abstammend, dem er in der Erscheinung und in allem glich, gehört er einer ganz anderen Rasse an wie wir. Für ihn war nicht nur Zeit Geld, sondern auch das rote Bändchen.

Man hatte plötzlich begonnen, die Leute, die das Kreuz der Ehrenlegion verkauften, zu verhaften, wie wenn diese Art von Geschäft nicht schon seit langer Zeit ebenso öffentlich betrieben worden wäre wie die Käsehökerei oder der Verkauf von kaltem Aufschnitt.

Man hatte den General Caffarel ins Gefängnis gesetzt. Sehr schön. Aber jedermann wußte, daß das was unter seiner Oberleitung im Kriegsministerium gemacht worden war, in allen Ministerien und sogar im Elysée selbst genau in der gleichen Weise vor sich ging. Die Beamten, die dem General Caffarel auf die Spur gekommen waren, hatten wahrscheinlich nicht geahnt, wohin diese sie führen würde. Wenn sie die Namen seiner Hintermänner früher gekannt hätten, so würden sie sich beeilt haben, ihre Verhaftbefehle wieder einzustecken. Indessen der Hase war einmal aufgejagt und man konnte ihn nicht gut einfach in sein Nest zurückkehren lassen.

Die gegen Boulangers Ehre angesponnene Verschwörung fiel also vor dem Urteil der Welt mit einem unerfreulichen Lärm auf die Verschwörer selbst zurück. Der Schwiegersohn suchte sich auf alle mögliche Art herauszuwinden; schließlich beendigte er sein Gejammer, das mit einem Geständnis die größte Aehnlichkeit hatte, mit einem Vorwurf — gegen uns!

„Ist es nicht peinlich," schrieb er, „wenn man feststellen muß, daß Leute aus persönlicher Rachsucht und politischer Feindseligkeit zu so niedrigen Verleumdungen ihre Zuflucht nehmen."

Das Allerüberraschendste war aber doch der offizielle Ausgang dieser faulen Geschichte, worin die Generale Caffarel und d'Andlau, einige alte Vetteln und Grévys Schwiegersohn schwer kompromittiert waren. Sie endete

Ich selbst war an jenem Tage in Boulogne-sur-Mer, wo ich ein wenig Salzluft atmen wollte. Ich war also bei der Bahnhofskundgebung gar nicht anwesend. Ehrlich wie immer, hatten einige Blätter der Rechten mir meine Abwesenheit sogar vorgehalten, sodaß mein Blatt ihnen den Standpunkt klar machen mußte. Nun, dieselben Leute, die mir vorwarfen, bei dieser Kundgebung gefehlt zu haben, die ich gar nicht hatte voraus sehen können, weil sie ganz urplötzlich aus einem Drang der Volksseele entsprang — diese selben Leute verurteilten mich als Mitglieder des höchsten Gerichts zwei Jahre später zu lebenslänglicher Deportation wegen Anstiftung und Leitung dieser Manifestation!

Ich war also nach Boulogne gereist, um mich auszuruhen und auf eine Woche oder zwei dem Druckereigeruch zu entfliehen, zu dem mich mein täglicher Artikel und die Leitung des Intransigeant verdammten. Boulogne ist ein sehr hübsches Seebad, kaum vier Stunden von Paris, sodaß ich mit meinen Mitarbeitern leicht in Verbindung bleiben konnte. Und auch abgesehen davon, glaubte ich das Recht zu haben, einmal etwas frische Luft zu schöpfen wie alle anderen Wesen, die mit Atmungsorganen versehen sind.

Das war ein Irrtum von mir. Auf frische Luft hatte ich keinen Anspruch. Der Figaro meldete sofort, ich wäre abgereist, um den für den 14. Juli bevorstehenden Kundgebungen aus dem Wege zu gehen, und sofort begannen die Kommentare. Ich reiste also zum 14. Juli nach Paris zurück, wie ich übrigens schon vorher beabsichtigt hatte, da ich mich auf diesen Tag mit mehreren Freunden verabredet hatte. Und um dem Schnick-Schnack der Reporter, die einander in ihren Meldungen überboten,

ein Ende zu machen, beschloß ich an der Revue teilzunehmen, und zwar sogar auf der offiziellen Tribüne, die natürlich zu zwei Dritteln von orléanistischen und opportunistischen Abgeordneten besetzt war.

Diese Abgeordneten, die wohl ihrer Freundschaft für ein Kabinett, daß so viele Tabakläden zu ihrer Verfügung hielt, Ausdruck geben mußten, riefen: Hoch Grévy! Laisant, Laguerre, Michelin und ich erhoben dagegen den Ruf: Hoch Boulanger!, worin sich für uns der Inbegriff der vaterländischen Kraft ausdrückte, und die dichte Masse, die sich um die große Kaskade drängte, bewies durch ihre Zustimmung, daß sie in dem Kampf gegen die früheren Gründer und Börsenleute, aus denen das Ministerium bestand, auf unserer Seite war.

Der Figaro tröstete sich allerdings über diese Zurufe, indem er behauptete, sie seien ‚von der Canaille' ausgestoßen worden. Leider ist es nicht ganz leicht, sich über die eigentliche Bedeutung dieses gern gebrauchten Ausdrucks zu verständigen. Die Canaille, die uns zujubelte, war dieselbe, von der Auguste Barbier in seinen Jamben sprach, indem er schrieb:

> La grande populace et la sainte canaille
> Se ruaient à l'immortalité.

Sie war dieselbe, von der man gegen Ende des zweiten Kaiserreichs voll Stolz sang:

> C'est la canaille —
> Eh bien! j'en suis.

Ich hatte während meines Lebens schon etlichemale dem Durchfall von Theaterstücken beigewohnt, wobei ein beträchtlicher Lärm entwickelt wurde. Aber der heftigste Bühnenspektakel war ein sanftes Säuseln im Vergleich zu

dem furchtbaren Lärm, der sich über das unglückliche Preußenministerium ergoß, als es zu dieser schrecklichen Parade hinausfuhr. Wie mag der alte Grévy auf die Patrioten von 1789 geflucht haben, die den verwünschten Einfall hatten, an einem 14. Juli die Bastille zu zerstören, und besonders auf Camille Desmoulins, der sie bei dieser That angeführt hatte.

Der General Ferron, auf den noch mehr Verwünschungen niederhagelten, als auf alle anderen, war bleich aber gefaßt. Er erinnerte mich in seiner Haltung an den Mörder Pranzini, als ihm das Todesurteil verkündet wurde. Von dem Rond-point in den Champs-Elysées bis zur Tribüne des Präsidenten begleitete ihn ein solches Geschrei, daß die Militärmusiken der ganzen Welt, wenn sie alle auf einmal gespielt hätten, es nicht übertönt haben würden. Man hatte zum Glück damals noch nicht den Ruf ‚Hoch Boulanger' für aufrührerisch erklärt; sonst hätten eine Million und fünfhunderttausend Pariser diese Nacht auf den Polizeiwachen verbringen müssen.

Es war für die Regierung ein wahrer Leidensweg. Die Pfiffe waren so zahlreich und so durchdringend, daß wir sie schon von jenseits des Boulogner Wäldchens her ganz deutlich auf unserer Tribüne hörten. Grévy und seine Minister wagten denn auch nicht denselben Weg zurückzufahren und schlugen unter Bedeckung einer ganzen Schwadron Reiterei Feldwege ein, auf denen sie denn auch glücklich nach ihrem von ganzen Regimentern von Polizisten bewachten Elysée zurückkamen.

Sollte man es glauben? In den Darstellungen der reaktionären Zeitungen nahm sich das unglaubliche Geheul, womit man General Ferron und seine Kollegen empfangen hatte, fast wie eine Beifallskundgebung aus. Sie wünschten

sich Glück zu diesem schönen Tage! Und die Blätter, die in dieser Weise Grévy die bittere Pille vergoldeten, die das Pariser Volk ihn hinunterschlucken ließ, waren der Figaro, der Gaulois, der Français, kurz genau dieselben, die ein paar Monate früher den Schwiegervater des Herrn Wilson, der damals schon allgemein Monsieur Gendre genannt wurde, tagtäglich durch den Kot gezogen hatten.

Wie kam das? Sehr einfach. Damals galt Grévy als Verteidiger der Republik und wir Republikaner hatten ihn gegen die unaufhörlichen gegen ihn gerichteten Angriffe zu verteidigen. Jetzt aber, wo unter seiner Aegide ein Kabinett von Freibeutern die Einigung des Orléanismus, Opportunismus und Klerikalismus verkörperte, hatte sich die Szene gänzlich geändert; man hatte plötzlich herausgefunden, daß er ein sehr achtungswerter, alter Mann sei. Kein Wort mehr stand gegen ihn in den Zeitungen, die ihn heruntergerissen hatten, als ob sie im Taglohn dafür bezahlt bekämen. Frau Grévy konnte nach Herzenslust ihre Fruchtsäfte einkochen, Herr Grévy seine Mieter steigern und Herr Wilson Briefmarken stehlen.

Die Orléanisten bestritten, daß Grévy auf seiner Fahrt zur Parade ausgepfiffen sei, weil er jetzt ihr Mann war. Wenn man zugab, daß er ausgepfiffen war, gestand man zugleich ein, daß er durch seine neue Haltung gänzlich unpopulär geworden war. Und das wollte man natürlich nicht.

Jules Ferry, der vom Abgeordnetenhause aus, in dessen Korridoren er auf seiner Suche nach einem Ministerportefeuille wie eine verdammte Seele umherirrte, den Verleumdungsfeldzug gegen General Boulanger geleitet

hatte, beging eine große Unvorsichtigkeit. In einer Rede vor seinen Wählern im Vogesendepartement zeigte er sich in seiner wahren Gestalt und der grüne Neid riß ihn soweit fort, daß er Boulanger als einen ‚Saint-Arnaud des Tingeltangels' bezeichnete.

Dieser Vergleich war überhaupt sinnlos, denn Saint-Arnaud war vor allen Dingen als Helfershelfer am Staatsstreich vom 2. Dezember bekannt, während der Kriegsminister Boulanger, obwohl er der Gebieter der ihn anbetenden Armee war, sich standhaft geweigert hatte, einen Staatsstreich zu machen.

Wenn der Tonkinese einmal einen Witz machte, bekam ihm das sehr schlecht, denn Boulanger sandte sofort zwei Freunde zu ihm, um für die Bemerkung, zu der er gar keinen Anlaß gegeben hatte, Rechenschaft zu fordern.

Graf Dillon hat mir seinen Besuch, den er gemeinschaftlich mit dem General Faverot bei Ferry in Foucharupt machte, erzählt. Er muß hochkomisch gewesen sein. Dillon hatte früher einmal mit dem alten Minister in Angelegenheiten einer unterseeischen Kabelgesellschaft geschäftlich zu thun gehabt, und als er nun Dillons Karte erhielt, bildete der ahnungslose Ferry sich ein, Dillon wolle mit ihm von dieser Sache sprechen und empfing ihn auf die liebenswürdigste Weise. Er fiel aus allen seinen Himmeln, als Boulangers Zeuge ihm mit kühlen Worten auseinandersetzte, in welcher Veranlassung er und sein Freund zu ihm kämen.

Ferry setzte sich, nahm seinen Kopf in beide Hände und verharrte in dieser Stellung mehrere Minuten, ohne ein Wort zu antworten. Hierauf brachte er mit großem Wortschwall allerlei unzusammenhängendes Zeug vor. Wie der Vorgang sich abspielte, konnte man übrigens schon

nach dem Bericht der Havasagentur ahnen, die gewiß nicht die Absicht gehabt hatte, Ferry der Lächerlichkeit preis zu geben. Sie teilte uns mit:

„Um elf Uhr haben die Zeugen des Generals Boulanger sich nach dem von dem früheren Ministerpräsidenten bewohnten Landhäuschen begeben. Sie haben dort dreiviertel Stunden lang verbracht."

Für gewöhnlich ist es so: wenn zwei Zeugen im Auftrag einer Person, die man beleidigt hat, zu einem kommen, so nimmt man sich gerade so viel Zeit, als nötig ist, um ihnen die Namen von zwei Herren zu nennen, mit denen sie sich in Verbindung zu setzen haben. Ferry hatte ein anderes Verfahren eingeführt: er hatte die Zeugen des Generals gebeten, Platz zu nehmen und sich ‚drei Viertelstunden lang' mit ihnen unterhalten. Was mochte er ihnen wohl während dieser fünfundvierzig Minuten zu erzählen haben? Hatte er ihnen vielleicht, um sie zu besänftigen, zu einem herabgesetzten Preis die Bergwerksaktien seines Vetters angeboten? Oder hatte er ihnen einen Vortrag über die Schönheiten der Kolonialpolitik gehalten? Oder hatte er ihnen ein Mittel vorgeschlagen, um das durch den Zug nach Indochina entstandene Defizit von fünfzehnhundert Millionen zu decken?

Darüber verriet die Havasagentur uns nichts; sie fuhr einfach fort:

„Die Freunde des Generals begaben sich in ihr Hotel, um zu frühstücken, und empfingen um drei Uhr den Besuch des Herrn Jules Ferry, der in Begleitung seines Bruders kam."

Was zum Teufel hatte der Bruder des früheren Ministerpräsidenten in dieser Geschichte zu thun? Hatte Jules Ferry sich vielleicht an Boulangers gutes Herz

wenden wollen, indem er ihm vorstellte, daß er die Stütze seiner Familie sei und deshalb unmöglich auf die Mensur gehen könne?

Als er sah, daß seine Redensarten auf den Entschluß des Generals keinen Einfluß übten, hatte der Schloßherr von Foucharupt sich endlich entschlossen, ebenfalls zwei Zeugen zu erwählen. Nur wohnte von diesen der eine in Bordeaux im Departement Gironde, der andere in Uriage im Departement Isère, und es vergingen also zwei volle Tage, bis sie sich endlich mit Dillon und Faverot in Verbindung setzen konnten.

Aus den Bedingungen, die sie für den Zweikampf festzusetzen sich bemühten, ging klar hervor, daß Ferry sehr darauf hielt, sein kostbares Leben nicht in Gefahr zu setzen. Die Forderung lautete auf unbegrenzten Kugelwechsel bis zur Abfuhr. Als diese zurückgewiesen wurde, waren Boulangers Freunde bereit, sich mit einmaligem Kugelwechsel auf zwanzig Schritte Entfernung und mit Zielen zu begnügen. Ferrys Freunde bestanden auf einer Entfernung von fünfundzwanzig Schritten und es sollte nicht gezielt, sondern auf Kommando geschossen werden. Da eine Einigung nicht zu erzielen war, zerschlugen sich die Verhandlungen.

Diese Winkelzüge waren von Ferrys Seite eine große Ungeschicklichkeit. Wenn er sich durchaus nur unter Bedingungen schlagen wollte, daß ein ernstlicher Ausgang ausgeschlossen war, so wäre es viel klüger von ihm gewesen, den Zweikampf von vornherein abzulehnen.

Er hätte erklären können, da Boulanger eine in der Oeffentlichkeit stehende Persönlichkeit sei, so habe man das Recht, ihn öffentlich zu kennzeichnen; er, Ferry, habe sich schon ganz andere Sachen sagen lassen, ohne

dafür mit der Waffe in der Hand Rechenschaft zu fordern.

Oder: er habe seinen Frieden mit der Kirche gemacht und diese verbiete es, Blut zu vergießen;

Oder: er hoffe zur Ausrottung des mittelalterlichen Vorurteils beizutragen, indem er einen Zweikampf verweigere;

Oder: ihm seien bei Wagram beide Arme abgeschossen worden;

Oder: er sei Quäker geworden.

Oder irgend etwas anderes. Aber die Forderung im Prinzip anzunehmen und dann im entscheidenden Augenblick zu rufen: „Ja, wenn es auf Blut und Wunden hinauslaufen kann, dann bin ich nicht zu haben" — das hieß sofort die Bemerkung herausfordern: „Aha! Nachdem er in Tonkin alle Wege mit Leichen bedeckt hat, besitzt er nicht einmal den Mut, vor einem Pistolenlauf stand zu halten! Er trotzt den Kugeln nur, solange sie uns gelten und nicht ihm selbst."

Und der Mann, der Frankreich so viele Thränen gekostet hatte, trug diesmal einen großen Heiterkeitserfolg davon. Daß General Boulanger einen ernsthaften Austrag verlangte und sich nicht auf einen ‚Tingel-Tangel'-Zweikampf einlassen wollte, billigte selbstverständlich jedermann.

So trug alles dazu bei, Boulangers Beliebtheit beim Volk immer höher steigen zu lassen. Man kann sich denken, welche wilde Freude seine Gegner empfanden, als sie eine Blöße bei ihm zu entdecken glaubten. Aber sie hatten sich wieder einmal geirrt, und der Pfeil prallte auf den unvorsichtigen Schützen zurück und traf ihn mitten in die Brust. Die Polizei hatte infolge irgend einer anonymen

Anschuldigung bei einer gewissen Dame Limousin, die verdächtig war, in Gemeinschaft mit dem General Caffarel einen Ordenhandel im Großen betrieben zu haben, Haussuchung gehalten. Hierbei waren ihr zwei von Boulanger unterzeichnete Briefe, aus der Zeit als er das Amt des Kriegsministers bekleidete, in die Hände gefallen. In dem einen antwortete er auf ein Gesuch der Dame Limousin, daß er sie an dem und dem Tage empfangen wolle; in dem zweiten entschuldigt er sich, daß er sie nicht habe empfangen können.

Das war alles.

Aber dieses kleine ‚Alles' erschien den klugen Herren von der Regierung ungeheuer wichtig; frohlockend rieben sie sich die Hände und riefen: „Endlich haben wir ihn!"

Caffarel, von dem man annahm, daß er den Unterhändler zwischen dem Minister und den Kandidaten der Ehrenlegion gespielt habe, wurde mit möglichst viel Geräusch verhaftet; indessen, als man die Nachforschungen weiter fortsetzte, fand man — nicht die Beweise für Boulangers Schuld, denn er hatte niemals das kleinste Ordenskreuzchen verkauft, sondern — den Briefwechsel Wilsons, der seit Jahren einen schamlosen Handel mit diesem Artikel betrieb. Die Briefe von Grévys ehrenwertem Schwiegersohn an die nicht weniger ehrenwerte Dame beliefen sich auf annähernd zweihundert.

Wilsons Sorglosigkeit ist für viele von uns immer ein Rätsel gewesen und geblieben. Die Erklärung liegt meiner Meinung nach in den vier Worten: Er ist kein Franzose. Von einem englischen Vater abstammend, dem er in der Erscheinung und in allem glich, gehört er einer ganz anderen Rasse an wie wir. Für ihn war nicht nur Zeit Geld, sondern auch das rote Bändchen.

Man hatte plötzlich begonnen, die Leute, die das Kreuz der Ehrenlegion verkauften, zu verhaften, wie wenn diese Art von Geschäft nicht schon seit langer Zeit ebenso öffentlich betrieben worden wäre wie die Käsehökerei oder der Verkauf von kaltem Aufschnitt.

Man hatte den General Caffarel ins Gefängnis gesetzt. Sehr schön. Aber jedermann wußte, daß das was unter seiner Oberleitung im Kriegsministerium gemacht worden war, in allen Ministerien und sogar im Elysée selbst genau in der gleichen Weise vor sich ging. Die Beamten, die dem General Caffarel auf die Spur gekommen waren, hatten wahrscheinlich nicht geahnt, wohin diese sie führen würde. Wenn sie die Namen seiner Hintermänner früher gekannt hätten, so würden sie sich beeilt haben, ihre Verhaftbefehle wieder einzustecken. Indessen der Hase war einmal aufgejagt und man konnte ihn nicht gut einfach in sein Nest zurückkehren lassen.

Die gegen Boulangers Ehre angesponnene Verschwörung fiel also vor dem Urteil der Welt mit einem unerfreulichen Lärm auf die Verschwörer selbst zurück. Der Schwiegersohn suchte sich auf alle mögliche Art herauszuwinden; schließlich beendigte er sein Gejammer, das mit einem Geständnis die größte Aehnlichkeit hatte, mit einem Vorwurf — gegen uns!

„Ist es nicht peinlich," schrieb er, „wenn man feststellen muß, daß Leute aus persönlicher Rachsucht und politischer Feindseligkeit zu so niedrigen Verleumdungen ihre Zuflucht nehmen."

Das Allerüberraschendste war aber doch der offizielle Ausgang dieser faulen Geschichte, worin die Generale Caffarel und d'Andlau, einige alte Vetteln und Grévys Schwiegersohn schwer kompromittiert waren. Sie endete

mit einer Disziplinarmaßregel gegen den General Boulanger.

Die ministeriellen Blätter hatten ihn thörichterweise für den Geschäftsbetrieb dieses Caffarel verantwortlich gemacht, unter dem Vorwande, daß dieser während Boulangers Ministerthätigkeit sechs Wochen lang Sous-Chef im Generalstab gewesen sei. Das war gemein, aber es war noch mehr dumm als gemein. Diesen Milderungsgrund konnte aber der neue Kriegsminister Ferron nicht für sich geltend machen, der seinen Untergebenen, Boulanger, nicht wie es seine Pflicht gewesen wäre, in Schutz nahm, sondern im Gegenteil die Verleumdungen gegen ihn weiter verbreiten half.

Man hatte Boulanger verfolgt, in den Kot gezogen, zur Verzweiflung gebracht, und als er endlich in den Interviews, um die man ihn bat, seiner Empörung über die fortwährenden Beschimpfungen Ausdruck verlieh, sagte sein ‚Vorgesetzter' ihm in drohendem Tone:

„Sie sind Offizier. Sie haben nicht nur nicht das Recht zu schreiben, sondern Sie dürfen nicht einmal sprechen."

Allerdings wenn Boulanger die Berichterstatter, die ihn ausfragen wollten, abgewiesen hätte, so würde der nämliche Ferron flugs gesagt haben:

„Sie antworten nicht — das ist ein Geständnis!"

Diese Zettelung gegen den Kommandierenden des XIII. Corps hatte aber noch ganz bestimmte Hinterabsichten, von denen das Publikum lange Zeit keine Ahnung hatte. Nämlich wenn man ihn auch in die Auvergner Berge in die Verbannung geschickt hatte, so mußte er doch fatalerweise im Dezember zur Verhandlung wegen der Beförderungen der höheren Offiziere nach Paris kommen. Es war dem Minister völlig klar, was für eine klägliche

Figur er selbst in den zu erwartenden Kundgebungen spielen mußte, die aller Voraussicht nach die am Lyoner Bahnhof noch weit hinter sich lassen würden.

Diese unangenehme Möglichkeit wollte der Minister auf jeden Fall vermeiden, und da Boulanger die ihm zur Last gelegten Aeußerungen sofort unumwunden eingestand, so diktierte Ferron — in der Hoffnung auf weiteres — ihm einstweilen dreißig Tage Hausarrest zu.

Sofort wurde eine Adresse an Boulanger aufgelegt, die sich im Handumdrehen mit Hunderttausenden von Unterschriften bedeckte. Sie lautete:

General!

Die Unterzeichneten, republikanische Proletarier und eifrige Patrioten, geben Ihnen hiermit die Entrüstung kund, mit der die Ihnen auferlegte unwürdige Strafe sie erfüllt. Sie betrachten sie als eine Schande für unsere Nation.

Infolge dieser Explosion, die von Paris aus nach allen Departements übergriff, sah das Ministerium sich genötigt, Boulangers Absetzung, die Grévy bereits unterzeichnen wollte, wieder zurückzuziehen.

Die Affaire Wilson ging weiter. Die Flut von Beschuldigungen, die von allen Seiten her über den über Nacht berühmt gewordenen Schwiegersohn hereinbrach, dessen Unglück auf allen Boulevards besungen wurde, machte Wilson fast rasend vor Wut. Aber allen seinen Ableugnungen wurden die folgenden unableugbaren Thatsachen entgegengehalten:

Herr Léo Bachellery, Architekt, der das Haus des Herrn Wilson gebaut hatte, war am 14. Juli 1887 zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

Herr Bernard, Eisenwarenfabrikant, hatte für Herrn

Wilson ein schmiedeeisernes Treppengeländer angefertigt. Er war am 30. Juli 1887 dekoriert worden.

Herr Cantini, Marmorbruchunternehmer in Marseille, hatte für Rechnung des Herrn Wilson zu einem Preise von 14000 Franken Arbeiten ausgeführt, die nach dem Tarif mehr als 50000 gekostet hätten. Er war am 5. Januar 1887 mit dem Orden geschmückt worden.

Herr Boivin, der ein Geschäft mit elektrischen Apparaten betrieb, hatte die Zimmerklingeln für Herrn Wilsons Haus geliefert. Er war am 29. Dezember 1885 in die Ehrenlegion aufgenommen worden.

Herr Lagarde hatte Bauarbeiten an Herrn Wilsons Haus ausgeführt und war am 14. Juli 1887 dekoriert. Um aber bei der öffentlichen Meinung nicht allzugroßen Anstoß zu erregen, war der Bauunternehmer Lagarde auf Vorschlag des Landwirtschaftsministers zum Mitglied der Gartenbaugesellschaft ernannt worden.

Und so ging es weiter durch alle Lieferanten für die Familie Wilson-Grévy hindurch. Wenn es noch ein bißchen länger währte, hätte sie schließlich ihre Rechnungen in den Restaurants mit roten Bändchen bezahlt.

Vater Grévy antwortete nachlässig, wenn man ihm diese ganze Reihe von unsauberen Geschichten unter die Nase hielt: „Das geht mich nichts an, das sind Daniels Angelegenheiten.“ Aber Daniels Angelegenheiten sollten nur zu bald seine eigenen werden!

Die Lage des Präsidenten wurde unhaltbar. Die Agitation pflanzte sich von der Kammer auf die Straßen fort, wo die Camelots alle möglichen Bänkelsängerlieder verkauften, die nach steinerweichenden Trauermelodien zu singen waren. Auf den Boulevards hörte man plötzlich einen Menschen mit kläglicher Stimme wimmern:

„O, was für'n Unglück, was für'n Unglück . . ."

Es sammelte sich eine Menschenmenge um ihn und er fuhr fort: . . . „einen Schwiegersohn zu haben."

Das Gespenst der Abdankung des Präsidenten erhob sich schon am Horizont. Auf den Antrag des Abgeordneten Cunéo d'Ornano wurde eine Untersuchungskommission ernannt, um die Geheimnisse des Ordensgeschäftes aufzuklären. Im allgemeinen besagt ja freilich ‚Kommission' in parlamentarischer Sprache ungefähr soviel wie ‚Begräbnis'. Aber in diesem Fall mußte man doch wohl oder übel nicht nur auf die Sache, sondern auch auf die darin verwickelten Personen etwas näher eingehen. Vertuschung nützte um so weniger, als auch die nicht genannten Personen sofort erkannt wurden.

Ich wurde persönlich ebenfalls vor die Kommission geladen und mußte auf wiederholtes Drängen mehrere schwer belastende Thatsachen zu Protokoll geben, darunter vor allem die folgende:

„Eine sehr reiche Dame, die einen Familienprozeß führte, hatte sagen hören, Herr Wilson rühme sich, über den ganzen Beamtenmechanismus zu verfügen. Man hatte ihr infolge eines Urteils erster Instanz, das zu Gunsten ihres Mannes ergangen war, die Obhut ihres Kindes abgenommen und da sie dieses um jeden Preis wieder haben wollte, so hatte sie auf Anraten eines mir befreundeten Herrn mich aufgesucht, um mich zu fragen, ob ich glaube, daß für eine große Geldsumme Herr Wilson dafür sorgen würde, daß sie ihren Prozeß gewänne.

„Sie erklärte sich bereit, ihm nötigenfalls fünfhunderttausend Franken auszuzahlen. Ohne Zweifel zahlte sie diese Summe, denn sie gewann den Prozeß. Ihr Kind wurde ihr zurückgegeben und ihr Mann verurteilt.

„Ich habe später erfahren, die Dame schriebe diesen Erfolg dem Rate zu, sich an Herrn Wilson zu wenden und vor allem der Auszahlung des Geldes an diesen Herrn."

Obwohl ich mich sorgfältig enthalten hatte, die Frau Vicomtesse von Trédern, um die es sich handelte, mit Namen zu bezeichnen, wußte doch jedermann sofort, wer gemeint war, da ihr Streit mit ihrem Gemahl im Faubourg Saint-Germain beträchtliches Aufsehen gemacht hatte. Wahrscheinlich wurde sie unruhig aus Furcht, sich gegen die Gesetzesparagraphen wegen Beamtenbestechung vergangen zu haben — obwohl Wilson kein Beamter war — und sie machte den Versuch, sogar ihre Visite bei mir abzuleugnen. Sie reichte bei der Kommission ein Schriftstück ein, worin ich zu meinem nicht geringen Erstaunen die nachstehenden Zeilen las:

1. Ich habe niemals mit Herrn Rochefort von meinen Angelegenheiten gesprochen.

2. Er mag vielleicht von Hörensagen vernommen haben, ich hätte die ganze Beamtenschaft für eine Million gekauft; dies Gerücht haben allerdings Herr von Trédern und einige seiner Freunde zu verbreiten für gut befunden, sobald ich meinen Prozeß gewonnen hatte.

Dies Gerücht ist auch mir hinterbracht worden. Ich habe demselben aber keine Bedeutung beigelegt, da ich darin nur eine persönliche Rache erblickte. Heute aber muß ich laut und öffentlich dagegen Einsprache erheben.

Ich antwortete darauf — ebenfalls öffentlich — durch einen Artikel, über den viele Leute gelacht haben und wie ich glaube auch Frau von Trédern selbst, denn im Grunde genommen ist nichts achtungswerter als selbst ungesetzliche Handlungen einer Mutter, die ihr Kind wiederhaben will. Ich teile einige Sätze daraus mit:

Ich bringe Frau von Trébern alle meine Entschuldigungen dar und bitte sie feierlichst um Verzeihung. Sobald sie erklärt, daß sie niemals zu mir gekommen ist, muß ich mit tiefer Beschämung anerkennen, daß ich das ahnungslose Opfer einer Mystifikation gewesen bin. Vor etwa zwei Jahren fuhr eine Dame bei mir vor — es war gegen zehn Uhr morgens — und ließ sich mir als Vicomtesse de Trébern anmelden. Ich hatte niemals die Ehre gehabt, die Person zu sehen, die diesen Namen trägt, und ich dachte nicht einen Augenblick daran, daß die elegante und vornehme Dame, die mich mit ihrem Besuch beehrte, sich ihren Rang und Titel widerrechtlich angeeignet haben könnte. Nach einer etwa halbstündigen Unterhaltung nahm die falsche Frau von Trébern Abschied von mir und — merkwürdiges Zusammentreffen! — einige Zeit darauf gewann die echte Frau von Trébern in der zweiten Instanz ihren Prozeß; ihr Gemahl wurde zu vier Tagen Gefängnis und zur Herausgabe des Kindes verurteilt.

Ich will mich nicht für klüger ausgeben als ich bin, aber viele Leute hätten sich gewiß ebenso wie ich täuschen lassen. Ich weiß nicht, ob meine Aussage vor der Kommission — wobei ich selbstverständlich den Namen der Dame gar nicht genannt habe — dem Herrn von Trébern, den ich nicht einmal von Ansehen kenne, irgend etwas hat nützen können, aber ich glaube es ist für Frau von Trébern von der größten Wichtigkeit, die Dame aufzufinden, die sie kompromittiert, indem sie sich für sie ausgiebt. Ich erlaube mir daher ihr die näheren Kennzeichen anzugeben, um ihr dadurch ihre Nachforschungen zu erleichtern: sie ist blond, sehr anmutig von Gesicht, mit schönen blauen Augen, nicht sehr groß, aber gut gewachsen. Sie drückt sich in sehr gewählten Worten aus und zeigt in ihrer Unterhaltung eine bezaubernde Lebhaftigkeit.

Ich glaube es wäre das beste Mittel, um zu einem Resultat zu kommen, wenn Frau von Trébern und ich gleichzeitig vor der Untersuchungskommission erschienen. Wir könnten dann zusammen darüber beratschlagen, wie solche Verwechselungen für die Zukunft zu vermeiden seien.

Henri Rochefort.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Grévys Abdankung. — Die ‚historische Nacht'. — Ein Feldzugsplan. — Präsident Carnot. — Boulanger wird Privatmann. — Seine dreifache Wahl. — Sein Duell mit Floquet. — Der große Wahlsieg in Paris. — Numa Gilly und sein Prozeß. — Der Boulangistentöter Constans. — Meine Flucht. — Die Katzentöter. — Zuviel Viehzeug und zu wenig Dokumente. — Warum Boulanger floh.

Der Sturz des Ministeriums Rouvier, welches fiel, weil es versucht hatte Wilson zu retten, zeigte dem Präsidenten das unvermeidliche Los, dem er selber entgegen ging. Aber er hüllte sich in seine Würde und that so, als verstände er nicht, was man von ihm verlangte. Gegenüber den vier Führern der Hauptparteien, die ihn im Elysée aufsuchten, um ihm begreiflich zu machen, daß sein Platz nicht mehr dort wäre, hatte er die Rolle des Géronte in Scapins Schelmenstreichen gespielt, von dem man dreihundert Thaler verlangt, um seinen Sohn loszukaufen:

„Zwölfhunderttausend Franken! Wissen Sie denn nicht, was das ausmacht? Das macht täglich dreitausenddreihundertdreiunddreißig Franken! Und die soll ich so ohne weiteres aufgeben?"

Und er hatte Clémenceau ins Elysée berufen, um ihn mit der Bildung des ersten besten Ministeriums zu betrauen, dessen Wahl er ganz ihm anheimstellte. Clémenceau weigerte sich rundheraus, da natürlich kein ernsthafter Politiker mehr mit Herrn Wilsons Schwiegervater zusammen arbeiten konnte. Freycinet hatte ebenfalls Grévys Antrag abgelehnt, desgleichen Goblet.

Endlich entschloß der trostlose Grévy sich, an die Kammern ein süßsaures Schreiben zu richten, — das aber

mehr sauer als süß war — worin er sich zum Rücktritt bereit erklärte, dabei aber sein Recht, auf seinem Posten zu verbleiben, aufrecht erhielt.

Sogleich schossen wie Schachtelmännchen alle möglichen Kandidaten vor unseren erstaunten Blicken empor. Und mit einer verblüffenden Einmütigkeit erklärten alle Bewerber, sie wären ihres Wahlsieges sicher. Da sie acht an der Zahl waren, so war es klar, daß sieben sich irren mußten. Aber trotzdem erhielt man auf alle Bemühungen, es dahin zu bringen, daß die acht künftigen Präsidenten ihre Ansprüche zu Gunsten eines einzigen aufgäben, immer nur die Antwort: Von mir kann man doch nicht verlangen, daß ich zurücktrete, denn meine Wahl ist ja ganz sicher.

Dieser unselige Wettstreit, welcher beweist, daß Ehrgeiz noch blinder ist als die Liebe, drohte die Wahl des Mannes herbeizuführen, gegen den das Gewissen des Volkes sich am heftigsten auflehnte: Ferrys. So entschieden wir uns denn einen letzten Streich zu wagen und versammelten uns in Laguerres Wohnung. Laisant, Andrieux, Boulanger, ich und mehrere andere Antiopportunisten waren gebeten worden an dieser Beratung teilzunehmen, bei welcher keine Minute mehr zu verlieren war. Auch Clémenceau war bei dieser Zusammenkunft zugegen, die bis drei Uhr morgens dauerte und die man später die ‚historische Nacht' genannt hat. Man wollte unsere Beschlüsse als eine Art Verschwörung hinstellen. In Wirklichkeit blieben sie streng auf dem Boden des Gesetzes; wir beabsichtigten nur, uns eine der zahlreichen Lücken der Verfassung zu nutze zu machen. Wenn nämlich ein Ministerium gestürzt ist — was ja bei uns oft genug vorkommt — so bleibt es im Amte, um die laufenden Geschäfte zu er-

ledigen, bis es dem Präsidenten der Republik gelungen ist, ein anderes Kabinett zu bilden. Eine bestimmte Zeitgrenze ist für diesen Zustand nicht vorgeschrieben. Das Ministerium Rouvier war den Tag vorher gestürzt; Grévy hatte das Recht, vierzehn Tage, einen Monat, drei Monate zu warten, bis er es durch ein neues ersetzte. Hierauf bauten wir unsern Plan.

Nachdem Clémenceau, Freycinet und einige andere es abgelehnt hatten, ein Kabinett zu bilden, wollten wir dem alten Grévy eins nach unserem Sinne vorschlagen. Es sollte enthalten: Boulanger für den Krieg; Laisant für den Unterricht; Laguerre für die Justiz u. s. w. u. s. w.

Wenn er auf diesen Plan eintrat, so garantierten wir dem alten Grévy das einzige, was ihm am Herzen lag, nämlich das Verbleiben im Elysée. Seinen Schwiegersohn mußte er natürlich an die Luft setzen. Wir traten dann vor die Kammer mit einer Erklärung, wonach wir eine Verfassungsänderung im weitesten Sinn beabsichtigten, vor allem den Senat gänzlich abschafften. Wir verlangten vom Parlament ein Vertrauensvotum, das natürlich mit erdrückender Mehrheit verweigert wäre. Kaum eingetreten, waren wir also gestürzt. Aber dann behielt Grévy uns zur Erledigung der laufenden Geschäfte. Wenn Kammer und Senat versuchten, uns von unserer Ministerbank zu verdrängen, so verstießen sie damit gegen die Verfassung. Die Neuwahl eines Präsidenten hätte sich natürlich doch nicht umgehen lassen; aber da wir unbestritten das ganze Pariser Volk hinter uns hatten, und dieses unentwegt für Boulanger seine Stimme erhob, so würden die Parlamentarier jedenfalls gethan haben, was wir wollten.

Boulanger, der am Tag darauf wieder nach Cler-

mont abreisen sollte, wohnte den Verhandlungen bei, ohne sich jedoch daran zu beteiligen. Clémenceau, dem unser allerdings etwas antiparlamentarisches Vorhaben nicht zu seinen Begriffen von Gesetzlichkeit paßte, erklärte an diesem Abend offen seine Absicht, mit Boulanger zu brechen.

Als der Plan, zu welchem nur noch Grévys Zustimmung fehlte, in allen Punkten festgestellt war, nahm ich einen Bogen Briefpapier und schrieb darauf die Namen der in unserer Versammlung angenommenen Minister nieder; Andrieux übernahm es, sie ins Elysée zu bringen. Wenn Grévy auf unsere Absichten einging, so erließ er anstatt der Rücktrittserklärung, die man im Palais Bourbon sowohl wie im Luxembourg erwartete, eine Art Aufruf an das Land, worin er erklärte, ein Ministerium gefunden zu haben, mit dessen Ansichten er vollkommen übereinstimme.

Wir verhehlten uns nicht, daß dieser Schritt, wenn auch korrekt, doch gleichzeitig sehr gewagt war. Grévy hatte sich bis über die Ohren mit den Geschäftchen seines Schwiegersohns kompromittiert, und es war nicht leicht, ihn wieder reinzuwaschen. Aber ‚das höhere Interesse der Republik', wie der geheiligte Ausdruck lautet, die nationale Würde und die unbedingte Notwendigkeit, um jeden Preis Ferry auf die Seite zu schieben, halfen uns über alle Bedenken hinweg.

Als ich am anderen Tage auf einer der Kammertribünen Platz nahm, hörte ich die Neuigkeit, daß Grévy seine Abdankung zurückgezogen habe. Ich zweifelte nicht daran, daß er unserem Komplott beigetreten sei, und war schmerzlich enttäuscht, als der Präsident Floquet die Botschaft verlas, durch welche der Mikado des Elysées seine Würde niederlegte.

Andrieux erzählte mir über seinen Besuch bei dem nunmehrigen Privatmann wider Willen: Grévy nahm mich sehr gut auf und hörte meine Auseinandersetzungen aufmerksam an. Als ich fertig war, antwortete mir der schlaue Bauer: „Von Ihren Anerbietungen verstehe ich nur so viel, daß Sie nicht mir dienen, sondern sich meiner bedienen wollen. Sind Sie einmal die Herren, so wird Ihnen nichts leichter sein als mich zum alten Eisen zu werfen, und wahrscheinlich werden Sie sich nicht lange darüber bedenken."

Darin täuschte er sich allerdings wohl nicht!

Sobald Grévy seinen Rücktritt erklärt hatte, beherrschte die Furcht vor Ferrys Wahl alle anderen Gefühle. Zwei Tage vor dem Zusammentritt des Kongresses erhielt ich gegen Mitternacht auf meiner Redaktion den Besuch eines Redakteurs von der ‚Justice', der mich bat, alles andere liegen zu lassen und sofort zu Clémenceau zu kommen, der sich entschuldigte, weil er sein Journal nicht verlassen könnte, und mir eine sehr, sehr wichtige Mitteilung zu machen hätte.

„Wir sind verloren," rief er mir entgegen, als ich sein Arbeitszimmer betrat. „Ferrys Wahl ist gewiß. Der kleine Reinach stolziert schon mit Siegermiene im Palais Bourbon einher."

„Aber!" entgegnete ich ihm, „gestern traf ich im Theater Floquet, der seines Sieges ganz sicher ist. Er behauptet, im ersten Wahlgange werde er zweihundertundfünfzig Stimmen haben und im zweiten werden alle Anhänger Brissons und Freycinets sich ihm anschließen."

„Freycinet hat mir genau dieselbe Rechnung zu seinen Gunsten vorgemacht und behauptet, Floquet wird keine

hundert Stimmen machen. Aber sie täuschen sich alle beide. Ferry wird sie unfehlbar schlagen."

In großer Unruhe gingen wir alle Namen durch, von denen irgend ein Erfolg zu erwarten war. Bei dieser Gelegenheit nannte Clémenceau Sadi Carnot, an den ich wirklich nicht gedacht hatte; der Augenblick für dessen Kandidatur war nicht ganz ungünstig, denn die Kammer hatte ihm ein paar Tage vorher eine Art Huldigung dargebracht, weil er sich als Finanzminister der Auszahlung einer von Wilson widerrechtlich beanspruchten Summe widersetzt hatte.

„Carnot ist nicht der Klügste und außerdem durch und durch Reaktionär," bemerkte Clémenceau, „aber er trägt einen republikanischen Namen, und außerdem haben wir keinen besseren."

Im Redaktionszimmer der ‚Justice' wurde also zwischen Clémenceau und mir die Kandidatur des Mannes aufgestellt, der zum Dank dafür meine Verurteilung zu lebenslänglicher Deportation unterzeichnete. Zugleich vereinbarten wir, daß ich, für den Fall unserer Niederlage, mich mit den verschiedenen revolutionären Komitees, namentlich mit den Blanquisten, in Verbindung setzen solle. An sämtlichen Hauptpunkten von Paris sollten derartige Kundgebungen — und nötigenfalls mit den Waffen in der Hand — veranstaltet werden, daß die Opportunisten und die Herren von der Rechten sich zweimal bedenken würden, ihre Herausforderung an das Volk allzuweit zu treiben. Am anderen Morgen frühstückte mein Freund Eudes bei mir; es wurde ausgemacht, daß die nötige Anzahl Revolver geliefert werden, und daß er auf die erste schlechte Nachricht aus Versailles sich mit seinen Leuten des Stadthauses bemächtigen sollte.

Der Plan gelang über Erwarten gut. Eudes hatte sich des Beistandes einer Anzahl von Stadträten versichert und richtete sich nebst dem blanquistischen Komitee am Wahltage in einem der Säle des Stadthauses ein. Zugleich sandten wir an mehrere Mitglieder des in Versailles tagenden Kongresses die beunruhigendsten Depeschen, wonach die Kommune in Paris wieder ausgerufen wäre und Ferrys Wahl das Zeichen für die schlimmsten Ausschreitungen geben würde.

Carnot wurde gewählt, und die Revolver wurden wieder eingesteckt. Aber wenn Ferry gesiegt hätte, so würde ohne Zweifel Blut geflossen sein — allerdings ohne daß man einen nachhaltigen Erfolg hätte erwarten können, wie ich gern zugeben will. Die Freude war allgemein und die Kongreßmitglieder wurden bei ihrer Rückkehr von Versailles am Bahnhof Saint-Lazare mit Jubel empfangen anstatt mit Pfiffen und Püffen, wie es sonst ihr Los gewesen wäre.

Aber das Schreckgespenst des Boulangismus ängstigte bald Carnot ebensosehr wie seinen Vorgänger Grévy. Ohne daß Boulanger sich irgendwie darum bemüht hatte und obwohl die Wahl eines aktiven Generals für ungültig erklärt werden mußte, waren bei fünf verschiedenen Wahlen zusammen gegen 54 000 Stimmen für ihn abgegeben worden. Der General bat seinen Vorgesetzten um Erlaubnis, öffentlich erklären zu dürfen, daß er keine Wahl annehmen könne. Diese Mitteilung diente aber nicht zur Beruhigung der Opportunisten, sondern verdoppelte im Gegenteil ihre Befürchtungen. Es war leicht vorauszusehen, daß ihr Streben hauptsächlich dahin ging, ihm sein Kommando zu nehmen. Am 15. März 1888 wurde denn auch dieser Schritt gethan, aber schändlicherweise stellte man den Gene-

ral nur zur Disposition. Er verlor dadurch seine militärische Stellung, blieb aber dabei unwählbar. Da sie etwas Ernstliches gegen ihn nicht vorbringen konnten, so ergriffen sie den fadenscheinigen Vorwand, daß er ohne Erlaubnis des Kriegsministers nach Paris gekommen sei. Dabei sah man die anderen Generale, die in gleicher Lage wie Boulanger sich befanden, namentlich Gallifet, fortwährend zwischen ihrer Garnison und Paris hin und her fahren und konnte sie morgens und abends hoch zu Roß im Boulogner Wäldchen bewundern.

Aber wenn er auch unwählbar war, so wurde er trotzdem gewählt. Bei einer Wahl im Departement Aisne erhielt er, obwohl seine Kandidatur nicht aufgestellt war, 55000 Stimmen, ungefähr 30000 mehr als die anderen Bewerber. Die Regierung geriet außer sich und beschloß, ihm den Abschied zu geben. So war er aus der Armee gänzlich ausgestoßen, aber er konnte in die Kammer eintreten.

Sobald er aber Zivilist geworden war, erschien er ihnen noch gefährlicher, und sie schienen fast zu bedauern, daß sie ihn nicht wieder ins Heer zurückschicken konnten, wo die Ferron und Logerot ihm doch wenigstens dreißig Tage Arrest zudiktieren durften.

Die Ungeschicklichkeit, die das Ministerium Tirard fortwährend bewies, brachten es bald zu Fall und Carnot entschloß sich, trotz seiner reaktionären Gesinnung, zu einem fast radikalen Kabinett unter dem Vorsitz Floquets, in der Hoffnung, dadurch der immer steigenden Popularität Boulangers einen Damm zu setzen. Da zu gleicher Zeit im Departement Nord ein Abgeordnetensitz frei wurde, so nahm Boulanger die Kandidatur an. In der Dordogne, wo er nicht einmal als Bewerber auftrat und sich seinen

Wählern weder persönlich noch durch Anschläge oder dergleichen vorgestellt hatte, wurde er mit einer erdrückenden Mehrheit gewählt. Aber er hatte den Wählern im Norden versprochen, nur bei ihnen zu kandidieren. Er wurde gewählt mit 172500 Stimmen gegen 73000, die auf den ministeriellen Kandidaten fielen. Bis dahin hatten die Ferron und Logerot allein gesprochen. Jetzt ergriff Frankreich selbst das Wort.

Und in Paris wurde die Erregung immer größer. Zum erstenmal sah man sogar die Polizei zaudern, denn die Schutzleute bestehen durchweg aus alten Soldaten und viele von ihnen hatten sogar unter dem Befehl des Generals gedient. Wenn irgend ein widerspenstiger Bürger auf die Polizeiwache gebracht war, brauchten nur Laguerre, oder Le Hérissé oder ich ihn zu reklamieren und er wurde sofort freigelassen.

Boulanger hatte verlauten lassen, daß er sofort nach der Wahl nach Paris kommen würde, um seine Pflichten als Abgeordneter zu erfüllen. Die Regierung, die doch darauf als auf etwas ganz Selbstverständliches gefaßt sein mußte, geriet in eine an Wahnsinn grenzende Furcht, als sie dies hörte. Man sprach sogar allen Ernstes davon, Boulanger den Prätendenten gleichzustellen und ihn aus Frankreich auszuweisen!

Der Einzug des Generals in Paris war in der That ein Triumph. Als er auf der Place de la Concorde ankam, wurde das Schauspiel unbeschreiblich. Alle Hände streckten sich dem neuen Abgeordneten entgegen, die Hüte fliegen in die Luft, die Reihen der Polizisten werden durchbrochen. Sein Wagen ist in einem Augenblick von Rosen völlig überschwemmt. Die armen Opportunisten drinnen im Palais Bourbon zittern, daß dieser Wirbel-

wind sie aus ihren Abgeordnetenplätzen reißen möchte, an die sie sich so krampfhaft anklammern.

Sie durften auf ihren Plätzen bleiben, aber sie gerieten in Verzweiflung als sie vernahmen, daß ihr neuer Kollege eine Rundreise im Département du Nord machen wollte, um den Wählern seinen Dank abzustatten.

Was wir vorausgesagt hatten, traf ein: Die République Française verlangte angesichts der Erkenntnis, daß der Plan, Boulanger durch Enthebung von seinem Posten tot zu machen, fehlgeschlagen war, kurz und bündig, daß er wieder ins Heer eintreten müsse. Vielleicht hätte sie es am liebsten gesehen, wenn der frühere Kommandierende des XIII. Armeekorps als einfacher Unteroffizier oder höchstens als Vizefeldwebel wieder eingetreten wäre. Dann hätte man ihn ja allerdings bei der geringsten Kundgebung zu seinen Gunsten in den Kasten fliegen lassen können.

Ich hatte für den Sommer eine reizende kleine Villa im Boulogner Gehölz selbst, dicht an der Brücke nach Suresnes, gemietet; fast jeden Morgen kam der General zu Pferde in Begleitung des Grafen Dillon, um mich zu besuchen. Zuweilen frühstückten sie mit meiner Familie und mir im Garten und hierauf machten wir uns stets sofort an die Ausarbeitung der Manifeste und der Antworten auf die unaufhörlich gegen ihn geschleuderten Verleumdungen. Diese Antworten setzte ich gewöhnlich auf, Naquet arbeitete die langatmigeren Reden aus. Von ihm und dem General gemeinschaftlich war der Revisionsantrag verfaßt, den Boulanger auf der Tribüne verlas und der Floquet veranlaßte, das große Wort gelassen auszusprechen:

„In Ihrem Alter war Napoleon schon tot."

Das stimmte nicht einmal ganz, denn Napoleon starb

im Alter von zweiundfünfzig Jahren und der General war damals erst einundfünfzig alt.

Aber man hatte Boulanger ja früher schon vorgeworfen, daß er nicht die Schlacht bei Austerlitz gewonnen hatte. Mich wundert, daß Floquet ihm nicht in öffentlicher Kammersitzung sagte:

„Sind Sie auf Sankt Helena gewesen? Können Sie von Verfolgungen berichten, zu deren Opfer Hudson Lowe Sie gemacht hat? Nein, nicht wahr? Also, dann lassen Sie uns gefälligst zufrieden!“

Floquet sah in Boulanger den gefährlichsten Nebenbuhler um die Präsidentschaft und verfolgte ihn deshalb mit unauslöschlichem Haß. Als der General die Verfassungsrevision von der Tribüne aus beantragte und begründete, antwortete der Ministerpräsident Floquet auf die wirklich nicht umstürzlerischen Vorschläge mit Grobheiten, wie man sie höchstens in einer Wählerversammlung hört. Boulanger ließ ihm im gleichen Ton nacheinander vier Richtigstellungen zu teil werden und die Folge dieser stürmischen Sitzung war ein Zweikampf, der in Neuilly auf der Besitzung des Grafen Dillon stattfand.

Der kleine, dicke und kurzarmige Floquet war sicherlich kein gefährlicher Gegner; aber Boulanger war fast ganz ungeübt im Fechten und hatte außerdem ein für ihn selbst sehr gefährliches Draufgängertemperament, das ihm schon in Cochinchina, in Italien und während der Pariser Belagerung bei Champigny mehrere schwere Verwundungen eingetragen hatte. Der Kampfplatz war zudem sehr schlecht gewählt, er war eine Art Cirkus, wo Graf Dillon seine Pferde einreiten ließ, mit einem losen Sandboden, in dem die Füße keinen festen Halt fanden.

Im ersten Gang schon rutschte Boulanger aus und

sein Stoß, der gegen Floquets Brust gerichtet war, traf diesen nur an der Hüfte; der General wurde leicht am Zeigefinger der rechten Hand verletzt. Bei einem gewöhnlichen Duell wären diese beiden leichten Wunden für genügend angesehen worden. Im zweiten Gang drang Boulanger wiederum hitzig auf seinen Gegner ein; dieser wich geschickt parierend fortwährend zurück, bis er direkt an der hölzernen Umfassung stand. Boulanger trifft ihn mit einem Primstoß an der rechten Brust, geht in die Auslage zurück, Floquet biegt sich zur Seite, der General fällt wieder aus und rennt in die ihm vorgehaltene Klinge hinein, die in seiner Kehle stecken bleibt. Boulanger zog den Degen selbst heraus und rief: „Es ist nichts, ich kann weiter fechten." Aber der Zweikampf war zu Ende.

Die Wunde war viel schwerer, als es zuerst den Anschein hatte, und wäre beinahe tödlich geworden. Der Hals schwoll zu einem erschreckenden Umfang an und der Verletzte konnte mehrere Tage lang weder feste noch flüssige Nahrung zu sich nehmen, ja, es war sogar Erstickungsgefahr vorhanden. Dazu waren die Schmerzen fast unerträglich und konnten nur durch so große Gaben Morphium etwas gemildert werden, daß der Kranke beinahe vergiftet wurde. Kurz, wir waren in großer Unruhe.

Daß ein erheblich älterer Advokat einen General abstach, war nicht gerade vorteilhaft für den Ruf der Unbesiegbarkeit, womit das Volk nun einmal seine Helden zu umgeben liebt. Das Duell war am Morgen des 14. Juli vor sich gegangen und gegen Mittag betrat Floquet ganz freudestrahlend die offizielle Tribüne in Longchamps. Vielleicht wäre es geschmackvoller gewesen, wenn er seinen Sieg nicht so öffentlich zur Schau getragen hätte. Er nahm aber sogar einen Stock in die

Hand und machte den Insassen der Präsidentenloge vor, wie er ausgelegen und wie er die Klinge geführt hatte.

Der Ausgang des Zweikampfes steigerte jedenfalls die Hoffnungen der Opportunistengesellschaft bis zum Delirium. Sie tobten durch die Straßen und riefen:

„Der Boulangismus ist tot!"

Die Antwort, die Boulanger hierauf erteilte, war niederschmetternd. Kaum wieder genesen, stellte er gleichzeitig in den drei Departements Nord, Charente-Inférieure und Somme seine Kandidatur auf.

Wir waren alle im Restaurant Durand am Madeleineplatz versammelt, um die Wahldepeschen in Empfang zu nehmen. Alle Viertelstunden kam irgend ein Abgesandter vom Ministerium mit boulangistischen Allüren, durch die wir uns nicht täuschen ließen, um nach den neuesten Depeschen zu fragen. Floquet schien immer noch eine kleine Hoffnung zu haben, daß die ihm selbst übermittelten Ziffern falsch seien. Als er begriff, daß die Schlacht durchaus für ihn verloren war, sank er ganz entmutigt auf einen Stuhl und sagte zu einem Freund, der mir dies später wieder erzählt hat:

„Nun, ich lasse die Sache gehen wie sie geht. Wenn sie ihn durchaus haben wollen, so mögen sie ihn nehmen."

Eine ungeheure Menge war auf dem Platze versammelt, um von uns die Resultate zu erfahren, die wir auf Zettelchen schrieben. Diese warfen wir zu den Fenstern des Restaurants hinaus und irgend einer las draußen die Nachrichten vor. In diesem Augenblick teilte jedermann Floquets Meinung, und wenn Boulanger die geringste Neigung verspürt hätte, auf ungesetzlichem Wege in das Elysée einzuziehen, so würde er kaum irgend welchen Widerstand gefunden haben. Von mehreren Seiten wurde

ihm ein solcher Schritt angeraten, an dessen Gelingen kein Zweifel sein konnte. Ich habe ihn mit eigenen Ohren einem solchen Ratgeber antworten hören:

„Ja, am ersten Tage würde alle Welt diesem Gewaltstreich zujubeln, wie man auch dem 2. Dezember zugejubelt hat. Einige Zeit später wird man mich Usurpator, Diktator, Verräter an der Republik schimpfen. Ich will nicht, daß mein Andenken besudelt wird."

Man weiß, wie man ihm seine Rechtlichkeit gelohnt hat.

In dieser Zeit wurde zum erstenmal das Wort ‚Komplott' auf den Boulangismus angewandt. Der frühere Ministerpräsident Uhrmacher Tirard, dem ich selbst — leider, leider! — auf seinen zur Schau getragenen, heftigen Republikanismus hin zur Wahl als Abgeordneten von Paris verholfen hatte, erklärte bei einem Bankett, ein Mann, der sich an einem Tage dreimal wählen lasse, könne nur als ‚Verschwörer' bezeichnet werden, der die ‚anerkannte Ordnung bedrohe.'

Die Gefängnisse, die dem Opportunismus zur Verfügung standen, waren zahlreich und sehr geräumig — ich kann ja darüber aus eigener Erfahrung mitsprechen. Indessen fragten wir uns doch, wie die Schützer der anerkannten Ordnung die siebenhundertfünfzigtausend Franzosen unterbringen wollten, die sich offen als Helfer des ‚Verschwörers' erklärt hatten?

Ein sehr unangenehmer Zwischenfall für die Herren, die unser Land und unser Geld verwalteten, war eine Rede des Abgeordneten Numa Gilly, Mitgliedes der Arbeiterpartei in der Kammer. Dieser hatte in einer Versammlung in Alais erklärt:

Wenn man sieht, in welchen Händen das Vermögen Frankreichs ruht, aus was für Leuten der Budgetausschuß besteht, dann muß sich einem das Herz umdrehen über die schamlose Vergeudung der Steuergelder, die Ihr mit so großen Mühen aufbringt. Man hat Wilson verfolgt. Reine Komödie, um den Glauben zu erwecken, man wäre ehrlicher als dieser Dieb. Unter den dreiunddreißig Mitgliedern des Budgetausschusses sind mindestens zwanzig ‚Wilsons'.

Die Angeschuldigten fuhren unter diesem Peitschenhieb um so heftiger auf, als wir damals 1888 schrieben — es war gerade das Jahr, in welchem Jakob von Reinach, der künftige Selbstmörder, und Arton, der künftige Pensionär von Mazas, nicht wenigen Mitgliedern besagten Ausschusses ihre Panamatrinkgelder anboten. Sie glaubten sich entdeckt und sahen in der Frechheit das einzige Rettungsmittel. Sie ließen also Numa Gilly berufen und verlangten von ihm zu wissen, welche von ihren Kollegen er mit Wilson vergliche.

„Ich nenne ‚Wilsons'," erklärte Gilly, „die Leute, die arm wie ich in die Kammer oder in den Senat eintreten, hunderttausend Franken jährlich ausgeben, fürstliche Hotels haben und wie Millionäre leben. Von den Ersparnissen ihres jährlichen Bezuges von 9000 Franken können sie einen solchen Aufwand jedenfalls nicht bestreiten."

Die Abgeordneten Rouvier und Raynal zeigten sich ganz besonders erbost und brachten die ganze parlamentarische Welt gegen den allzu ehrlichen Gilly auf. In ihrer Unruhe wegen der drohenden Enthüllungen, die in der Luft lagen, hatte die Budgetkommission sich indessen beeilt, den Zwischenfall Numa Gilly für geschlossen zu erklären. Da spielte Andrieux seinen Ausschußkollegen den abscheulichen Streich, Gilly vor dem Schwurgericht von

Nimes zu belangen. Obwohl der die Verhandlungen leitende Beamte aus Furcht vor etwaigen Enthüllungen mir und den anderen Zeugen den Mund schloß, sobald wir uns erlaubten ihn zu öffnen, so sah man doch schon ein gutes Teilchen der panamistischen Korruption.

Gillys Freunde waren Gegenstand der wärmsten Sympathiebezeigungen seitens der Einwohner von Nîmes, dessen Maire damals der Angeklagte war. Unter den Fenstern des Hôtel du Luxembourg, wo ich abgestiegen war, drängte sich beständig eine dichte Menge, die mich auf dem Balkon zu sehen verlangte, wo ich übrigens nicht erschien. Rouvier, der im gleichen Gasthof im Zimmer neben mir wohnte, wurde gewöhnlich von Kundgebungen im entgegengesetzten Sinn empfangen, sobald er sich sehen ließ.

Da es offenkundig war, daß man Gillys Zeugen nicht zu Wort kommen lassen wollte, zog Andrieux seine Klage zurück und der Angeschuldigte wurde freigesprochen, was übrigens auch der Fall gewesen wäre, wenn die Anklage aufrecht erhalten wäre.

Seit langer Zeit forderten Ferrys und Floquets Leute Boulanger heraus, sich doch in Paris selbst zur Wahl stellen zu lassen, wo sie ihm einen rasselnden Durchfall voraussagten. Der General hatte sich allerdings oft erboten, aber jedesmal wenn wir andeuteten, es möchte doch ein Abgeordneter sein Mandat niederlegen, um einen Wahlkampf zu ermöglichen, begegneten wir im opportunistischen Lager einem eisigen Schweigen. Endlich ließ sich die Vorsehung selbst herbei, Floquet und seinen Freunden Gelegenheit zu einem Siege zu geben; der Abgeordnete Hubes starb plötzlich. Boulanger trat sofort als Bewerber um den Sitz auf und siegte mit einer Stimmenzahl von 244 000 gegen ungefähr 162 000. Wir waren wie ge-

Der Plan gelang über Erwarten gut. Eudes hatte sich des Beistandes einer Anzahl von Stadträten versichert und richtete sich nebst dem blanquistischen Komitee am Wahltage in einem der Säle des Stadthauses ein. Zugleich sandten wir an mehrere Mitglieder des in Versailles tagenden Kongresses die beunruhigendsten Depeschen, wonach die Kommune in Paris wieder ausgerufen wäre und Ferrys Wahl das Zeichen für die schlimmsten Ausschreitungen geben würde.

Carnot wurde gewählt, und die Revolver wurden wieder eingesteckt. Aber wenn Ferry gesiegt hätte, so würde ohne Zweifel Blut geflossen sein — allerdings ohne daß man einen nachhaltigen Erfolg hätte erwarten können, wie ich gern zugeben will. Die Freude war allgemein und die Kongreßmitglieder wurden bei ihrer Rückkehr von Versailles am Bahnhof Saint-Lazare mit Jubel empfangen anstatt mit Pfiffen und Püffen, wie es sonst ihr Los gewesen wäre.

Aber das Schreckgespenst des Boulangismus ängstigte bald Carnot ebensosehr wie seinen Vorgänger Grévy. Ohne daß Boulanger sich irgendwie darum bemüht hatte und obwohl die Wahl eines aktiven Generals für ungültig erklärt werden mußte, waren bei fünf verschiedenen Wahlen zusammen gegen 54 000 Stimmen für ihn abgegeben worden. Der General bat seinen Vorgesetzten um Erlaubnis, öffentlich erklären zu dürfen, daß er keine Wahl annehmen könne. Diese Mitteilung diente aber nicht zur Beruhigung der Opportunisten, sondern verdoppelte im Gegenteil ihre Befürchtungen. Es war leicht vorauszusehen, daß ihr Streben hauptsächlich dahin ging, ihm sein Kommando zu nehmen. Am 15. März 1888 wurde denn auch dieser Schritt gethan, aber schändlicherweise stellte man den Gene-

ral nur zur Disposition. Er verlor dadurch seine militärische Stellung, blieb aber dabei unwählbar. Da sie etwas Ernstliches gegen ihn nicht vorbringen konnten, so ergriffen sie den fadenscheinigen Vorwand, daß er ohne Erlaubnis des Kriegsministers nach Paris gekommen sei. Dabei sah man die anderen Generale, die in gleicher Lage wie Boulanger sich befanden, namentlich Gallifet, fortwährend zwischen ihrer Garnison und Paris hin und her fahren und konnte sie morgens und abends hoch zu Roß im Boulogner Wäldchen bewundern.

Aber wenn er auch unwählbar war, so wurde er trotzdem gewählt. Bei einer Wahl im Departement Aisne erhielt er, obwohl seine Kandidatur nicht aufgestellt war, 55000 Stimmen, ungefähr 30000 mehr als die anderen Bewerber. Die Regierung geriet außer sich und beschloß, ihm den Abschied zu geben. So war er aus der Armee gänzlich ausgestoßen, aber er konnte in die Kammer eintreten.

Sobald er aber Zivilist geworden war, erschien er ihnen noch gefährlicher, und sie schienen fast zu bedauern, daß sie ihn nicht wieder ins Heer zurückschicken konnten, wo die Ferron und Logerot ihm doch wenigstens dreißig Tage Arrest zudiktieren durften.

Die Ungeschicklichkeit, die das Ministerium Tirard fortwährend bewies, brachten es bald zu Fall und Carnot entschloß sich, trotz seiner reaktionären Gesinnung, zu einem fast radikalen Kabinett unter dem Vorsitz Floquets, in der Hoffnung, dadurch der immer steigenden Popularität Boulangers einen Damm zu setzen. Da zu gleicher Zeit im Departement Nord ein Abgeordnetensitz frei wurde, so nahm Boulanger die Kandidatur an. In der Dordogne, wo er nicht einmal als Bewerber auftrat und sich seinen

Wählern weder persönlich noch durch Anschläge oder dergleichen vorgestellt hatte, wurde er mit einer erdrückenden Mehrheit gewählt. Aber er hatte den Wählern im Norden versprochen, nur bei ihnen zu kandidieren. Er wurde gewählt mit 172 500 Stimmen gegen 73 000, die auf den ministeriellen Kandidaten fielen. Bis dahin hatten die Ferron und Logerot allein gesprochen. Jetzt ergriff Frankreich selbst das Wort.

Und in Paris wurde die Erregung immer größer. Zum erstenmal sah man sogar die Polizei zaudern, denn die Schutzleute bestehen durchweg aus alten Soldaten und viele von ihnen hatten sogar unter dem Befehl des Generals gedient. Wenn irgend ein widerspenstiger Bürger auf die Polizeiwache gebracht war, brauchten nur Laguerre, oder Le Hériſſé oder ich ihn zu reklamieren und er wurde sofort freigelassen.

Boulanger hatte verlauten lassen, daß er sofort nach der Wahl nach Paris kommen würde, um seine Pflichten als Abgeordneter zu erfüllen. Die Regierung, die doch darauf als auf etwas ganz Selbstverständliches gefaßt sein mußte, geriet in eine an Wahnsinn grenzende Furcht, als sie dies hörte. Man sprach sogar allen Ernstes davon, Boulanger den Prätendenten gleichzustellen und ihn aus Frankreich auszuweisen!

Der Einzug des Generals in Paris war in der That ein Triumph. Als er auf der Place de la Concorde ankam, wurde das Schauspiel unbeschreiblich. Alle Hände streckten sich dem neuen Abgeordneten entgegen, die Hüte fliegen in die Luft, die Reihen der Polizisten werden durchbrochen. Sein Wagen ist in einem Augenblick von Rosen völlig überschwemmt. Die armen Opportunisten drinnen im Palais Bourbon zittern, daß dieser Wirbel-

wind sie aus ihren Abgeordnetenplätzen reißen möchte, an die sie sich so krampfhaft anklammern.

Sie durften auf ihren Plätzen bleiben, aber sie gerieten in Verzweiflung als sie vernahmen, daß ihr neuer Kollege eine Rundreise im Département du Nord machen wollte, um den Wählern seinen Dank abzustatten.

Was wir vorausgesagt hatten, traf ein: Die République Française verlangte angesichts der Erkenntnis, daß der Plan, Boulanger durch Enthebung von seinem Posten tot zu machen, fehlgeschlagen war, kurz und bündig, daß er wieder ins Heer eintreten müsse. Vielleicht hätte sie es am liebsten gesehen, wenn der frühere Kommandierende des XIII. Armeekorps als einfacher Unteroffizier oder höchstens als Vizefeldwebel wieder eingetreten wäre. Dann hätte man ihn ja allerdings bei der geringsten Kundgebung zu seinen Gunsten in den Kasten fliegen lassen können.

Ich hatte für den Sommer eine reizende kleine Villa im Boulogner Gehölz selbst, dicht an der Brücke nach Suresnes, gemietet; fast jeden Morgen kam der General zu Pferde in Begleitung des Grafen Dillon, um mich zu besuchen. Zuweilen frühstückten sie mit meiner Familie und mir im Garten und hierauf machten wir uns stets sofort an die Ausarbeitung der Manifeste und der Antworten auf die unaufhörlich gegen ihn geschleuderten Verleumdungen. Diese Antworten setzte ich gewöhnlich auf, Naquet arbeitete die langatmigeren Reden aus. Von ihm und dem General gemeinschaftlich war der Revisionsantrag verfaßt, den Boulanger auf der Tribüne verlas und der Floquet veranlaßte, das große Wort gelassen auszusprechen:

„In Ihrem Alter war Napoleon schon tot."

Das stimmte nicht einmal ganz, denn Napoleon starb

im Alter von zweiundfünfzig Jahren und der General war damals erst einundfünfzig alt.

Aber man hatte Boulanger ja früher schon vorgeworfen, daß er nicht die Schlacht bei Austerlitz gewonnen hatte. Mich wundert, daß Floquet ihm nicht in öffentlicher Kammersitzung sagte:

„Sind Sie auf Sankt Helena gewesen? Können Sie von Verfolgungen berichten, zu deren Opfer Hudson Lowe Sie gemacht hat? Nein, nicht wahr? Also, dann lassen Sie uns gefälligst zufrieden!"

Floquet sah in Boulanger den gefährlichsten Nebenbuhler um die Präsidentschaft und verfolgte ihn deshalb mit unauslöschlichem Haß. Als der General die Verfassungsrevision von der Tribüne aus beantragte und begründete, antwortete der Ministerpräsident Floquet auf die wirklich nicht umstürzlerischen Vorschläge mit Grobheiten, wie man sie höchstens in einer Wählerversammlung hört. Boulanger ließ ihm im gleichen Ton nacheinander vier Richtigstellungen zu teil werden und die Folge dieser stürmischen Sitzung war ein Zweikampf, der in Neuilly auf der Besitzung des Grafen Dillon stattfand.

Der kleine, dicke und kurzarmige Floquet war sicherlich kein gefährlicher Gegner; aber Boulanger war fast ganz ungeübt im Fechten und hatte außerdem ein für ihn selbst sehr gefährliches Draufgängertemperament, das ihm schon in Cochinchina, in Italien und während der Pariser Belagerung bei Champigny mehrere schwere Verwundungen eingetragen hatte. Der Kampfplatz war zudem sehr schlecht gewählt, er war eine Art Cirkus, wo Graf Dillon seine Pferde einreiten ließ, mit einem losen Sandboden, in dem die Füße keinen festen Halt fanden.

Im ersten Gang schon rutschte Boulanger aus und

sein Stoß, der gegen Floquets Brust gerichtet war, traf diesen nur an der Hüfte; der General wurde leicht am Zeigefinger der rechten Hand verletzt. Bei einem gewöhnlichen Duell wären diese beiden leichten Wunden für genügend angesehen worden. Im zweiten Gang drang Boulanger wiederum hitzig auf seinen Gegner ein; dieser wich geschickt parierend fortwährend zurück, bis er direkt an der hölzernen Umfassung stand. Boulanger trifft ihn mit einem Primstoß an der rechten Brust, geht in die Auslage zurück, Floquet biegt sich zur Seite, der General fällt wieder aus und rennt in die ihm vorgehaltene Klinge hinein, die in seiner Kehle stecken bleibt. Boulanger zog den Degen selbst heraus und rief: „Es ist nichts, ich kann weiter fechten." Aber der Zweikampf war zu Ende.

Die Wunde war viel schwerer, als es zuerst den Anschein hatte, und wäre beinahe tödlich geworden. Der Hals schwoll zu einem erschreckenden Umfang an und der Verletzte konnte mehrere Tage lang weder feste noch flüssige Nahrung zu sich nehmen, ja, es war sogar Erstickungsgefahr vorhanden. Dazu waren die Schmerzen fast unerträglich und konnten nur durch so große Gaben Morphium etwas gemildert werden, daß der Kranke beinahe vergiftet wurde. Kurz, wir waren in großer Unruhe.

Daß ein erheblich älterer Advokat einen General abstach, war nicht gerade vorteilhaft für den Ruf der Unbesiegbarkeit, womit das Volk nun einmal seine Helden zu umgeben liebt. Das Duell war am Morgen des 14. Juli vor sich gegangen und gegen Mittag betrat Floquet ganz freudestrahlend die offizielle Tribüne in Longchamps. Vielleicht wäre es geschmackvoller gewesen, wenn er seinen Sieg nicht so öffentlich zur Schau getragen hätte. Er nahm aber sogar einen Stock in die

Hand und machte den Insassen der Präsidentenloge vor, wie er ausgelegen und wie er die Klinge geführt hatte.

Der Ausgang des Zweikampfes steigerte jedenfalls die Hoffnungen der Opportunistengesellschaft bis zum Delirium. Sie tobten durch die Straßen und riefen:

„Der Boulangismus ist tot!“

Die Antwort, die Boulanger hierauf erteilte, war niederschmetternd. Kaum wieder genesen, stellte er gleichzeitig in den drei Departements Nord, Charente-Inférieure und Somme seine Kandidatur auf.

Wir waren alle im Restaurant Durand am Madeleineplatz versammelt, um die Wahldepeschen in Empfang zu nehmen. Alle Viertelstunden kam irgend ein Abgesandter vom Ministerium mit boulangistischen Allüren, durch die wir uns nicht täuschen ließen, um nach den neuesten Depeschen zu fragen. Floquet schien immer noch eine kleine Hoffnung zu haben, daß die ihm selbst übermittelten Ziffern falsch seien. Als er begriff, daß die Schlacht durchaus für ihn verloren war, sank er ganz entmutigt auf einen Stuhl und sagte zu einem Freund, der mir dies später wieder erzählt hat:

„Nun, ich lasse die Sache gehen wie sie geht. Wenn sie ihn durchaus haben wollen, so mögen sie ihn nehmen.“

Eine ungeheure Menge war auf dem Platze versammelt, um von uns die Resultate zu erfahren, die wir auf Zettelchen schrieben. Diese warfen wir zu den Fenstern des Restaurants hinaus und irgend einer las draußen die Nachrichten vor. In diesem Augenblick teilte jedermann Floquets Meinung, und wenn Boulanger die geringste Neigung verspürt hätte, auf ungesetzlichem Wege in das Elysée einzuziehen, so würde er kaum irgend welchen Widerstand gefunden haben. Von mehreren Seiten wurde

ihm ein solcher Schritt angeraten, an dessen Gelingen kein Zweifel sein konnte. Ich habe ihn mit eigenen Ohren einem solchen Ratgeber antworten hören:

„Ja, am ersten Tage würde alle Welt diesem Gewaltstreich zujubeln, wie man auch dem 2. Dezember zugejubelt hat. Einige Zeit später wird man mich Usurpator, Diktator, Verräter an der Republik schimpfen. Ich will nicht, daß mein Andenken besudelt wird."

Man weiß, wie man ihm seine Rechtlichkeit gelohnt hat.

In dieser Zeit wurde zum erstenmal das Wort ‚Komplott' auf den Boulangismus angewandt. Der frühere Ministerpräsident Uhrmacher Tirard, dem ich selbst — leider, leider! — auf seinen zur Schau getragenen, heftigen Republikanismus hin zur Wahl als Abgeordneten von Paris verholfen hatte, erklärte bei einem Bankett, ein Mann, der sich an einem Tage dreimal wählen lasse, könne nur als ‚Verschwörer' bezeichnet werden, der die ‚anerkannte Ordnung bedrohe.'

Die Gefängnisse, die dem Opportunismus zur Verfügung standen, waren zahlreich und sehr geräumig — ich kann ja darüber aus eigener Erfahrung mitsprechen. Indessen fragten wir uns doch, wie die Schützer der anerkannten Ordnung die siebenhundertfünfzigtausend Franzosen unterbringen wollten, die sich offen als Helfer des ‚Verschwörers' erklärt hatten?

Ein sehr unangenehmer Zwischenfall für die Herren, die unser Land und unser Geld verwalteten, war eine Rede des Abgeordneten Numa Gilly, Mitgliedes der Arbeiterpartei in der Kammer. Dieser hatte in einer Versammlung in Alais erklärt:

Wenn man sieht, in welchen Händen das Vermögen Frankreichs ruht, aus was für Leuten der Budgetausschuß besteht, dann muß sich einem das Herz umdrehen über die schamlose Vergeudung der Steuergelder, die Ihr mit so großen Mühen aufbringt. Man hat Wilson verfolgt. Reine Komödie, um den Glauben zu erwecken, man wäre ehrlicher als dieser Dieb. Unter den dreiunddreißig Mitgliedern des Budgetausschusses sind mindestens zwanzig ‚Wilsons'.

Die Angeschuldigten fuhren unter diesem Peitschenhieb um so heftiger auf, als wir damals 1888 schrieben — es war gerade das Jahr, in welchem Jakob von Reinach, der künftige Selbstmörder, und Arton, der künftige Pensionär von Mazas, nicht wenigen Mitgliedern besagten Ausschusses ihre Panamatrinkgelder anboten. Sie glaubten sich entdeckt und sahen in der Frechheit das einzige Rettungsmittel. Sie ließen also Numa Gilly berufen und verlangten von ihm zu wissen, welche von ihren Kollegen er mit Wilson vergliche.

„Ich nenne ‚Wilsons'," erklärte Gilly, „die Leute, die arm wie ich in die Kammer oder in den Senat eintreten, hunderttausend Franken jährlich ausgeben, fürstliche Hotels haben und wie Millionäre leben. Von den Ersparnissen ihres jährlichen Bezuges von 9000 Franken können sie einen solchen Aufwand jedenfalls nicht bestreiten."

Die Abgeordneten Rouvier und Raynal zeigten sich ganz besonders erbost und brachten die ganze parlamentarische Welt gegen den allzu ehrlichen Gilly auf. In ihrer Unruhe wegen der drohenden Enthüllungen, die in der Luft lagen, hatte die Budgetkommission sich indessen beeilt, den Zwischenfall Numa Gilly für geschlossen zu erklären. Da spielte Andrieux seinen Ausschußkollegen den abscheulichen Streich, Gilly vor dem Schwurgericht von

Nimes zu belangen. Obwohl der die Verhandlungen leitende Beamte aus Furcht vor etwaigen Enthüllungen mir und den anderen Zeugen den Mund schloß, sobald wir uns erlaubten ihn zu öffnen, so sah man doch schon ein gutes Teilchen der panamistischen Korruption.

Gillys Freunde waren Gegenstand der wärmsten Sympathiebezeigungen seitens der Einwohner von Nîmes, dessen Maire damals der Angeklagte war. Unter den Fenstern des Hôtel du Luxembourg, wo ich abgestiegen war, drängte sich beständig eine dichte Menge, die mich auf dem Balkon zu sehen verlangte, wo ich übrigens nicht erschien. Rouvier, der im gleichen Gasthof im Zimmer neben mir wohnte, wurde gewöhnlich von Kundgebungen im entgegengesetzten Sinn empfangen, sobald er sich sehen ließ.

Da es offenkundig war, daß man Gillys Zeugen nicht zu Wort kommen lassen wollte, zog Andrieux seine Klage zurück und der Angeschuldigte wurde freigesprochen, was übrigens auch der Fall gewesen wäre, wenn die Anklage aufrecht erhalten wäre.

Seit langer Zeit forderten Ferrys und Floquets Leute Boulanger heraus, sich doch in Paris selbst zur Wahl stellen zu lassen, wo sie ihm einen rasselnden Durchfall voraussagten. Der General hatte sich allerdings oft erboten, aber jedesmal wenn wir andeuteten, es möchte doch ein Abgeordneter sein Mandat niederlegen, um einen Wahlkampf zu ermöglichen, begegneten wir im opportunistischen Lager einem eisigen Schweigen. Endlich ließ sich die Vorsehung selbst herbei, Floquet und seinen Freunden Gelegenheit zu einem Siege zu geben; der Abgeordnete Hubes starb plötzlich. Boulanger trat sofort als Bewerber um den Sitz auf und siegte mit einer Stimmenzahl von 244 000 gegen ungefähr 162 000. Wir waren wie ge-

wöhnlich bei solchen Gelegenheiten im Restaurant Durand zum Essen versammelt und unser Freund war sehr ruhig und des Sieges gewiß. Bis ein Uhr morgens waren die Boulevards von einer lärmenden, singenden und disputierenden Menschenmenge erfüllt. Man hat von mir, ich weiß nicht warum, ein Wort erzählt, das ich niemals geäußert habe und das jedenfalls nicht mit meinen Gefühlen in Einklang steht. Gegen elf Uhr abends, als die Wahl gesichert war, soll ich die Uhr gezogen und zu Boulanger gesagt haben:

„General, seit zehn Minuten ist Ihre Popularität im Abnehmen begriffen."

Damit hätte ich sagen wollen, das Volk erwarte von ihm im Triumphzuge nach dem Elysée geführt zu werden. Ich vertrat zusammen mit einigen anderen die äußerste Linke des nationalen Komitees und ich wäre ja vollkommen aus meiner Rolle gefallen, wenn ich einen solchen Rat angedeutet hätte, der sich nur auf einen Staatsstreich beziehen konnte.

Die Sachlage war allerdings so verführerisch, daß man wohl in Versuchung kommen konnte, den Streich auszuführen; denn dem General standen alle Aussichten auf Erfolg zur Seite. Seine Verachtung der persönlichen Gefahr war unbestreitbar und das Vorhandensein einer Bewegung, die ihn zur Gewalt trieb, ebenfalls. Wenn alle Regierungen, selbst am Vorabend ihres Sturzes, gerne zu sagen pflegen: „Das Land ist mit uns!" so konnte Boulanger wirklich mit der Hand auf dem Herzen diese Versicherung abgeben.

Uebrigens war dieser 27. Januar, an welchem Boulanger seinen großen Sieg davontrug, für das Ministerium ein sehr nützlicher und lehrreicher Tag. Es kann nicht

bezweifelt werden, daß von hier an der feste Entschluß datiert, mit der boulangistischen Bewegung ein Ende zu machen, ganz gleich durch welche Mittel.

Floquet, den wir Robespierrot getauft hatten, stürzte über der von ihm beantragten Verfassungsrevision, durch die er den General aus dem Felde zu schlagen gehofft hatte, und ihm folgte ein neues Kabinett, dessen Vorsitzender dem Namen nach mein früherer Schützling Tirard, in Wirklichkeit aber Constans war.

Constans war ein Gauner, dem es lange Zeit gelungen war, seine höchst dunkle und schmutzige Vergangenheit zu verbergen. Infolge von geradezu ungeheuerlichen Enthüllungen war er schon einmal als Minister gestürzt. Aber als die opportunistische Bundesgenossenschaft einen Mann nötig hatte, der zu jedem Attentat auf Personen oder Gesetze bereit war, warf sie ihre Augen auf diesen Halsabschneider. Ich hatte diesen Guzman d'Alfarache niemals gesehen und wußte von ihm hauptsächlich nur, daß er von seinem Gouverneurposten in Indochina mit ganzen Wagenladungen von exotischen Erzeugnissen, besonders Stoffen, zurückgekommen war, die mir mehrfach von Händlern zum Kauf angeboten waren. Ein paar Jahre vorher hatte Clémenceau, als davon die Rede war, ihn in ein Ministerium eintreten zu lassen, entrüstet ausgerufen:

„Ah, bei Leibe nicht! Dieses Subjekt kann niemals mehr an einem Kabinett teilnehmen."

Er war also nicht in seiner Eigenschaft als Politiker sondern als Strauchdieb vom Präsidenten Carnot berufen und von der parlamentarischen Mehrheit angenommen worden, und zwar mit der besonderen Aufgabe, General Boulanger nötigenfalls auf offener Landstraße anzufallen.

Er unterzog sich diesem Geschäft natürlich mit größtem

Eifer und begann sofort sein Werk, das man den ‚Roman einer Verschwörung' hätte nennen können. Trotz dem Geheimnis, womit sich die Mitglieder des ein paar Tage vorher eigens zu diesem Zweck geschaffenen Höchsten Gerichtshofs umgaben, erfuhren wir doch, daß sie beschlossen hatten, auf die bei Grévys Sturz vorgefallenen Ereignisse zurückzugehen und besonders auf die Gesellschaft bei Laguerre, die sie unter dem Sensationstitel: ‚Eine historische Nacht', als eine wahre Walpurgisnacht hinzustellen gedachten.

Diese Nacht, historisch oder nicht, war eine Nacht wie alle anderen gewesen, denn man hatte einfach in Gegenwart von Lockroy und Clémenceau die Mittel besprochen, Jules Ferrys Wahl zum Präsidenten zu verhindern, weil diese gleichbedeutend mit einem Bürgerkriege gewesen wäre. Boulanger war allerdings dabei, aber er war der einzige gewesen, der nicht einmal den Mund geöffnet hatte.

Ein eitler, anspruchsvoller Dummkopf, der Generaladvokat Quesnay, dessen Vater von Napoleon III. die Erlaubnis erhalten hatte, seinem allzu bürgerlichen Namen ein ‚de Beaurepaire' beizusetzen, ergriff gierig diese Gelegenheit eine Rolle zu spielen, und sobald Constans und seine Helfershelfer nur die für ihre Absichten notwendigen Richter zur Hand hatten, verloren sie keine Minute mehr.

Eines Abends empfing ich von einer Dame, deren Namen ich gerne nennen will — es war die Gräfin Bari, die Schwägerin des früheren Königs von Neapel — die Mitteilung, sie habe in den Händen eines hohen Polizeibeamten vollständig ausgefertigte Verhaftbefehle gegen General Boulanger, Dillon und mich gesehen. Die Gräfin Bari hatte früher einmal für einen Verwandten Bou-

langer um eine kleine Gefälligkeit gebeten und bezeigte ihm auf diese Weise ihre Dankbarkeit für sein Entgegenkommen.

Wären wir vor das Schwurgericht des Seinedepartements geladen worden, so hätten wir nicht einen Augenblick gezögert, uns einzufinden, denn die Haltlosigkeit der Anklage war sehr leicht zu beweisen. Aber man hatte sich wohl gehütet, uns vor unsere natürlichen Richter zu stellen und eigens gegen uns den Senatsgerichtshof berufen, von dem mit Sicherheit eine Verurteilung zu erwarten war, weil der erste Artikel unserer Verfassungsrevision gerade die Abschaffung des Senats verlangte. Man verstieß also gegen den alleroberſten Rechtsgrundsatz, wonach niemand gleichzeitig Richter und Partei sein kann. Freilich: in der Politik giebt es keine Gerechtigkeit. Anderswo allerdings auch nicht.

Als Grundlage für die Anschuldigung auf ‚Verschwörung' hatte man meine sämtlichen Intransigeant-Artikel herbeigezogen. Im einzelnen waren sie unschuldig — denn es war keine Anklage deshalb erfolgt — aber in ihrer Gesamtheit sollte ein Angriff auf die Sicherheit des Staates gefunden werden. Es war klar, daß Constans noch mehr daran lag, meine Zeitung als meine Person zu unterdrücken.

Indem ich mich in Sicherheit brachte, rettete ich also mein Recht zu schreiben und meine Gedanken zu veröffentlichen. Am Morgen des Tages, an dem ich nach Belgien abreisen wollte, zählte ich nicht weniger als acht Agenten vor der Thür meines Hauses am Boulevard Rochechouart. Ich wollte sehen, wie weit ihre Ueberwachung ginge, nahm eine Droschke und ließ mich zu einem Freunde in der Gegend des Triumphbogens fahren.

Sofort sprangen zwei Spitzel ebenfalls jeder in eine Droschke und fuhren hinter mir her; es war der reine Hochzeitszug. Nachdem ich mit meinem Freund gefrühstückt hatte, — es war das letzte Pariser Frühstück für sechs Jahre — kehrte ich nach meiner Wohnung zurück und sah unterwegs beim Droschkenhalteplatz an der Avenue Trudaine vier andere Spitzel, die mich vielleicht verhaften sollten. Glücklicherweise sind die Faulenzer, die aus den Geheimmitteln der Präfektur für derartige schmutzige Geschäfte unterhalten werden, so nachlässig in ihrem Dienst, daß es fast nichts Leichteres giebt, als ihnen eine Nase zu drehen. Sie wußten nicht, daß das frühere Troyonsche Haus, das ich bewohnte, zwei Ausgänge hatte, nämlich auch einen sehr unauffälligen nach der Rue Viollet-le-Duc durch einen Garten und ein vierstöckiges Haus hindurch.

Ich ließ durch meinen Diener eine gerade vorbeifahrende geschlossene Droschke anrufen, die mich in der Rue Viollet-le-Duc erwartete, und während die Polizisten krampfhaft meine Hausthür bewachten, verschwand ich durch die Hinterpforte. Um mich nicht auf dem Nordbahnhof verhaften zu lassen, wo jedenfalls alle Schalter bewacht wurden, ließ ich mich nach Saint-Denis fahren, stieg dort in einen Bummelzug, der mich nach Creil brachte, und fuhr mit dem Schnellzug nach Belgien, ohne daß mir ein Unfall zustieß.

Es war höchste Zeit gewesen, denn am nächsten Morgen, bei Tagesgrauen, erschien ein Kommissar mit Verhaftbefehl und Haussuchungsauftrag nebst zwei Gehilfen, die voller Wut in dem Bauer, aus dem zu ihrem Schmerz der Vogel entflogen war, das oberste zu unterst kehrten.

Sie hatten, vielleicht in der Hoffnung, die Beweise für die Verschwörung unter der Erde zu entdecken, sogar

die Kellerthür versiegelt. Erschreckt über den Einbruch der Constansschen Häscher, hatten sich die drei Katzen, aus denen damals meine Menagerie bestand, in die Kohlenkammer geflüchtet und waren auf diese Weise gefangen, da die Siegel gerade auf die Schlüssellöcher geklebt waren. Nachdem sie ein paar Stunden gefastet hatten, begannen die unglücklichen Opfer Constansscher Tücke verzweifelt nach ihrem Futter zu schreien und ich empfing von meiner Köchin ein ganz verstörtes Telegramm: Die drei Eingemauerten seien vom Hungertode bedroht, ich möchte doch Rat geben, wie man ihnen durch das Schlüsselloch ihre Nahrung könnte zukommen lassen.

Ich erblickte in diesem wehklagenden Hilferuf einen ausgezeichneten Stoff für einen Artikel und schrieb einen unter dem Titel ‚Die Katzenmörder', der die Lacher auf unsere Seite brachte und einen solchen Erfolg hatte, daß er noch nach Jahr und Tag von den Zeitungshändlern verlangt wurde.

Das Komische dabei war, daß am Morgen, gleich nach Erscheinen dieser Phantasie, der Tierschutzverein, der sie völlig ernst genommen hatte, einen Abgesandten in meine Wohnung schickte, um mit meinem Dienstmädchen zu beraten, wie man den lieben Kater Murr und seine Gefährten vom Hungertode erretten könnte. Es gelang ihnen auch wirklich, ein Mittel zu finden.

Beim jungen Sozialisten Michel Morphy, der einen Augenblick in die gegen Boulanger, Dillon und mich eingeleitete Verfolgung verwickelt war, fand man zwei Adler, die er kurz vorher vom General Boulanger geschenkt erhalten hatte. Diese empfingen den Polizeikommissar mit so kräftigen Schnabelhieben, daß er es vorzog, sie in Frieden zu lassen.

Gleichzeitig wurden bei Dillon — es konnte wirklich nicht besser passen! — ein prachtvoller Windhund, den ich ihm geschenkt hatte, Ochsen, Hämmel und allerlei andere Vierfüßler mit Beschlag belegt, sodaß sogar die Zeitung ‚Paris' sagte: „Man findet zuviel Viehzeug und zu wenig Dokumente."

Ich hatte mich der Verhaftung entzogen, weil mein Oppositionswerkzeug die Feder war und ich mich dieser im Ausland ebensogut bedienen konnte. Mit Boulanger lag der Fall etwas anders und viele seiner entschiedensten Anhänger waren erstaunt, daß er sich nicht einfach hatte verhaften lassen. Der Hauptgrund, weshalb er sich zur Flucht entschloß, war nach meiner Meinung die Schwierigkeit, wie er vor dem Höchsten Gericht den Besuch rechtfertigen sollte, den er als Kommandierender des XIII. Armeekorps dem Prinzen Napoleon in Prangins abgestattet hatte.

Zu dieser Unbesonnenheit, die er mir sorgfältig verschwieg, hatte ihn, wie er einem andern Freunde gestand, einzig und allein die Art von magnetischer Anziehungskraft verleitet, die der Name Napoleon auf alle Berufssoldaten ausübt. Bei seiner Unerfahrenheit in politischen Dingen, hatte Boulanger außerdem bei sich selbst gedacht, daß der Prinz Napoleon stets republikanische und freisinnige Anschauungen gezeigt hätte, und daß es ohne Bedeutung wäre, ein Stündchen mit ihm zu verplaudern, und daß er überhaupt nicht als Politiker, sondern als Soldat dem Neffen des Siegers von Austerlitz einen Besuch machen wollte. Wenn Boulanger mir seinen Plan, heimlich über die Grenze zu gehen, anvertraut hätte, so würde ich ihm so ernstlich abgeraten haben, daß er gewiß darauf verzichtet hätte. Uebrigens war weder von einem Feldzugsplan noch von Unterstützungsgeldern zwischen dem

Sohn des Königs Jérome und dem General die Rede gewesen. Man hatte zusammen die Waffensammlungen und die anderen Erinnerungen an Napoleon besichtigt, sich freundschaftlich unterhalten und nach zwei Stunden war Boulanger nach Clermont zurückgereist. Trotzdem war dieser Besuch sehr schlimm für ihn, denn da eine ganze Anzahl Leute in Frankreich und der Schweiz darum wußten, wäre er sicherlich beim Prozeß zur Sprache gekommen.

Noch ein anderer Einfluß wirkte auf ihn ein, der später auch sein jähes Ende herbeigeführt hat, der seiner Geliebten, Frau de Bonnemains. Sie wollte ihn auf alle Fälle behalten, er sollte sich nicht von ihr trennen, wäre es auch nur für eine kurze Gefängnishaft gewesen, und vielleicht wollte sie ihn auch deshalb aus seinen politischen Verwicklungen heraushaben, um ihn ganz für sich allein zu besitzen.

Nachdem wir zwei Wochen in Brüssel gewesen waren, begannen die Abordnungen, die ohne Unterbrechung im Hôtel Mengelle erschienen, das belgische Ministerium wegen der guten Beziehungen zu Carnots Regierung zu beunruhigen. Wenn auch das Wort ‚Ausweisung' vermieden wurde, so legte man uns doch nahe, den Sitz unserer Thätigkeit ‚in unserem eigenen Interesse' anderswohin zu verlegen. Wir gingen deshalb nach England, dem einzigen Lande in Europa, wo ein Geächteter ohne Unterschied der Meinung in unantastbarer Sicherheit lebt.

Vierunddreißigstes Kapitel.

London. — Unsere Verurteilung. — Bilderjagd. — Landseers Erstlingswerk. — Boulanger auf Jersey. — Die ‚Kulissen des Boulangismus'. — Ein kleiner Orléans. — Tod der Frau de Bonnemains und Boulangers Selbstmord. — Vergeltung an Constans. — Cornelius Herz und sein Tunnel. — Eine Galavorstellung. — Casimir-Périers Wahl und Sturz. — Felix Faure. — Amnestie. — „Hoch die ehrlichen Leute!"

Wir trafen also eines Morgens in dem großen London ein, das ich in den sechs langen Jahren meines Aufenthalts genügend Zeit hatte kennen zu lernen. Ich richtete mich vorläufig in einem französischen Gasthof ein, wo viele Künstler abstiegen. Unter anderen traf ich den Geiger Sarasate und den Professor Strakosch, Schwager und ersten Impresario von Adelina Patti. Die Leichtigkeit, mit Franzosen oder mit Ausländern, die unsere Sprache sprechen, zu verkehren, war ohne Zweifel Ursache, daß ich niemals Lust hatte, englisch zu lernen.

Mittlerweile bemühten Constans und seine Gesellen sich aus Leibeskräften, Thatsachen oder Schriftstücke ausfindig zu machen, auf die sie in den Augen des Publikums ihre Anschuldigungen hätten begründen können. Sie fanden keine, aber das machte dem Fälscher Constans schließlich wenig aus; da er uns als Politikern nichts nachweisen konnte, beschränkte er sich darauf, unsere persönliche Rechtschaffenheit anzutasten.

Es hieß also plötzlich: Boulanger hat sich als Kriegsminister beim Abschluß von Lieferungsverträgen Summen auszahlen lassen, die in seine eigene Tasche geflossen sind. Constans verhehlte sich nicht, daß diese kühne Beschuldigung leicht zu widerlegen war, wie sie es in der That wurde. Er gab daher außerdem zu verstehen, daß der Kriegsminister einen

Teil des Geheimfonds für sich verwandt habe; er nannte sogar eine Zahl: 60000 Franken und versicherte, damit seien die hinterlassenen Schulden von Boulangers Vater beglichen worden. Das war wenigstens deutlich. Es war auch ganz richtig, daß der General, der damit eine Kindespflicht zu erfüllen glaubte, diese Summe bezahlt hatte; aber sie war bei einem Notar hinterlegt worden und dieser gab sofort den Namen des Spenders an. Die geheimen Fonds hatte Boulanger allerdings stark in Anspruch genommen, aber das war sehr erklärlich, denn während er im Amt war, spielte sich der Fall Schnäbele ab, und es mußten zahlreiche Spione jenseits unserer Grenzen unterhalten werden. Uebrigens hatte der Kriegsminister sich vorsichtshalber von seinem Nachfolger Ferron über den Geheimfonds Quittung erteilen lassen und diese Quittung war schon längst veröffentlicht worden, als ähnliche Verleumdungen ausgestreut wurden.

Alles, was gegen mich vorgebracht wurde, beruhte auf der Aussage eines elenden Polizeispitzels Alibert, welcher erklärte, ich hätte mir ‚seines Wissens' hunderttausend Franken auszahlen lassen und damit habe der Boulangismus meine Feder erkauft. Als der Intransigeant Auskunft verlangte, aus welchen Händen ich dies Geld empfangen hätte, gab Alibert aufs Geratewohl den Namen eines Bankhauses an, das gar nicht existierte, außerdem eine andere Adresse. Als meine Mitarbeiter sich dorthin begaben, sagte man ihnen, das angebliche Bankhaus sei gänzlich unbekannt.

Unsere Verurteilung war natürlich vorher abgekartet; die Urteilsgründe waren einfach lächerlich. Von mir hieß es:

„Da aus den Akten der Voruntersuchung hervorgeht, daß Rochefort zur selben Zeit und am selben Ort (wie Boulanger) durch Machinationen oder strafbare Kunstgriffe zur Empörung aufgefordert oder Anweisungen zu ihrer Ausführung gegeben hat, da er wissentlich Boulanger bei den vorbereitenden Handlungen beigestanden und sich auf diese Weise der Beihilfe an dem von besagtem Boulanger begangenen Verbrechen schuldig gemacht hat . . . .

Das war alles. Was waren das für Machinationen und Kunstgriffe? Kein Mensch hatte eine Ahnung.

Boulanger, Dillon und ich wurden also zu lebenslänglicher Deportation verurteilt, aber nur deshalb so milde, weil die Todesstrafe für politische Vergehen durch die Revolution von 48 abgeschafft war. Uebrigens würde Constans, wenn er uns zwischen seinen Klauen gehabt hätte, sicherlich ein Mittel gefunden haben, diese Lücke des Gesetzes auszufüllen. Er wäre mit uns verfahren, wie er zufolge der allgemein und öffentlich erhobenen Anschuldigung seinen Teilhaber, den Bankier Puig y Puig, behandelt hatte, der plötzlich in den Wellen verschwunden war, oder den Generalgouverneur von Indochina, Richaud, der auf der Rückfahrt nach Frankreich plötzlich starb und mit all seinen Papieren, deren Veröffentlichung so interessant gewesen wäre, ein Grab im Ozean fand.

Es kann kein Zweifel herrschen, daß wir nicht lebend in Neukaledonien angekommen wären, von wo man ja zurückkehren kann; man stirbt ja so leicht an einer Krankheit während einer so langen Fahrt um die halbe Welt herum; vielleicht hätte man es auch vorgezogen, uns unter dem Vorwande einer Auflehnung oder eines Fluchtversuches ganz einfach eine Kugel durch den Kopf jagen zu lassen.

Nachdem unser Schicksal fürs erste entschieden war, dachte ich vor allem daran, mich in dem Exil, dessen lange

Dauer ich voraussah, häuslich einzurichten. Ich möchte meinen Landsleuten nicht zu nahe treten, aber es ist Thatsache, wenn sie am Bahnhof von Charing-Croß ankommen, sind ihr erster Gedanke gewöhnlich die Lasterhöhlen von Whitechapel, in die sie sich von einigen gefälligen Schutzleuten begleiten lassen, die ihnen die hervorragendsten Jack Sheppards der Weltstadt zeigen, oder wenigstens so thun. Sie enthält, kann ich meinen Lesern versichern, noch ganz andere Merkwürdigkeiten von viel größerem Interesse, und für einen Mann wie ich, der sein größtes Vergnügen daran hat unter alten Sachen herumzustöbern, ist London voll von Ueberraschungen. Paris ist eine Stadt der Vergnügungen, sozusagen ein großes Freudenhaus, und Kunstgegenstände sind dort nicht mehr zu finden. Zuerst verkaufte man Originalbilder, dann Kopien davon, hierauf Kopien von den Kopien. Alle Fremden sind über unsere vermeintlichen Schätze hergefallen und in Paris ist jetzt, wie in Rom, Florenz, Venedig, schon seit langer Zeit kein Kunstmarkt mehr. Dagegen haben sich in London die Meisterwerke seit Jahrhunderten aufgehäuft und dazu sind noch diejenigen gekommen, die die französischen Emigranten nach der ersten Revolution dorthin brachten. Ein paar Tage nach meiner Ankunft traf ich in einem Trödelladen einen als Kunstkenner sehr geschätzten Landsmann, der seit fünfundzwanzig Jahren in London lebte. Der gute Coureau, den meine Freunde und ich den ‚infamen Coureau' zu nennen pflegten, obgleich er sich nicht die geringste Infamie vorzuwerfen hatte, führte mich bei den bedeutenderen Händlern und bei zahlreichen Liebhabern ein, die mich wieder mit anderen bekannt machten, so daß ich während meiner langen Verbannung fast alle Sammlungen auf das genaueste kennen gelernt habe.

Das war mein großer Trost und das mächtigste Gegenmittel gegen die Langeweile, die mich sonst in einem Lande, dessen Sprache ich nicht kannte, verzehrt haben würde. Fast jeden Morgen ging ich auf die Bilderjagd und selten kehrte ich ohne Beute heim, die ich manchmal zu fast lächerlichen Preisen erworben habe. Meine Freunde bewundern bei mir ein prachtvolles, englisches Pferd von Guéricault. Ich hatte mich gewundert, daß ich von diesem Meister, der zwei Jahre in London gelebt hatte, wo er sein in Frankreich verbotenes ‚Wrack der Meduſa' ausstellte, nicht ein einziges Gemälde entdeckt hatte. An einem nebligen Nachmittag bemerkte ich bei Christie in einem der Säle ganz oben unter der Decke eine Leinwand, die mich neugierig machte. Ich ließ mir eine Leiter bringen und entdeckte beim Schein einer Kerze ein Meisterwerk. Das Bild kam unbemerkt auf die Versteigerung und ich erstand es für 250 Franken, etwas mehr, als der Rahmen wert war.

Einer der angenehmsten Zeitvertreibe war für mich auch das Studium der englischen Maler, die ich bis dahin nur vom Hörensagen kannte, da sie damals in Frankreich nur von ganz wenigen Kennern beachtet wurden. Häufig baten mich auch die größten englischen Herren um meinen Rat in Betreff zweifelhafter Gemälde. Eines Tages wurde nach dem Tode eines Freundes des großen Tiermalers Landseer bei Wood, dem Nachfolger Christies, ein Bildnis des Künstlers versteigert. Er war in stehender Haltung dargestellt, wie er mit der Hand einen großen, schwarzen Hund liebkoste. Das Porträt war vom Direktor der Kunstakademie gemalt*), der Hund von Landseer selbst.

*) Millais?

Als ich das Bild in die Höhe trieb, sagte Wood in einem Tone des Bedauerns:

„Es wäre wirklich schade, wenn dieses Werk, das die Züge unseres größten Malers wiedergiebt, nicht der englischen Nation verbliebe!“

Flugs erwiderte ich:

„Erlauben Sie mir, es ihr anzubieten.“

Das Bild wurde mir wirklich unter dem Bravo der Anwesenden zugeschlagen, denn die Engländer sind sehr empfänglich für derartige Aufmerksamkeiten, und ich schenkte es der Stadt London. Es hängt heute in einem neuen Anbau der ‚National Gallery‘ und ein Täfelchen an dem Rahmen besagt, daß England mir dieses interessante Werk verdankt.

Landseer ist eins der außerordentlichsten Beispiele für die Unwiderstehlichkeit künstlerischen Dranges. Ich habe von ihm einen herrlichen Hund gesehen, der auf dem Dache seiner von den Fluten einer Ueberschwemmung fortgerissenen Hütte sitzt. Am Tage, wo der bis dahin gänzlich unbekannte Maler dieses Bild in der königlichen Akademie ausstellte, machte es das größte Aufsehen und sofort eilte ein Liebhaber zum Künstler, um mit ihm wegen des Ankaufs zu verhandeln. Er sah in einem Gärtchen einen kleinen Knaben, der mit einigen Freunden Reifen spielte und fragte diesen:

„Nicht wahr, hier wohnt Mister Landseer?“

„Ja,“ antwortete eins der Kinder.

„Und wann könnte ich mit ihm sprechen?“

„Gleich jetzt: Mister Landseer, das bin ich.“

„Nein nein,“ sagte der Kunstfreund, „ich möchte mit Ihrem Vater sprechen. Es handelt sich um das Bild, das er in der Akademie ausgestellt hat.“

„Ganz recht," rief der Junge lachend, „der Aussteller des Bildes bin ich!"

Er war damals vierzehn und ein halbes Jahr alt.

Diese unterhaltenden Kunststudien entschädigten mich ein wenig für die politischen Enttäuschungen. Diese waren herb genug, denn die allgemeinen Wahlen von 1889 waren bis auf 30 oder 35 für die boulangistische Partei sehr schlecht ausgefallen.

„Wir sind futsch!" rief der General mir entgegen, als ich ihn am Morgen in seinem Hause am Portland Place aufsuchte, um das endgiltige Resultat zu erfahren. Wenngleich er sich nach außen hin nichts merken ließ, war diese Niederlage, an der Constans' Fälschungen ihren guten Anteil hatten, doch ein tiefer Kummer für ihn. Er entschloß sich, London zu verlassen, wo er seine bisherige Lebensführung nur mit Mühe hätte aufrecht erhalten können. Er war dort sofort Mode geworden und wurde beinahe wie ein künftiges Staatsoberhaupt gefeiert. Als Sohn einer Amerikanerin und eines Franzosen verstand er auch ein wenig Englisch; seine Liebenswürdigkeit, sein gar nicht soldatisches Benehmen trugen auch viel zu der guten Aufnahme bei, die man ihm überall bereitete, denn nirgends ist der Militarismus schlechter angesehen als in England. Indessen, seine Mittel waren beschränkt, und ich riet ihm daher, da er doch einmal zur Abreise entschlossen war, sich in Dover oder in Folkestone niederzulassen, von wo er Frankreich in einer Stunde erreichen konnte. Er zog es vor, sich in die Einsamkeit von Jersey zu begeben. Dort besuchte ich ihn, als die Gemeindewahlen vorgenommen wurden, die für uns nicht glänzender ausfielen, als die Kammerwahlen. Er wohnte noch

im Hotel und wartete darauf, daß das Gut Saint-Brelade in stand gesetzt wurde. Hier trat ich auch zum erstenmal in Beziehungen zu seiner Freundin, Frau de Bonnemains, die ich bis dahin nur von weitem im Theater oder in ihrem Wagen im Hydepark bemerkt hatte. Damals war sie üppig, fast zu üppig; als ich sie jetzt sah, war sie recht mager und leidend geworden. Sie wurde von einem Husten gequält, der sich fast zu Krampfanfällen steigerte und nichts Gutes ahnen ließ. Boulanger gefiel sich in einer trügerischen Sicherheit und schien ihren kränklichen Zustand nicht zu bemerken.

Das Erscheinen der ‚Kulissen des Boulangismus', die der Figaro im Frühsommer 1890 veröffentlichte, empörte ihn, konnte ihn aber nicht veranlassen, sein verachtungsvolles Schweigen zu brechen. Ueber die Frage, woher die zur Führung unseres Feldzuges nötigen Mittel stammten, hatten wir niemals mit einander gesprochen; denn von Geld verstand ich nichts, höchstens konnte ich es zum Fenster hinauswerfen. Niemand vom Stabe des Intransigeant hatte auch nur einen Centime von diesem Gelde angerührt, sei es als Kandidat, sei es als Journalist. Wir hatten im Gegenteil für die Wahlfeldzüge des Generals und für die revisionistische Agitation bedeutende Summen ausgegeben, wie sich aus den Büchern unserer Verwaltung ergab, und wir hatten uns stets geweigert, uns diese wieder ersetzen zu lassen.

Unsere Politik, die uns selbst so teuer zu stehen gekommen war, hatte glücklicherweise keinem anderen etwas gekostet. Dillon hatte sich uns als mehrfacher Millionär vorgestellt und gesagt, seine zweimalhunderttausend Franken Rente gingen in den Wind. In einem Interview mit einem Journalisten hatte er noch neuerlich versichert,

daß der Boulangismus ihn in Grund und Boden ruiniert habe, es bleibe ihm nichts übrig, als nach Kanada zu gehen, wo er durch seine Arbeit das große Vermögen wiederzugewinnen hoffte, das er der Sache der nationalen Politik geopfert hatte.

Es war nicht an uns, eine Wahl zwischen den klaren und deutlichen Auseinandersetzungen von Boulangers intimem Freunde und dem Bericht des Verfassers der Kulissen zu treffen. Der letztere behauptete, das verausgabte Geld stamme von der Herzogin von Uzès und sogar von den Orléans. Einer von den beiden Erzählern täuschte sich selbst oder das Publikum.

Was die Versprechungen anlangt, die der General den Orléanisten, den Legitimisten und den Bonapartisten gemacht haben sollte, so wären diese wirklich unerlaubt einfältig gewesen, wenn sie darauf etwas gegeben hätten, denn tausendmal hatte Boulanger auf den Banketten in Tours, in Nevers, in La Rochelle, in Amiens, sein republikanisches Glaubensbekenntnis abgelegt. Clémenceau und seine Freunde hatten Boulanger als Radikalen ins Ministerium gebracht und als Radikaler war er gestürzt worden.

Ich hätte nicht gedacht, daß es im Leben des Herzogs von Orléans ein Geheimnis, ich könnte sagen, ein Familiengeheimnis gäbe, das man meiner Verschwiegenheit anvertrauen würde. Der junge Prinz kam in London an, nachdem er seine viermonatliche Haft in Clairvaux wegen Ueberschreitung des gegen ihn erlassenen Ausweisungsbefehls verbüßt hatte. Ich sah ihn am Tage nach seiner Befreiung in irgend einer Oper im Conventgarden; er war damals fast bartlos, groß, blond, mit rosigen Wangen, die die Gefangenschaft nicht allzusehr gebleicht zu haben schien.

Einige Tage darauf empfing ich den Besuch eines außerordentlich hübschen jungen Mädchens, das mit einer Verwandten von mir in einem Kloster erzogen war und nach dem Tode ihrer Mutter sich in sehr mißlichen Vermögensverhältnissen gefunden hatte. Die guten Schwestern hatten sie zu überreden versucht, den Schleier zu nehmen, aber sie hatte es vorgezogen, ihn ihnen zu lassen und war zum Theater gegangen. Nachdem sie einige Monate Unterricht genommen hatte und notdürftig ausgebildet war, hatte sie ein Engagement gefunden und war in Bukarest, Wien und schließlich in der Schweiz aufgetreten. In Lausanne lernte sie den kleinen Herzog von Orléans kennen, der dort seine Studien vollendete — wie man zu sagen pflegt. Seine Studien ließen ihm Zeit, oft ins Theater zu gehen und er blieb dort nicht ruhig auf seinem Platz sitzen, sondern verirrte sich zuweilen auch hinter die Kulissen. Auf diese Weise wurde das Verhältnis angebändelt. Sie sahen sich in Ouchy in einem bescheidenen Pavillon am Ufer des Léman; die monatliche Miete betrug nur vierzig Franken, denn damals lebte der Graf von Paris noch und das Jahrgeld seines Sohnes war durchaus nicht prinzlich.

Plötzlich war er verschwunden, ohne ihr ein Wort von seinen Absichten zu sagen, und erst aus den Zeitungen erfuhr sie, daß er sich in Paris zur Ableistung seiner Militärpflicht gemeldet hatte und infolgedessen verhaftet war. Sie gab sofort ihr Engagement auf, eilte nach Paris und irrte mehrere Tage melancholisch vor der Conciergerie auf und ab, in der Hoffnung, durch die Fenstergitter hindurch den Gefangenen wenigstens einmal sehen zu können.

Als er abreiste, hatte er ihr ein Andenken zurückgelassen, das mit jedem Tage größer wurde, und als der junge Mann von Clairvaux nach London kam, trug sie

im sechsten Monat ein Kind von ihm unter dem Herzen. Sie war ohne alle Hilfsmittel, sehr unglücklich, auch sehr verliebt, wie ich glaube, und kam zu mir, um bei mir Zuspruch zu finden, nicht um mich um materielle Hilfe zu bitten, denn das kleine Darlehen, das ich ihr so gern gegeben hätte, wies sie hartnäckig zurück.

Sie bestürmte den Vertreter ‚des Hauses Frankreich' brieflich mit Bitten um ein Stelldichein, denen er schließlich nachgab, jedoch nur um ihr zu erklären, daß sie auf ihn nicht zählen könne. Was er für das Kind thun könne, würde man später sehen, wenn es wirklich da wäre. Das Mädchen, das allein in dieser Londoner Wüste stand, trat schließlich, um ihr Leben zu fristen, bei einer Französin, die in der franco-englischen Ausstellung einen Parfümerieladen hielt, als Verkäuferin ein. Als jede Hoffnung auf eine Wiederannäherung zwischen ihr und dem Prinzen zu Wasser geworden war, fuhr sie wieder nach Paris, wo der Kleine zur Welt kam. In diesem Augenblick ließ sich auch die Familie des Prinzen herbei, ihr mit einer Unterstützung von fünf- oder sechstausend Franken beizuspringen.

Sobald sie im stande war, wieder aufzutreten, empfahl ich sie an Victor Koning, der damals Direktor des ‚Gymnase' war und sie sofort annahm. Aber sobald sie ein paar Tage frei hatte, eilte sie nach London, und dort wurde sie in dem kleinen Hotel, wo sie abgestiegen war, so ernstlich krank, daß ihre Zimmernachbarn sie aufgaben und auf ihre Veranlassung mir einen Brief schrieben und mich baten, ich möchte ihr Kind nicht verlassen, falls sie sterben sollte.

Ich versprach es ihr und hätte ganz gewiß auch mein Wort gehalten. Immerhin wäre es ein sonderbarer Anblick gewesen, mich im Hydepark, wo mein Wagen oft dem

des Prinzen begegnete, mit dem königlichen Sprößling auf den Knieen, bei dessen Vater vorbeifahren zu sehen, mit einem Prinzen, den ich auf meine Façon und von dem Erträgnis meiner Arbeit aufgezogen hätte.

Später wurde einer der prinzlichen Vertrauten beauftragt, für die regelmäßige Bezahlung des Monatsgeldes an die Pflegemutter zu sorgen, und das liebe Kindchen, das jetzt fünf und ein halbes Jahr alt ist, ist hübsch, groß und aufgeweckt geworden. Seine Mutter, die ihn Philipp genannt hat, zeigte mir eine Photographie des Prinzen, die in demselben Kindesalter aufgenommen ist, und die Aehnlichkeit ist so überraschend, daß man nicht einen Augenblick daran zweifeln kann, daß der Herzog der Vater ist.

Als ich vor einem Jahre einige Wochen bei meinen Kindern in der Schweiz zu verbringen gedachte, bat ich Philipps Mutter um die Erlaubnis, ihn unter meine Obhut nehmen zu dürfen. Von den Ufern des Genfersees reiste ich nach Ostende mit diesem reizenden, kleinen Burschen, der mich drei Monate lang nicht einen Augenblick verließ und mich bei all seiner Liebe zu mir mit einem Despotismus behandelte, der mit den konstitutionellen Theorien seines königlichen Erzeugers wenig übereinstimmt.

Der Zufall, dem es vielleicht Spaß machte, wieder einmal zu zeigen, daß er ein großer Meister ist, fügte es, daß der Herzog von Orléans auf der Rückreise von Marienbad nach England ebenfalls in Ostende Aufenthalt machte. Er hörte von einer berühmten, deutschen Schauspielerin, daß ich ebenfalls dort in Sommerfrische sei und ein viereinhalbjähriges Püppchen bei mir habe, von dem man sich in der Stadt wahre Wundergeschichten erzähle. Da sie abends im Hôtel de la Plage Tisch an Tisch mit dem

jungen Orléans speiste, ließ sie mich bitten, ihr den Kleinen zuzuschicken, der sofort neben ihr Platz nahm. Sie ließ ihn auf den Tisch steigen, damit sein Vater, der mit dem Grafen von Gramont ihnen gegenübersaß, in aller Bequemlichkeit seinen Sprößling betrachten könnte, und Philipp, der gerne plappert, fing sofort an:

„Ich bin mit dem Mädchen gekommen, weil mein Freund seinen Artikel noch nicht fertig hat."

„Wer ist denn dein Freund?" fragte die Schauspielerin.

„Herr Rochefort."

„Hast du ihn auch recht lieb?"

„Ja, nach Mama habe ich ihn am meisten lieb."

„Und nach ihm?"

„Nach ihm habe ich niemanden mehr lieb."

Der Herzog fand, wie es scheint, trotz dieser Prinzipienerklärung seinen Jungen allerliebst und hätte ihn gerne geküßt, wenn nicht so viele Fremde im Speisesaal gewesen wären. So erzählte mir die junge Schauspielerin, die ihn nach dem Dampfschiffplatz begleitet hatte. Indessen habe ich nicht vernommen, daß dieser wenig verschwenderische Vater sich seitdem um sein Kind beunruhigt hätte.

Die Briefe, die ich von Boulanger erhielt, schlossen fast stets mit Nachrichten über den immer sich verschlimmernden Gesundheitszustand der Frau de Bonnemains. Er mußte schließlich aus dem feuchten Klima von Jersey flüchten, aber das kalte Brüssel war auch kein guter Tausch dafür. Die Aerzte hielten ihn mit ihren Berichten bald in Angst bald in Hoffnung; er schrieb mir jeden Tag darüber, aber schließlich erhielt ich doch die Depesche, die ich schon lange erwartet hatte:

„Alles aus! Ich bin sehr unglücklich."

Mit dieser Toten wurden zugleich auch Boulangers letzte Zukunftsträume und Hoffnungen begraben und er vegetierte nur noch. Die zweieinhalb Monate bis zu seinem eigenen Tode ging er wie ein Nachtwandler umher. Um seine Angehörigen, die seine Absichten nur zu wohl ahnten, zu beruhigen, heuchelte er zuweilen eine Heiterkeit, die ihnen ins Herz schnitt. Wenn er von einem Zimmer ins andere ging, erwartete seine Nichte, Fräulein Griffith, immer den Schuß zu hören, der das Ende des Dramas bedeutete.

Es war so deutlich sichtbar, daß Boulanger sich fortwährend mit Selbstmordgedanken trug, daß seine Nichte sich entschloß, diesen peinlichen Gegenstand zu berühren; sie bat ihn, er möchte auf seinen Plan verzichten und anderweitig, wenn nicht Trost, doch Ablenkung suchen. Dies war am 28. September 1891. Boulanger schwor ihr, sich nicht während des Oktobers zu töten. Fräulein Griffith fühlte sich beruhigt, denn ein Aufschub von einem Monat konnte die Genesung des Kranken herbeiführen. Sie hatte nicht bedacht, daß vom 28. September bis zum 1. Oktober noch drei Tage waren. Und am 30. September früh erschoß er sich auf dem Grabe seiner Geliebten. Am Abend vorher hatte er selbst eine Depesche an mich aufgesetzt und auf seinen Schreibtisch unter einen Briefbeschwerer gelegt. Sie lautete lakonisch:

„General Boulanger hat sich soeben erschossen."

Ich erhielt sie aber erst am anderen Tage, als ich schon durch die englischen Zeitungen die schreckliche Nachricht erfahren hatte.

Dieser antike Tod wurde von den an Leichenfraß gewöhnten Raben des Opportunismus mit übellautendem

Krächzen begrüßt, aber er rief auch viele aufrichtige Thränen und wahre Rührung hervor. Männer wie Frauen beweinten dieses tragische Ende eines Soldaten, dessen Degen und dessen Herz zu gleicher Zeit zerbrochen waren.

Die Politiker wandten ein, daß sein wertherhafter Tod ihn ganz einfach zu einem Romanhelden mache. Nun das war immer noch besser, als wie der damalige Minister des Inneren Constans ein Held des Zuchthauses zu sein. Ich faßte den unerschütterlichen Entschluß, mit diesem Menschen ein Ende zu machen, der in Madrid in verdächtigen Spelunken auf Pfänder lieh, während Boulanger bei Champigny mit zerschmetterter Schulter auf dem Felde der Ehre lag.

Auch seine Ministerkollegen und Carnot selbst hatten genug von ihm. Obwohl ich nie in meinem Leben an den damaligen Ministerpräsidenten Freycinet ein Wort gerichtet hatte, sandte er eigens einen seiner Leute nach London, um mich zu bitten, ich möchte in meine Angriffe gegen Constans nicht das ganze Kabinett hineinziehen, das nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, sich dieser kompromittierenden und rücksichtslosen Persönlichkeit zu entledigen.

Mir war es recht und ich begann zunächst mit einem persönlichen Angriff, der auf der Entdeckung fußte, daß Constans' Schwiegervater Masbou wegen betrügerischen Bankrotts im Gefängnis gesessen hatte. Das Ministerium stellte sich sehr entrüstet und mehrere seiner Mitglieder beschworen Constans im Namen der Ehre des Landes, wegen dieser verleumderischen Beleidigung gerichtliche Hilfe anzurufen. Aber er mochte nicht; natürlich wußte er ganz genau, daß uns nichts erwünschter gewesen wäre als ein solcher Prozeß. Plötzlich erschien eine vom Justizminister redigierte Notiz in mehreren Blättern:

Wir glauben zu wissen, daß wegen des heute morgen vom Intransigeant gegen Herrn Constans veröffentlichten Artikels gerichtliche Schritte eingeleitet sind und zwar nicht vom Herrn Minister des Innern, sondern vom Justizminister, der diese Sache selbst glaubte in die Hand nehmen zu sollen.

Constans kam ganz wütend in den Ministerrat und verbat sich dringend, daß man sich in seine Sachen mische.

Indessen sah ich voraus, daß er mir oder vielmehr dem Intransigeant über kurz oder lang doch einen Prozeß anhängen würde und sammelte deshalb eifrig Material, das ich bei dieser Gelegenheit verwerten könnte. Solches ging mir so unerwartet reichlich zu, daß ich beschloß, mich nicht auf die Verteidigung zu beschränken, sondern sofort wieder selbst zum Angriff überzugehen. Und ich begann gleich am andern Tag eine Reihenfolge von Artikeln unter dem Titel:

Vierzig Jahre oder Das Leben eines Ministers,

worin ich das ganze Schuldregister dieses Menschen enthüllte.

Ich erzählte zunächst, wie Constans wegen Vergewaltigung eines ihm von der eigenen Mutter — nicht teuer — verkauften Kindes die gerichtliche Laufbahn hatte verlassen und nach Spanien auswandern müssen. Man wollte einen Skandal vermeiden und deshalb erschien er nur als Zeuge bei der Verhandlung, die mit der Verurteilung der Angeklagten Elisa Jalabert, verehelichte Grazidou, und eines Kutschers Viktor Boisset zu je zwei Jahren Gefängnis endete. Aber der Präsident und der Staatsanwalt behandelten ihn mit unverhohlener Verachtung und der Vorsitzende rief ihm zu, ehe er ihm den Eid abnahm: „Von Rechts wegen wäre Ihr Platz an der

Seite der Angeklagten." Constans verschwand hierauf nach Barcelona und betrieb dort alle möglichen Geschäfte, von denen das sauberste die Fabrikation von Abtrittpumpen war.

Am nächsten Tage wies ich ihm in einem neuen Artikel auf Grund von Schriftstücken nach, daß er nicht nur Croupier und Spielsaaldirektor gewesen, sondern noch in dem Augenblick, wo ich schrieb, Besitzer einer berüchtigten Spielhölle in Toulouse, des Café Divan war, das vor kurzer Zeit von der Polizei aus diesem Grunde geschlossen war.

Constans hätte auch diese furchtbaren Angriffe gern ignoriert, aber es ging nicht, ich erlaubte es ihm nicht. Auf meine Veranlassung brachte der Abgeordnete Le Senne mit der unschuldigsten Miene von der Welt eine Interpellation über meine Verleumdungen ein und Francis Laur that dasselbe. Constans konnte auf Laurs Rede nicht antworten, deswegen stürzte er sich, Wutschaum auf den Lippen, auf den Abgeordneten, als dieser die Rednerbühne verließ. Die Mitglieder der Mehrheit warfen sich dazwischen und verhinderten Laur, die von rückwärts empfangenen Püffe zu erwidern.

Die Interpellation blieb also unbeantwortet; aber sie hatte genügt. Das Ministerium führte den schon seit Monaten gehegten Plan aus, ließ sich stürzen und bildete sich dann von neuem, mit Ausscheidung von Constans, an dessen Stelle Loubet trat.

Kurz vor seinem Sturz hatte Constans noch eine höchst perfide Intrigue gegen mich versucht. Eines Tages erhielt ich unerwartet den Besuch meines früheren Kollegen Andrieux. Er setzte mir auseinander, daß viele von unseren gemeinsamen Freunden der Ansicht wären, nach Boulangers Tode sollte die Zwietracht aufhören und alle fort-

schrittlichen Republikaner müßten sich wieder einigen. Clémenceau, der damals unbestrittene Führer der äußersten Linken, sei geneigt nach London zu kommen, um mit mir über eine für die nahen Wahlen aufzustellende gemeinsame Liste zu beraten. Ich war herzlich gern bereit, allen persönlichen Groll im Interesse der Partei zu vergessen, antwortete also Andrieux zustimmend. Clémenceau war schon am andern Morgen in London. Da es für jeden von uns peinlich sein konnte, durch einen Besuch den ersten Schritt zu thun, so benachrichtigte mich Louis Gouillot, der mich mit Andrieux abholte, daß wir uns an drittem Ort treffen würden, bei einem Freunde, der uns zum Essen einlüde.

Ich fragte, wer unser Amphitryon wäre und war höchst überrascht, als Gouillot mir antwortete:

„Es ist Cornelius Herz."

Diesen Mann hatte ich niemals gesehen, aber wir hatten ihn im Intransigeant ziemlich oft scharf mitgenommen wegen der Wichtigkeit, mit der dieser Ausländer uns seine angeblichen wissenschaftlichen Entdeckungen aufdrängen wollte. Ich bemerkte dies meinen Freunden, aber Gouillot antwortete:

„Das macht nichts; er hat diese Polemiken vergessen und es liegt ihm viel daran, Sie kennen zu lernen."

Die Aussprache zwischen Clémenceau und mir fand statt und wurde am nächsten Tag bei einem gemeinsamen Frühstück zu beiderseitiger Zufriedenheit vervollständigt.

Aber ich bemerkte bald, daß Cornelius Herz seine Wohnung in ganz bestimmten eigenen Absichten hergegeben hatte. Er kam auch zu mir zum Essen und fragte mich fast unvermittelt, warum ich Constans mit solcher Erbitterung angriffe? Ich antwortete, es sei mein Beruf, solche Schurken anzugreifen und ihre Opfer zu verteidigen.

„Wenn Sie ihn nur vierzehn Tage in Ruhe lassen wollten," sagte Herz, „so mache ich mich anheischig, ihn zu bewegen, daß er selbst auf die Tribüne steigt und Ihre Begnadigung beantragt."

„Und wenn ich wüßte," antwortete ich lachend, „daß ein Minister eine solche Absicht hätte, so würde ich ihn in meinen Artikeln derartig behandeln, daß ihm die Lust verginge."

Cornelius Herz ließ den Gegenstand fallen, aber beim Nachtisch stellte er mir nachlässig die Frage:

„Denken Sie sich, einige Leute haben mir versichert, Sie wären sehr reich. Nicht wahr, Sie haben kein Vermögen?"

„Ich? ich habe keinen Sou. Ich habe immer alles ausgegeben, was ich verdiente."

„Aber das ist nicht recht, in Ihrem Alter nichts auf die Seite gelegt zu haben! Es wäre doch Zeit, wenn Sie nicht an sich denken wollen, wenigstens an Ihre Kinder zu denken." Und nach einem kurzen Besinnen fuhr er fort: „Hören Sie, ich will Sie an einem prachtvollen Geschäft beteiligen, das ich unter den Händen habe: ich habe soeben von der französischen Regierung die Konzession für den Kanaltunnel erhalten; ich bin eben zu dem Zweck in England, um die Sache bei den Parlamenten durchzubringen. Sie verstehen: dabei ist ein ungeheures Vermögen zu gewinnen. An den beiden Mündungsstellen des Tunnels werden natürlich große gewerbliche Anlagen entstehen, es werden Hotels gebaut werden u. s. w. Wir kaufen die Grundstücke, die augenblicklich gar keinen Wert haben, um einen Spottpreis, hierauf rücke ich mit meiner Konzession heraus und wir verkaufen mit einem enormen Gewinn. In zwei Monaten wird wahrscheinlich alles fix und fertig sein."

Ich wußte ganz genau, wie abgeneigt die Engländer einem derartigen Projekt sind und daß Cornelius Herz mir nur einen faulen Zauber vormachte. Ich beschränkte mich indessen auf die Bemerkung:

„Aber um etwas zu kaufen braucht man Geld und ich habe keins."

„Wahrhaftig," sagte er, „man sieht, daß Sie kein Geschäftsmann sind. Wir brauchen keinen Sou auszugeben. Wissen Sie denn nicht, daß für die Grundbuchbereinigung eine Frist von vier Monaten gilt? Hören Sie, das Geschäft ist so bildschön, daß ich bereit bin, Ihnen gleich auf der Stelle 300 000 Franken auf Ihren Anteil vorzuschießen."

Und er machte, um sein Checkbuch aus der Tasche zu ziehen, eine Bewegung, der ich übrigens sofort Einhalt gebot, indem ich fröhlich sagte:

„O bitte! ich lasse mich nicht auf Geschäfte von dreihunderttausend Franken ein, ohne sie mir ein wenig vorher zu überlegen."

Er sah jedenfalls, daß er fehlgeschossen hatte, und sprach mir nicht mehr von seinem Tunnel. Aber ich bin überzeugt, daß Constans in der Hoffnung auf dieses letzte Rettungsmittel sich an Herz gewandt hatte. Die dreihunderttausend Franken angeblichen Vorschusses wären aus dem Geheimfonds entnommen und hätte ich sie einmal in der Tasche gehabt, so hätte ich lange auseinandersetzen können, daß ich in einen Hinterhalt gefallen wäre. Niemand würde mir geglaubt haben.

Ich habe für diese Annahme allerdings keine Beweise, aber ich sollte mich sehr wundern, wenn ich mich darin täuschte.

Als der furchtbare Panamakrach kam, glaubte ich

einem Redakteur des Figaro, der eigens um mich zu interviewen nach London gekommen war, einen Teil dieses Vorgangs erzählen zu sollen. Einige Kollegen haben mir einen Vorwurf daraus gemacht, weil die Zusammenkunft zwischen Clémenceau und mir, die geheim bleiben sollte, auf diese Weise bekannt geworden wäre.

Ich glaube, man kann mir mein Vorgehen billigerweise nicht verdenken. Ich wollte natürlich nicht, daß irgend eins von den Blättern, die Boulanger und mich täglich in den Schmutz gezogen hatten, eines schönen Tages ganz harmlos fragen könnte:

„Hat nicht einige Monate vor der Entdeckung der Panamakorruption Herr Henri Rochefort in London mehrere Unterredungen mit Cornelius Herz gehabt, dem Helfershelfer und Teilhaber von Jacques de Reinach?"

Man hat ja thatsächlich eine ähnliche Beschuldigung gegen mich erhoben, über die allerdings jedermann nur gelacht hat. Millevoye verlas auf der Kammertribüne eine Liste von Schriftstellern und Abgeordneten, die von der englischen Botschaft in Paris bezahlt sein sollten. Dabei befand sich auch mein Name mit einem Betrag von 3600 Pfund Sterling. Bei dieser Affaire, die für mich einen so vorteilhaften Ausgang nahm, daß ich den Anstiftern gar nicht dankbar genug sein konnte, war für mich am schmeichelhaftesten, daß die Abgeordneten, die die Liste schweigend anhörten, einstimmig in ein schallendes Gelächter ausbrachen, als mein Name genannt wurde.

Ich erinnere mich einer sehr interessanten Festvorstellung in Coventgarden zu Ehren der Verlobung des künftigen englischen Thronerben, des Herzogs von York mit der Prinzessin May von Teck. Die sechs Mittelbogen

waren zu einer einzigen Loge für den Gebrauch der königlichen Familie vereinigt, der ungeheure Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Frauenköpfe glänzten von Diademen und die Hälse von Perlenschnüren, so dick wie Stricke. Der Saal sah aus wie ein Juwelierschaufenster. Die Herren wurden nur in ihren Uniformen oder im Hofkleid zugelassen. Dieses besteht aus einem Rock von schwarzem Sammet nach der Mode, wie sie zur Zeit Ludwigs XVI. herrschte, und mit großen Stahlknöpfen besetzt, Kniehosen ebenfalls von schwarzem Sammet, schwarzseidenen Strümpfen und dazu Degen mit einem den Knöpfen entsprechenden Stahlgriff. Direktor Harris, der mir sehr zuvorkommend einen Platz freihielt, benachrichtigte mich, ich müßte mir die vorschriftsmäßige Tracht anfertigen lassen. Ich antwortete ihm, ich würde in schwarzem Frack, schwarzem Beinkleid und weißer Krawatte erscheinen. Weiter aber könnte ich meinen Loyalismus nicht treiben und die kurzen Hosen des Ancien Régime stimmten zu schlecht zu meinen wohlbekannten Ueberzeugungen. Ich erschien also in Pariser Tracht und habe noch das entsetzte Gesicht des Angestellten vor mir, der die Plätze anzuweisen hatte. Er rief, als hätte ich mich ganz nackt eingefunden: „No dress! No dress!“ Das heißt: „Er ist nicht in Gala,“ und ich wäre jedenfalls nicht eingelassen, wenn nicht Harris dem Mann bedeutet hätte, es solle mit mir als Fremden eine Ausnahme gemacht werden. Ich fiel also durch meine Einfachheit unter all den roten und goldgestickten Uniformen auf und wurde auch von denen bemerkt, die mich nicht persönlich kannten. Der König von Dänemark, Vater der Prinzessin von Wales, war auch an diesem feierlichen Abend zugegen und ich hörte, wie seine Tochter am Ausgang französisch zu ihm sagte:

„Schau, da ist Rochefort.“

Jules Claretie war auch da und erschien in dem Palmenfrack der französischen Akademie. Meine Sitznachbarin, die Gemahlin eines Lords, fragte mich neugierig, was die grüngestickten Aufschläge zu bedeuten hätten; der Herr gehöre jedenfalls zu irgend einer Gesandtschaft. Sie war erstaunt, als ich ihr die Bedeutung der Tracht erklärte, denn sie hatte noch niemals etwas von einer französischen Akademie gehört. Ich war hierüber noch erstaunter, denn wir bilden uns natürlich ein, daß man unser Institut in der ganzen Welt kennen müsse.

Die Engländer beiderlei Geschlechts sind übrigens sehr wißbegierig und fragen gern. Zuweilen wurde ich auf einer Abendgesellschaft um zehn Uhr von irgend einem Gentleman in Beschlag genommen, der mich dann kaum vor Mitternacht wieder losließ. Als ich eines Tages mich verwundert über diese Ausdauer aussprach, womit man sich über unsere Gewohnheiten, Sitten, Bücher und berühmten Leute zu unterrichten suchte, antwortete mir jemand:

„Ja, das stimmt. Und dann giebt es eben viele unter unseren Landsleuten, die gerne die Gelegenheit wahrnehmen, auf so angenehme Weise eine französische Unterrichtsstunde zu bekommen.“

Nachdem Carnot ermordet war, wählte man Casimir-Périer zum Präsidenten und machte damit alle meine Hoffnungen auf eine baldige Rückkehr in die Heimat zu nichte. Indessen es war ein kleiner Trost für mich, daß er sich sofort lächerlich machte. Sein marktschreierischer Pomp, sein überaus hoher Landauer, der in der Bauart den Reklamewagen des Geschäftshauses ‚Old England‘ glich,

— nur daß diese rot waren und der seinige blau — all dieses rief Kundgebungen hervor, in denen sich nicht die geringste Sympathie äußerte. Der Prozeß eines Soldaten von der Strafabteilung in Constantine, der zum Tode verurteilt und unbarmherzig erschossen wurde, weil er den Vorsitzenden des Kriegsgerichts ‚Alte Kuh' genannt hatte, gab einen Vorgeschmack von dem, was man von Casimir-Périer zu erwarten hatte, denn dieser hatte das Urteil bestätigt.

Die Verhältnisse gestalteten sich bald so, daß dem Präsidenten nur die Wahl zwischen einem Staatsstreich und Rücktritt blieb, und meine Freunde und ich beschlossen daher, durch einen Krieg ohne Gnade und Erbarmen auf den letzteren hinzuarbeiten. Es handelte sich auch thatsächlich nur um den Wassertropfen, der das bis zum Rand gefüllte Gefäß zum Ueberlaufen brächte.

Die wie immer übereifrige Beamtenschaft half uns dabei in erwünschtester Weise. Gérault-Richard veröffentlichte unter dem Titel ‚Chambard' ein Wochenblatt mit bunten Bildern, worin der unglückselige Präsident auf die grausamste Art mitgenommen wurde. Einer dieser Artikel wurde unter Anklage gestellt und der Verfasser, der seine Uebelthaten natürlich nicht leugnen konnte, zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Zu der Härte dieser Strafe trug nicht wenig eine unglaublich heftige Verteidigungsrede des jungen Jaurès bei, der damals eben seine Führerstellung bei den Sozialisten einzunehmen begann.

Sofort beschlossen wir Gérault-Richard bei der nächsten Kammerwahl als Kandidaten aufzustellen: der Ausfall derselben mußte als eine Art Gottesgericht angesehen werden, denn wenn ein Journalist nur den Präsidenten in den Schmutz zu ziehen brauchte, um in die Kammer gewählt zu werden, so war damit Casimirs Schicksal besiegelt.

Jaurès und ich trafen uns in Brüssel, um das Nähere zu besprechen, und bei einem Diner im Hause meines Freundes Houttekiet, eines der ersten Advokaten Belgiens, wurde alles Nötige verabredet. Da keine Zeit zu verlieren war, denn es war gerade der Sitz für den dreizehnten Pariser Wahlkreis frei geworden, so reiste Jaurès sofort nach Paris zurück, während ich den Zug nach Ostende nahm, wo ich regelmäßig zu baden pflegte. Ostende, das wohl den prächtigsten Badestrand in ganz Europa hat, wird fast nur von Belgiern und Deutschen besucht, besonders von Offizieren aus den Grenzgarnisonen. Ich muß erklären, daß diese sich mir gegenüber immer von einer außerordentlichen Höflichkeit gezeigt haben. Sie machten mir beinahe den militärischen Salut und boten mir im Kursaal ihre Stühle an, wenn ich keinen hatte, als wollten sie durch diese Aufmerksamkeiten gegenüber einem Franzosen gegen den Ruf feindseliger Gesinnung protestieren, den man ihnen bei uns oft zur Last legt. In Spa, wo ich mich ebenfalls ziemlich häufig aufhielt, habe ich dieselbe Erfahrung machen können. Sie wetteiferten in einer Höflichkeit, die sich nicht ein einziges Mal verleugnete.

Die Wahl im dreizehnten Pariser Wahlkreis war auf den 23. Dezember 1894 angesetzt; ich arbeitete natürlich mit dem größten Eifer zu Gunsten unseres Kandidaten, denn wenn er unterlag, so bedeutete das für mich auf alle Fälle sieben neue Jahre des Exils. Der Erfolg übertraf alle unsere Erwartungen, und er war thatsächlich das Ende Casimir-Périers. Er ließ allerdings durch die Kammer beschließen, daß der Neugewählte im Gefängnis Sainte-Pélagie zu bleiben habe, wodurch also der dreizehnte Pariser Kreis auf ein volles Jahr eines Vertreters beraubt

wurde. Aber schon am nächsten Tage ließ das Ministerium sich absichtlich stürzen, der Präsident erklärte sein Kabinett nicht überdauern zu wollen und reichte ebenfalls seine Abdankung ein.

Alle Depeschen, die ich in London erhielt, ließen auf die Wahl Brissons schließen. Ich muß sagen, daß ich nicht einen Augenblick daran glaubte, weil Brisson fast den ganzen Senat gegen sich hatte. In der That, nachdem nach dem ersten Wahlgang Waldeck-Rousseau zurückgetreten war, wurde Felix Faure ohne Schwierigkeit gewählt. Obwohl seine Wahl unbestreitbar durch die Stimmen der Rechten und des Zentrums erfolgt war, machten seine ersten Regierungshandlungen den Eindruck, als wäre er von der Linken gewählt. Er riet sofort dem neuen Ministerium, das sich nicht einmal viel von dem alten unterschied, bei der Kammer einen Amnestieantrag einzubringen, sogar für die Araber, deren Freiheit ich länger als zwanzig Jahre hindurch unermüdlich verlangt hatte.

Die Amnestie wurde fast einstimmig angenommen und ich wünschte mir Glück, während meiner sechsjährigen Verbannung standhaft jedes Gnadenangebot für meine eigene Person zurückgewiesen zu haben.

Am 2. Februar schiffte ich mich bei zehn Grad Kälte und sehr stürmischer See auf dem kleinen Dampfer ‚Foam' ein. Nach einer zweistündigen sehr schlechten Ueberfahrt landeten meine Freunde und ich — denn mehrere von meinen Mitarbeitern am Intransigeant hatten mich in London abgeholt — in Calais. Ich hatte wohl nicht erwartet, bei meiner Ausschiffung den Quai gerade menschenleer zu finden; aber ich war zu Thränen gerührt, als ich eine unermeßliche Menge am Hafen sah, die kein Fleckchen Erde unbedeckt ließ. Man kann sagen, daß alle

Arbeiter der Stadt hinausgekommen waren, um mir die Hand zu schütteln.

Die Nordbahngesellschaft hatte in sehr liebenswürdiger Weise Salonwagen zu unserer Verfügung gestellt und wir nahmen fast auf jeder Station neue Freunde auf, die sich entschlossen, die Reise bis Paris mitzumachen. In Amiens war die Demonstration großartig, so daß man aus Furcht vor Unfällen dem größeren Teil der Menge den Zutritt zum Bahnsteig untersagt hatte.

Die Ankunft in Paris trug einen noch nie dagewesenen Charakter. Schon zwei Stunden vor Ankunft des Zuges hielt eine unzählbare Menschenmenge den Platz vor dem Nordbahnhof besetzt; als der Zug gemeldet war, wurden die Thüren eingedrückt und wie eine Springflut ergoß es sich auf den Schienenweg. Die zehntausend Menschen, denen es gelungen ist, in die Halle einzudringen, stürzen auf den Abteil los, worin ich sitze. Dreimal versuche ich vergeblich auszusteigen. Glücklicherweise läuft ein anderer Zug ein; ich steige durch diesen hindurch und erreiche unbemerkt mit meinen Freunden Vaughan, Roche und meinem Sohn die auf uns wartenden Wagen.

Ich war wie betäubt durch den Anblick von zweihunderttausend Hüten, die in der Luft geschwungen wurden, und durch den Donner von zweihunderttausend Stimmen, die meinen Namen riefen. Bis spät in die Nacht hinein drängte sich das Volk unter den Fenstern des Intransigeant, dessen Bureau ich mit Mühe und Not erreicht hatte. Ich schrieb in aller Eile einen Dank an die Pariser Bevölkerung nieder, der mit folgenden Sätzen begann:

> Was mich bei der Kundgebung, von der ich noch tiefbewegt bin, am meisten gerührt hat, das war der Ruf, der von Calais bis zum Nordbahnhof unaufhörlich erscholl:

„Hoch die ehrlichen Leute!“

Nicht meinen in einer dreißigjährigen Thätigkeit geschriebenen guten oder schlechten Artikeln galt der Beifallsruf der Pariser, die zu Hunderttausenden mich und meine Mitarbeiter auf unserer Fahrt begrüßten, sondern der Uneigennützigkeit, die man mir zuschreibt, und der Gewißheit, daß ich nicht im stande bin, jemals meine Ueberzeugung oder meine Stimme durch einen Check mit Reinachs Unterschrift erkaufen zu lassen.

Ich glaube den Bericht meiner Erlebnisse mit diesem letzten Abenteuer beschließen zu müssen, das mich für so viele andere getröstet hat. Ich wünsche, der Leser, der mit mir diese alten und neuen Erinnerungen genossen hat, möge sie nicht allzu unverdaulich gefunden haben.

Verlag von **Robert Lutz** in **Stuttgart.**

Memoirenbibliothek

Bisher sind erschienen:

General Marbots Memoiren 1789—1815.

3 Bände à 22—23 Bog. mit Porträt. Preis brosch. M 13.50, eleg. in Lwd. geb. M. 16.50.

Feldmarschall von Boyens Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771—1813.

2 Bände à 24 und 25 Bog. m. Porträt. Preis brosch. M. 9.—, eleg. in Lwd. geb. M. 11.—

Francois Bourgogne, Kriegserlebnisse 1812—13.

23 Bg. mit 16 Vollbildern. Preis brosch. M. 6.—, eleg. in Lwd. geb. M. 7.50.

C. F. v. Holten, Generalmajor, Vom dänischen Hofe.

Erinnerungen aus der Zeit Friedrichs VI., Christians VIII., und Friedrichs VII.

16 Bog. mit 4 Porträts. Preis brosch. M. 4.50, eleg. in Lwd. geb. M. 5.50.

Fürst P. Krapotkin, Memoiren eines Revolutionärs.

2 Bände, ca. 44 Bog. mit 3 Porträts. Preis brosch. M. 9.—, eleg. in Lwd. geb. M. 11.—.

Weitere Werke sind in Vorbereitung!

Sämtliche Bände der Memoirenbibliothek erscheinen in schöner gleichmäßiger Ausstattung. Kein Freund der Memoiren-Litteratur sollte versäumen, sich diese gediegene Bibliothek anzuschaffen.

Verlag von **Robert Lutz** in **Stuttgart.**

Memoirenbibliothek.

Mit den umstehend verzeichneten Memoiren hat die Verlagshandlung eine Sammlung von Denkwürdigkeiten, Erinnerungen und Selbstbiographien unter der Bezeichnung „Memoirenbibliothek" eröffnet. Dieselbe wird in zwangloser Reihenfolge erscheinen; jedes Werk ist für sich käuflich; Uebereinstimmung in Format und Ausstattung werden der Sammlung äußerlich einen einheitlichen Charakter verleihen. Die Memoirenbibliothek wird nur Werke ersten Ranges, die eine wirkliche Bereicherung dieser Litteratur sind, aufnehmen.

Angebote geeigneter Werke dieser Art aus eigener oder fremder Feder werden mit Dank entgegen genommen.

In Vorbereitung sind:

Baron de Thiébault (Vater), **Erinnerungen an Friedrich den Großen** und seine Zeit. 2 Bände.

Baron de Thiébault (Sohn), **Memoiren** aus der Zeit der franz. Revolution und des 1. Kaiserreichs. 3 Bände.

Dr. med. Ryan, Unter dem roten Halbmond.
Erlebnisse eines Arztes bei der türkischen Armee im Feldzuge 1877/78.

Erschienene Werke siehe umstehend.

Verlag von **Robert Lutz** in **Stuttgart.**

Mark Twains Humoristische Schriften.

Illustrierte Ausgabe in 6 Bänden. Preis brosch. M. 14.—, eleg. in Lwd. geb. M. 20.—.

Einzelne Bände kosten M. 2.50 brosch., M. 3.50 gebunden.

Nichtillustrierte Ausgabe in 6 Bänden. Preis brosch. M. 10.—, eleg. in Lwd. geb. M. 13.50.

Einzelne Bände kosten M. 1.80 brosch., M. 2.50 gebunden.

Inhalt der 6 Bände: I. Tom Sawyers Abenteuer und Streiche. — II. Huckleberry Finns Abenteuer und Fahrten. — III. Skizzenbuch. — IV. Leben auf dem Mississippi. — Nach dem fernen Westen. — V. Im Gold- und Silberland. — VI. Reisebilder und verschiedene Skizzen.

—o Auch jeder Band einzeln käuflich. o—

Als Fortsetzung zu den „Humoristischen Schriften" sind erschienen

die beiden neuen Werke Mark Twains:

Meine Reise um die Welt. 30 Bogen mit Porträt. Preis brosch. M. 5.—, eleg. in Lwd. geb. M. 6.—.

„Querkopf Wilson" und „Wie die Stadt Hadleyburg verderbt wurde." Zwei Erzählungen. 24 Bogen. Preis brosch. M. 2.50, eleg. in Lwd. gebunden M. 3.50.

Robert Lutz, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Bismarck-Anekdoten.

Heitere Scenen, Scherze und Charakterzüge aus dem Leben des ersten deutschen Reichskanzlers.

Bearbeitet von

Fr. Schmidt-Hennigker.

4. vermehrte Auflage.

15 Bogen. Preis geheftet Mk. 2.50, eleg. in Leinwand gebunden Mk. 3.50.

Das Buch enthält eine Fülle von Anekdoten, angefangen mit Bismarcks frühester Jugend und fortgeführt bis an seinen Lebensabend, und fesselt den Leser von Anfang bis zu Ende. Der Charakter des großen Deutschen Bismarck kann dem Leser nicht besser offenbart oder näher gerückt werden als durch diese zahlreichen kleinen Züge.

Humor Friedrichs des Großen.

Anekdoten, heitere Scenen und charakteristische Züge aus dem Leben König Friedrichs II.

Bearbeitet von

Fr. Schmidt-Hennigker.

5. vermehrte Auflage.

12 Bogen. Preis geheftet Mk. 2.—, elegant in Leinwand gebunden Mk. 3.—.

Jaurès und ich trafen uns in Brüssel, um das Nähere zu besprechen, und bei einem Diner im Hause meines Freundes Houttekiet, eines der ersten Advokaten Belgiens, wurde alles Nötige verabredet. Da keine Zeit zu verlieren war, denn es war gerade der Sitz für den dreizehnten Pariser Wahlkreis frei geworden, so reiste Jaurès sofort nach Paris zurück, während ich den Zug nach Ostende nahm, wo ich regelmäßig zu baden pflegte. Ostende, das wohl den prächtigsten Badestrand in ganz Europa hat, wird fast nur von Belgiern und Deutschen besucht, besonders von Offizieren aus den Grenzgarnisonen. Ich muß erklären, daß diese sich mir gegenüber immer von einer außerordentlichen Höflichkeit gezeigt haben. Sie machten mir beinahe den militärischen Salut und boten mir im Kursaal ihre Stühle an, wenn ich keinen hatte, als wollten sie durch diese Aufmerksamkeiten gegenüber einem Franzosen gegen den Ruf feindseliger Gesinnung protestieren, den man ihnen bei uns oft zur Last legt. In Spa, wo ich mich ebenfalls ziemlich häufig aufhielt, habe ich dieselbe Erfahrung machen können. Sie wetteiferten in einer Höflichkeit, die sich nicht ein einziges Mal verleugnete.

Die Wahl im dreizehnten Pariser Wahlkreis war auf den 23. Dezember 1894 angesetzt; ich arbeitete natürlich mit dem größten Eifer zu Gunsten unseres Kandidaten, denn wenn er unterlag, so bedeutete das für mich auf alle Fälle sieben neue Jahre des Exils. Der Erfolg übertraf alle unsere Erwartungen, und er war thatsächlich das Ende Casimir-Périers. Er ließ allerdings durch die Kammer beschließen, daß der Neugewählte im Gefängnis Sainte-Pélagie zu bleiben habe, wodurch also der dreizehnte Pariser Kreis auf ein volles Jahr eines Vertreters beraubt

wurde. Aber schon am nächsten Tage ließ das Ministerium sich absichtlich stürzen, der Präsident erklärte sein Kabinett nicht überdauern zu wollen und reichte ebenfalls seine Abdankung ein.

Alle Depeschen, die ich in London erhielt, ließen auf die Wahl Brissons schließen. Ich muß sagen, daß ich nicht einen Augenblick daran glaubte, weil Brisson fast den ganzen Senat gegen sich hatte. In der That, nachdem nach dem ersten Wahlgang Waldeck-Rousseau zurückgetreten war, wurde Felix Faure ohne Schwierigkeit gewählt. Obwohl seine Wahl unbestreitbar durch die Stimmen der Rechten und des Zentrums erfolgt war, machten seine ersten Regierungshandlungen den Eindruck, als wäre er von der Linken gewählt. Er riet sofort dem neuen Ministerium, das sich nicht einmal viel von dem alten unterschied, bei der Kammer einen Amnestieantrag einzubringen, sogar für die Araber, deren Freiheit ich länger als zwanzig Jahre hindurch unermüdlich verlangt hatte.

Die Amnestie wurde fast einstimmig angenommen und ich wünschte mir Glück, während meiner sechsjährigen Verbannung standhaft jedes Gnadenangebot für meine eigene Person zurückgewiesen zu haben.

Am 2. Februar schiffte ich mich bei zehn Grad Kälte und sehr stürmischer See auf dem kleinen Dampfer ‚Foam' ein. Nach einer zweistündigen sehr schlechten Ueberfahrt landeten meine Freunde und ich — denn mehrere von meinen Mitarbeitern am Intransigeant hatten mich in London abgeholt — in Calais. Ich hatte wohl nicht erwartet, bei meiner Ausschiffung den Quai gerade menschenleer zu finden; aber ich war zu Thränen gerührt, als ich eine unermeßliche Menge am Hafen sah, die kein Fleckchen Erde unbedeckt ließ. Man kann sagen, daß alle

Arbeiter der Stadt hinausgekommen waren, um mir die Hand zu schütteln.

Die Nordbahngesellschaft hatte in sehr liebenswürdiger Weise Salonwagen zu unserer Verfügung gestellt und wir nahmen fast auf jeder Station neue Freunde auf, die sich entschlossen, die Reise bis Paris mitzumachen. In Amiens war die Demonstration großartig, so daß man aus Furcht vor Unfällen dem größeren Teil der Menge den Zutritt zum Bahnsteig untersagt hatte.

Die Ankunft in Paris trug einen noch nie dagewesenen Charakter. Schon zwei Stunden vor Ankunft des Zuges hielt eine unzählbare Menschenmenge den Platz vor dem Nordbahnhof besetzt; als der Zug gemeldet war, wurden die Thüren eingedrückt und wie eine Springflut ergoß es sich auf den Schienenweg. Die zehntausend Menschen, denen es gelungen ist, in die Halle einzudringen, stürzen auf den Abteil los, worin ich sitze. Dreimal versuche ich vergeblich auszusteigen. Glücklicherweise läuft ein anderer Zug ein; ich steige durch diesen hindurch und erreiche unbemerkt mit meinen Freunden Vaughan, Roche und meinem Sohn die auf uns wartenden Wagen.

Ich war wie betäubt durch den Anblick von zweihunderttausend Hüten, die in der Luft geschwungen wurden, und durch den Donner von zweihunderttausend Stimmen, die meinen Namen riefen. Bis spät in die Nacht hinein drängte sich das Volk unter den Fenstern des Intransigeant, dessen Bureau ich mit Mühe und Not erreicht hatte. Ich schrieb in aller Eile einen Dank an die Pariser Bevölkerung nieder, der mit folgenden Sätzen begann:

> Was mich bei der Kundgebung, von der ich noch tiefbewegt bin, am meisten gerührt hat, das war der Ruf, der von Calais bis zum Nordbahnhof unaufhörlich erscholl:

„Hoch die ehrlichen Leute!“

Nicht meinen in einer dreißigjährigen Thätigkeit geschriebenen guten oder schlechten Artikeln galt der Beifallsruf der Pariser, die zu Hunderttausenden mich und meine Mitarbeiter auf unserer Fahrt begrüßten, sondern der Uneigennützigkeit, die man mir zuschreibt, und der Gewißheit, daß ich nicht im stande bin, jemals meine Ueberzeugung oder meine Stimme durch einen Check mit Reinachs Unterschrift erkaufen zu lassen.

Ich glaube den Bericht meiner Erlebnisse mit diesem letzten Abenteuer beschließen zu müssen, das mich für so viele andere getröstet hat. Ich wünsche, der Leser, der mit mir diese alten und neuen Erinnerungen genossen hat, möge sie nicht allzu unverdaulich gefunden haben.

Verlag von **Robert Lutz** in **Stuttgart.**

Memoirenbibliothek

Bisher sind erschienen:

General Marbots Memoiren 1789—1815.

3 **Bände** à 22—23 Bog. mit Porträt. Preis brosch. M. 13.50, eleg. in Lwd. geb. M. 16.50.

Feldmarschall von Boyens Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771—1813.

2 **Bände** à 24 und 25 Bog. m. Porträt. Preis brosch. M. 9.—, eleg. in Lwd. geb. M. 11.—

Francois Bourgogne, Kriegserlebnisse 1812—13.

23 Bg. mit 16 Vollbildern. Preis brosch. M. 6.—, eleg. in Lwd. geb. M. 7.50.

C. F. v. Holten, Generalmajor, Vom dänischen Hofe.

Erinnerungen aus der Zeit Friedrichs VI., Christians VIII., und Friedrichs VII.

16 Bog. mit 4 Porträts. Preis brosch. M. 4.50, eleg. in Lwd. geb. M. 5.50.

Fürst P. Krapotkin, Memoiren eines Revolutionärs.

2 **Bände,** ca. 44 Bog. mit 3 Porträts. Preis brosch. M. 9.—, eleg. in Lwd. geb. M. 11.—.

Weitere Werke sind in Vorbereitung!

Sämtliche Bände der Memoirenbibliothek erscheinen in schöner gleichmäßiger Ausstattung. Kein Freund der Memoiren-Litteratur sollte versäumen, sich diese gediegene Bibliothek anzuschaffen.

Verlag von **Robert Lutz** in **Stuttgart.**

Memoirenbibliothek.

Mit den umstehend verzeichneten Memoiren hat die Verlagshandlung eine Sammlung von Denkwürdigkeiten, Erinnerungen und Selbstbiographien unter der Bezeichnung „Memoirenbibliothek" eröffnet. Dieselbe wird in zwangloser Reihenfolge erscheinen; jedes Werk ist für sich käuflich; Uebereinstimmung in Format und Ausstattung werden der Sammlung äußerlich einen einheitlichen Charakter verleihen. Die Memoirenbibliothek wird nur Werke ersten Ranges, die eine wirkliche Bereicherung dieser Litteratur sind, aufnehmen.

Angebote geeigneter Werke dieser Art aus eigener oder fremder Feder werden mit Dank entgegen genommen.

In Vorbereitung sind:

Baron de Thiébault (Vater), **Erinnerungen an Friedrich den Großen** und seine Zeit. 2 Bände.

Baron de Thiébault (Sohn), **Memoiren** aus der Zeit der franz. Revolution und des 1. Kaiserreichs. 3 Bände.

Dr. med. Ryan, Unter dem roten Halbmond.
Erlebnisse eines Arztes bei der türkischen Armee im Feldzuge 1877/78.

Erschienene Werke siehe umstehend.

Verlag von **Robert Lutz** in **Stuttgart.**

Mark Twains Humoristische Schriften.

Illustrierte Ausgabe in 6 Bänden. Preis brosch. M. 14.—, eleg. in Lwd. geb. M. 20.—.

Einzelne Bände kosten M. 2.50 brosch., M. 3.50 gebunden.

Nichtillustrierte Ausgabe in 6 Bänden. Preis brosch. M. 10.—, eleg. in Lwd. geb. M. 13.50.

Einzelne Bände kosten M. 1.80 brosch., M. 2.50 gebunden.

Inhalt der 6 Bände: I. Tom Sawyers Abenteuer und Streiche. — II. Huckleberry Finns Abenteuer und Fahrten. — III. Skizzenbuch. — IV. Leben auf dem Mississippi. — Nach dem fernen Westen. — V. Im Gold- und Silberland. — VI. Reisebilder und verschiedene Skizzen.

—o Auch jeder Band einzeln käuflich. o—

Als Fortsetzung zu den „Humoristischen Schriften" sind erschienen

die beiden neuen Werke Mark Twains:

Meine Reise um die Welt. 30 Bogen mit Porträt. Preis brosch. M. 5.—, eleg. in Lwd. geb. M. 6.—.

„Querkopf Wilson" und „Wie die Stadt Hadleyburg verderbt wurde." Zwei Erzählungen. 24 Bogen. Preis brosch. M. 2.50, eleg. in Lwd. gebunden M. 3.50.

Robert Lutz, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Bismarck-Anekdoten.

Heitere Scenen, Scherze und Charakterzüge aus dem Leben des ersten deutschen Reichskanzlers.

Bearbeitet von

Fr. Schmidt-Hennigker.

4. vermehrte Auflage.

15 Bogen. Preis geheftet Mk. 2.50, eleg. in Leinwand gebunden Mk. 3.50.

Das Buch enthält eine Fülle von Anekdoten, angefangen mit Bismarcks früheſter Jugend und fortgeführt bis an ſeinen Lebensabend, und feſſelt den Leſer von Anfang bis zu Ende. Der Charakter des großen Deutſchen Bismarck kann dem Leſer nicht beſſer offenbart oder näher gerückt werden als durch dieſe zahlreichen kleinen Züge.

Humor Friedrichs des Großen.

Anekdoten, heitere Scenen und charakteriſtiſche Züge aus dem Leben König Friedrichs II.

Bearbeitet von

Fr. Schmidt-Hennigker.

5. vermehrte Auflage.

12 Bogen. Preis geheftet Mk. 2.—, elegant in Leinwand gebunden Mk. 3.—.